germ.
5

P.-O. Germ
745 u

Koehler

Johannes [illegible]

seine Zeit

P.O.Germ
745 ll

Koehler

Johannes Huss

und

seine Zeit.

Historisch-romantisches Zeitgemälde

von

Ludwig Köhler.

Erster Band.

Leipzig, 1846.
Verlag von Joh. Ambr. Barth.

204. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Das vorliegende Zeitgemälde eröffnet eine Reihe von romantischen Darstellungen, die den Kampf der letzten vier Jahrhunderte gegen religiöse und politische Knechtschaft, wie sich derselbe vornehmlich in Deutschland äußerte, zur Anschauung bringen soll, und in welcher das jüngste größere Romanwerk des Verfassers „Thomas Münzer und seine Genossen" das zweite Glied bildet. Was könnte für die Gegenwart, die von denselben Kämpfen bewegt wird, wohl interessanter sein, als in das Spiegelbild vergangener Jahrhunderte, wie es nur der Dichter aus seinem mit Freiheit und Bewußtsein schaffenden Geiste darzustellen vermag, zu schauen und daraus sich nicht nur Muth und Hoffnung, sondern auch Belehrung und warnen-

des Beispiel zu schöpfen? Ob dem Verfasser die Absicht, ein solches Spiegelbild zu geben, gelungen ist, darüber steht ihm kein Urtheil zu, und er kann sich einzig und allein an dem Bewußtsein festhalten, das Beste gewollt zu haben. Lernten wir in Thomas Münzer einen Mann kennen, der in reinster Vaterlandsliebe das Schwert und die Brandfackel der Rache gegen die Unterdrücker der materiellen Freiheit seines Volkes schwingt, so stellt sich uns in Johannes Huß ein Charakter dar, der mit der Waffe des Worts, des Geistes gegen die geistige Unterjochung in die Schranken tritt und durch die siegreiche Bekämpfung dieser auch das leibliche Wehe des armen, niedergebeugten Volkes zu überwinden hofft. Er predigt die Liebe, die Duldung; die Liebe soll alle gehässigen Leidenschaften vernichten, und die ganze Menschheit soll ein großer Bruderbund werden. Die Geschichte lehrt, wie aus dieser Saat der Liebe eine blutige Ernte der Rache und der Vernichtung entsproß. Beide Charaktere, Münzer und Huß, ergänzen sich gegenseitig und werden in dieser Ergänzung nur die lebhaftesten Sympathien der Gegenwart erwecken können. Haß und

Liebe sind ja die Schiboletthe, die auf den Fahnen unsrer Vaterlandsmänner prangen oder prangen sollten. Liebe für den Bruder, für die Menschheit, unversöhnlicher Haß gegen den Frevler, der mit verbrecherischer Faust das Bruderband zerreißt, aus der Menschheit heraustritt und sie unterjochen will! — Daß der Held unsrer Darstellung zuweilen seine Heldenrolle aufzugeben scheint und anderen Ereignissen Raum giebt, wird nicht getadelt werden können, da, eben um den Feldherrn plastisch darzustellen, das Schlachtfeld mit möglichster Genauigkeit zu schildern war. Huß handelte nicht für die Studirstube, für einen engen Freundeskreis, sondern seine That gehörte der ganzen christlichen Welt, und wir mußten zeigen, ob und welchen Anklang sie mitten unter dem Waffengeräusche des Jahrhunderts fand. — Auch daß wir dem vorzugsweise romantischen Theile einen verhältnißmäßig großen Raum gestatteten, wird uns keine billige Kritik verargen. Der Charakter der Zeit offenbart sich ja nicht nur auf dem offenen Markte des Lebens, in den geräuschvollen Hof- und Staatsactionen, sondern auch im stillen Gemüths- und Familienleben. — Vielleicht

könnte uns Jemand den Vorwurf machen, hier und da die Farben zu grell aufgetragen zu haben; dem erwidern wir, daß, wo es die Verderbniß der Klöster zu schildern gilt, keine Farbe zu grell sein kann, da sie ja doch nie das Original erreichen kann. Die Schandthaten der Klöster sind theils durch die Berichte von Augenzeugen, theils durch besonnene Forschungen enthüllt, und wir selbst können in unserm lichten neunzehnten Jahrhunderte von Fanatismus reden, der gegen die gelindeste, gerechteste Reformation in den Koth der Gasse greift. Delicate Situationen haben wir ohne Prüderie, aber auch ohne Lüsternheit geschildert; wir wollten der erstern nicht die Objectivität aufopfern, selbst auf die Gefahr hin, den schönern Theil der Lesewelt in unserm Publicum vermissen zu müssen.

Hildburghausen, im Dec. 1845.

Der Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Im Fensterbogen eines kleinen Gemachs des bosnischen Schlosses Doboy stand ein junger Mann, der noch nicht lange in das Jünglingsalter getreten zu sein schien; so schlank war sein Wuchs, so jugendlich blühte sein Antlitz, das zwei tiefblaue, keck in die Welt hinausschauende Augen belebten. Er trug nach damaliger deutscher Sitte ein sammtnes Wamms mit aufgeschlitzten und mit Seide ausgeschlagenen Aermeln, weite, nicht ganz bis an die Knie reichende, mit bunten Schleifen geschmückte Beinkleider und auf den Schultern einen weißen Spitzenkragen, auf den das vollblonde Haar in reichen Locken niederwallte. Der junge Fremdling — dies war er offenbar in dem Bosnierlande — hatte das Fenster geöffnet und legte sich mit halbem Leibe über die Brüstung hinaus, augenscheinlich bemüht, die Ursachen des Geräusches zu erspähen, das wie dumpfer Waffenlärm aus der Tiefe heraufdrang; doch schweifte sein Blick wohl fern hinaus über eine wilde Gebirgslandschaft,

deren bald grüne, bald schroffe und kahle Gipfel die Sonne mit goldenem Schleier umwob; aber die nächste Nähe war ihm verschlossen. Nur das Rauschen des Bosnaflusses, der an dem keck sich aufgipfelnden Felsen, auf dem Doboy erbaut war, brandete, war ihm vernehmbar.

Seit einigen Tagen schon war dem Jüngling, was um ihn her vorging, aufgefallen; es war ihm oft gewesen, als trügen die reinen Lüfte Trompetenklang an sein Ohr, als hör' er wilden Kriegsruf oder das Dröhnen unter der Wucht riesiger Wurfgeschosse seufzender Mauern. Im Schlosse selbst gab sich eine ungewöhnliche Bewegung, eine seltsame Hast kund. Alle männlichen Bewohner erschienen in vollem kriegerischen Gewande; er sah sich strenger bewacht, als es sonst der Fall gewesen war. „Ein Jahr meines Lebens gäb' ich darum,“ rief er endlich, ärgerlich über seine vergebliche Mühe mit dem Fuße stampfend, aus, „wär' ich der Reiher, der dort aus der Tiefe taucht und bald im Aether verschwinden wird!“

„Würfelt nicht leichtsinnig mit dem Leben, junges Herrlein!“ antwortete plötzlich eine Stimme hinter ihm, und als er sich umwandte, sah er in das Antlitz des Mannes, unter dessen Obhut er seit seiner engern Gefangenschaft gestellt worden war. „Die Jugend ist gar zu verschwenderisch mit dem Leben,“ fuhr er fort, einen frugalen Imbiß auf den eichenen Tisch setzend; „sie vergeudet es im Spiel oder Nichtsthun, oder setzt es am Ende gar als Preis für eine Grille. Danket Gott,

daß Ihr nicht beim Worte genommen werdet, denn ich sag' Euch, das Leben wird erst kostbar, wenn man alt wird. Da möchte man den Tag festhalten und zur Minute sprechen: »Weile noch!« Dies sag' ich, an dessen Bart die Zeit gezaus't hat, daß er grau geworden ist."

„Und Ihr befürchtet Euch nicht der Sünde, mir einen Theil dieses kostbaren Lebens zu rauben, indem Ihr mich in Euer verdammtes Felsennest sperrt, wo man lebt wie in einem Carthäuserkloster? Uebrigens nehmt mir's nicht übel, alter Cumpan! mir dünkt, es wäre das Recht der Jugend, sich an's Leben zu klammern, das ja nur ihr Rosen bietet und dem Alter eine Bürde ist."

„Ihr schwatzt grade, wie Ihr's versteht!" grämelte der Alte. „Als ich jung war, dacht' ich, ich sei gefeit gegen den Tod, und rannte wie ein junger Stier in das dichteste Schlachtgetümmel; Ihr könnt das an dem Liebesbrief sehen, den mir ein Türkensäbel auf die Stirn geschrieben. Jetzt ist mein Blut abgekühlt, obwohl ich einem ehrlichen Strauß bis auf den heutigen Tag nicht abhold bin, so wahr Gott meiner Seele gnädig sei! — Aber nun sagt mir doch, Junker Volkmar — nicht wahr, so heißt Ihr? — warum wünschtet Ihr ein unvernünftig Thier zu sein?"

„Wär' ich dann nicht frei?" entgegnete der Jüngling.

„Frei; aber ob es Euch besser erginge? — Und doch," murmelte der Alte in den Bart, „möchten wir Alle

besser in jenen Wäldern hausen, denn hier! — Seht, Junker, es ist gut, daß der liebe Gott und seine Heiligen nicht alle Wünsche erfüllen; denn während Ihr sonst als Schwalbe in des Himmels Luft hinausflögt, möchte mich der gestrenge König leicht in den Himmel selbst senden. Dieweil Ihr aber nicht Flügel habt, so ist's Euch unmöglich, über die Höllentiefe da hinüberzukommen; und ich versichr' Euch, dort ist's schauerlicher, als hier oben. Meines Amts aber will ich treulich warten, und Euch keine Ritze zum Entschlüpfen offen lassen."

„Also fürchtet Ihr doch, daß ich Flügel bekommen möchte?" lächelte Volkmar. „Ihr seid ein wunderlicher Kauz! Die Freiheit ist so schön! Aber eigentlich war's diesmal Neugier, die mich plagte. Mir ist, als ginge nicht Alles mehr im alten Gleise fort, als töne Schlachtlärm an mein Ohr, und doch sah' ich nichts, als Schluchten und Berge."

„Was schiert's Euch?" brummte der Alte. „Es giebt ein Sprichwort in unserm Deutschland: »Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.« Das laßt Euch zum Troste gesagt sein. Einen bessern Rath könnt' ich Euch nicht geben, und wenn Ihr mein leiblicher Sohn wäret."

„Ihr seid ein Griesgram!" schalt der Jüngling. „Erst geben sie mir schnauzbärtige Heiden zu Wächtern, die mich dumm lachend anglotzen, wenn ich sie frage, und die eine Sprache reden, als kämen sie grade vom Thurmbau zu Babel, und nun ich Euch die süße deut-

sche Muttersprache reden hörte und aus Herzensgrund mich freute, daß ich endlich einen Menschen sah, der mich verstand, geht Ihr wie ein Filz mit den Klängen der lieben Heimath um."

„Schweigen ist eine größere Kunst, als reden!" antwortete der Alte. „Unsre deutsche Zunge ist nicht für Schwätzer und Plauderer."

Volkmar's Neugierde ward immer gespannter. Er glaubte, das Geheimniß dem Alten noch entlocken zu können, und begann deshalb ein trauliches Gespräch mit ihm anzuknüpfen. „Ihr könnt' Euch denken, Meister Gregor, wie mich's verwundert hat, hier so nah' am Heidenlande einen deutschen Landsmann zu finden;" sprach er. „Erzählt mir doch, wie Ihr hieher gekommen."

„Das ist mit ein Paar Worten gethan," versetzte Gregor. „Ich bin in der Mark geboren, eben kein Land, das der Hergott mit seinem Ueberfluß gesegnet, aber doch schön genug, um es nicht zu vergessen. Ich war ein junger Springinsfeld von etlichen zwanzig Jahren, als es mir in der Schmiedewerkstatt des Vaters nicht mehr Ruhe noch Rast ließ. Ei, dacht' ich, der Hammer ist schwer und der Ambos hart; schwerer ist nicht das Schwert und härter nicht ein Feindesschädel, und bei beiden setzt's Schweiß ab, nur daß er hier manchmal roth ist. Als Schmied ernt' ich schmale Kost und knappen Wochenlohn, als Kriegsmann Ruhm und Geldes die Fülle. Ich hob zum letzten Male den

Hammer, um mir Schwert, Bruststück und Partisane zu schmieden, warf ihn dann in die Spree und zog in die tolle Kriegsjagd. Das trieb ich lange bei dem und jenem Herrn, bis unser Markgraf Siegmund ein Heer in's Ungarland führte, um als Gemahl der schönen Maria die ungarische Königskrone sich zu holen, die sie dem König Karl von Napolis zuspielen wollten. Siegmund schlug seine mächtigsten Feinde in's Bosnierland, wo der König Twartko ihnen eine Freistätte gab. Man zwang mich, mitzuwandern, denn ich war in Gefangenschaft gerathen, und obwohl ich nur ein schlichter Knecht war, so wollte man doch Geißeln auf alle Fälle. Mir gefiel die Weise meiner neuen Herren und noch mehr die Töchter ihres Landes, von denen eine mir's angethan mit ihren dunklen Augen. So vergaß ich die Heimath. Ich focht in König Twartko's Schlachten gegen Gläubige und Ungläubige, erwarb seine Gunst und die Geliebte zum Weibe. Twartko starb, da wollt' ich wieder gen Deutschland ziehen mit dem Töchterlein, das mir der Herr geschenkt; doch vermocht' ich's nicht, die Waffenbrüder zu verlassen. Ich liebte den grünen Strand der Bosna, wo meine neue Heimath war; die alte hatte ja mein vergessen, und nicht Vater, noch Mutter oder Bruder athmeten im fernen Lande. Der junge König Twartko Schura war mir nicht minder geneigt, denn sein Vater. Um mir ein ruhiges Alter zu bereiten, sandt' er mich hieher gen Doboy, denn »Deine Augen,« sprach er, »sind wie des Falken Augen, und Du

wirst dies Adlernest hüten, damit kein Feind hineinkomme, und sei es auf einem Sonnenstrahle!« Und ich hab' es redlich gehütet, dieweil mein Herr gegen den Rebellen Ostoja seine Schlachten schlug und — doch die Zukunft ist ein verschlossenes Buch; des Herrn Wille geschehe!"

Er hatte die letzten Worte mit einem Seufzer gesprochen, der Volkmar's Aufmerksamkeit um so mehr erregte. „O Landsmann," bat er schmeichelnd, „was auch Schlimmes draußen sich begiebt, es soll mich nicht erschrecken, wenn Ihr —"

„Verzeih' es mir mein heiliger Schutzpatron!" sagte Gregor statt der Antwort, „daß ich da steh' und plaudere, während ich doch Besseres zu thun hätte. Das macht das Alter; da wird das Gemüth kindisch, wenn auch die Knochen noch halten, wie Stahl und Erz, und der Verstand eben nicht betteln geht. Wohl bekomm' es, und nun schlaft wohl!"

Gregor zeigte mit diesen Worten auf den mitgebrachten Imbiß und ging, die Thür hinter sich in's Schloß werfend. Volkmar war unzufrieden mit sich selbst, mit dem Alten, doch verschmähte er es nicht, einen tiefen Zug aus dem Becher edlen Ungarweins zu schlürfen, der zu seiner Abendmahlzeit gehörte. Draußen senkte sich der Abend dämmernd auf Berge und Thäler; der Duft des fernsten Höhenzugs wurde dunkler und dunkler, bis dieser im tiefsten Blau am glührothen

Horizont sich begrenzte. Noch wenige Minuten, und die Nacht lagerte sich auf die Gipfel.

Mit hallendem Schritt ging Volkmar im Gemache auf und ab; er griff nach einem Saiteninstrument, einer Laute ähnlich, das an der Wand hing, entlockte ihm die demselben eigenthümlichen, ziemlich einförmigen Accorde und begleitete sie mit einem deutschen Liede. Aber sein Gemüth war zu aufgeregt, um lange an dieser Beschäftigung Vergnügen zu finden; er hing das Instrument wieder an seinen Platz, setzte seine engbegrenzten Spaziergänge fort und rüttelte endlich an der Thür, ob sie sich nicht etwa öffnen lasse. Aber der Alte hatte gar zu sorgfältig verschlossen; Volkmar mußte von dem fruchtlosen Versuche abstehen. Ein großes Bild betrachtend, das an der Wand hing und bis auf den Boden niederreichte, blieb er stehen. Es war eine hohe, schlanke Frauengestalt in der eigenthümlichen malerischen Tracht des Landes, schlecht ausgeführt und doch für den Jüngling in diesem Augenblicke von einem unnennbaren Zauber. Die dunklen Augen schienen sinnend auf ihm zu ruhen, und die rothen Lippen ihm mild zu lächeln. Er konnte sich von dem Bilde nicht wenden, obwohl er es schon oft betrachtet, und da die einbrechende Nacht es bereits mit dem Schleier der Dämmerung umhüllte, rückte er einen Schemel herbei, auf den er stieg, um dem liebreizenden Antlitz grade gegenüber zu stehen. Als er so noch im Anschauen versunken stand, wich der Schemel; Volkmar, in der Besorgniß, zu fallen, griff nach dem

Rande des Bildes, das jedoch nachgab und mit großem Geräusch den Jüngling unter sich begrub.

Volkmar schob die staubige Last von sich und erhob sich, halb lachend, halb ärgerlich. „So schön und so falsch!“ murmelte er. „Weibertreue!“ — recht, als ob er in dieser Beziehung ein Greis an Erfahrung gewesen wäre. Eh' er das Bild aufrichtete, spähte er nach der Ursache des Falls und sah, daß der Haken, an dem es gehangen, sich aus der Wand gelös't hatte. Er bestieg den Schemel wieder, um den Schaden zu heilen; die Schläge, die er that, klangen aber so hohl, daß er verwundert inne hielt und mit gekrümmtem Finger etwas tiefer an die Wand klopfte. Es klang, als poche er an einen Bretterverschlag, und als er die Stelle näher untersuchte, fand er die Fugen einer Thür, dem flüchtigen Blick unbemerkbar. Volkmar's Herz schlug schneller, als er diese wichtige Entdeckung gemacht; es galt nur noch, den Mechanismus aufzufinden, durch welche die Thür geöffnet werden konnte, und dies gelang ihm auch nach sorgfältigster Untersuchung. Es war ein kleiner Stift, bei dessen Berührung die Thür sich zurückschob und die Aussicht in einen dunklen Raum öffnete, aus dem ein dichter, stickender Luftstrom ihm entgegenquoll.

„Habe Dank, Du holde Frau!“ sagte Volkmar, das Bild gegen die Oeffnung lehnend. „Du hast es gut mit mir gemeint, und ich bereue herzlich, daß ich Dich gescholten. Wo auch der Pfad hinführe, den Du

mir gezeigt, ich muß ihn gehen!" Er wollte nur Mitternacht abwarten, wo, wie er wußte, die Wache die letzte Runde machte, um seine Entdeckung weiter zu verfolgen. Bis dahin aber ward ihm jede Minute zur Ewigkeit. Umsonst griff er nach der Laute und sang seine Lieder, umsonst lehnte er sich an's Fenster und ließ die frischen Abendlüfte in seinen Locken spielen. Die Dämmerung rang hartnäckiger als jemals mit dem Dunkel, und die Sterne schimmerten noch allzu blaß am Firmament.

Endlich war die träge Zeit verronnen; an die Stelle ungeduldiger Hast war im Gemüthe des Jünglings eine gewisse zögernde Besorgniß getreten, die auch den Stärksten vor dem Beginn eines gewagten Unternehmens befällt, die aber bald dem kecken Jugendmuthe wich. Volkmar entzündete die Lampe, die ihm verstattet worden war, stellte sie in den geleerten Becher, theils um ihren blendenden Schein zu mildern, theils um den Luftzug von der Flamme abzuhalten, und trat im Namen Gottes seine Fahrt an. Die gefundene Oeffnung war sehr schmal, so daß der schlanke Jüngling eben nur hindurchschlüpfen konnte. Als dies geschehen, befand er sich in einem weiten Raume, der eine Art Waffenkammer zu sein schien. Der Schein der Lampe fiel auf die Decke und beleuchtete dort abenteuerliche, fratzenhafte Schildereien in halberhabener Arbeit. An den Wänden hingen alte verstaubte Waffenstücke, bunte Gewänder, Zierrathen, Trinkhörner und dergleichen; in

einer Ecke aber schien eine riesige Gestalt sich zu erheben, und Volkmar's erhitzte Phantasie glaubte ein erdfahles Antlitz zu erkennen, das mit hohlen Augen nach ihm hinstarre. Eine unendliche Bangniß ergriff ihn, das Haar sträubte sich ihm zu Berge, und er wäre gern in sein Gemach zurückgeeilt, wenn sein Fuß nur nicht wie an den Boden gewurzelt gewesen wäre. Mit zitternder Hand erhob er die Lampe und ließ ihr volles Licht auf die räthselhafte Gestalt strömen; es war die vollständige aufgestellte Rüstung eines Mannes, wie wir sie noch in alten Waffensammlungen finden. Volkmar spottete nun seiner Furcht und gelobte sich um so größeren Muth für die Zukunft.

Durch einen hohen Fensterbogen flimmerte das Sternenlicht; vorsorglich stellte Volkmar seine Lampe in einen Winkel, wo der Zugwind sie nicht treffen konnte, öffnete das Fenster und lehnte sich so weit hinaus, als er vermochte. Er konnte grade hinab in die Tiefe sehen; das Rauschen der wilden Bosna drang vernehmlich an sein Ohr, und er sah die Mondessichel in ihren Wellen schimmern. Jenseits des Flusses flackerten einzelne Flammen, ob Irrlichter oder Wachtfeuer, war sein Auge zu schwach, zu unterscheiden.

Um seine Entdeckung weiter zu verfolgen, griff Volkmar wieder nach seiner Leuchte. Er nahm die Lampe aus dem Becher, um einen möglichen Ausgang zu suchen; zugleich aber fiel sein Blick auf einen Riegel, der an der Stelle wo er stand auf dem Boden

befestigt war. Mit einiger Anstrengung ließ er sich zurückschieben, und Volkmar öffnete eine Fallthüre und sah einen dunklen, engen Schlund sich entgegengähnen. Bei genauerer Besichtigung ergab sich, daß eine Wendeltreppe hinabführte, die der junge Abenteurer nach einigem Zögern betrat. Die Luft, in der er sich befand, war feucht und schwer; doch er schritt vorwärts, und glaubte schon mehr als hundert Stufen zurückgelegt zu haben, ohne daß er ein Ende absah. Die tiefe Stille um ihn her, die nur der Wiederhall seiner Schritte unterbrach, ward ihm unheimlich; wer stand ihm dafür, ob der geheime, sichtlich längst nicht mehr betretene Gang einen Ausweg hatte, und daß nicht ein heimtückischer Zufall ihm die Rückkehr abschnitt, wo er dann in dem engen, schauerlichen Verließe hätte verschmachten müssen? Dieser Gedanke kam ihm wohl zu Sinne, doch verscheuchte die Scham vor sich selbst seine Furcht. Er schritt weiter, bis sein Fuß plötzlich einen Widerstand fand. Ein starker Luftzug kam ihm entgegen, so daß er Mühe hatte, seine Lampe vor dem Erlöschen zu schützen. Durch Tasten fand er eine zweite Treppe, die jedoch aufwärts führte. Daß noch ein anderer Ausgang vorhanden war, vermuthete er wohl, zumal der Luftzug nicht von oben herab, sondern von unten herauf kam; da er aber seine Leuchte nicht gebrauchen konnte, fürchtete er in eine Untiefe zu stürzen, und beschloß die aufwärts führende Richtung zu verfolgen, da er ja mit besseren Vorsichts-

maßregeln wiederkehren konnte, um weitere Entdeckungen zu machen. Die Treppe, auf der er sich jetzt befand, war von der zurückgelegten verschieden; sie bestand aus kurzen Absätzen, die zuweilen in einen schmalen Gang ausliefen, um dann wieder aufwärts zu führen. Wahrscheinlich führte sie in einen andern Flügel des Schlosses und vereinigte sich mit jener zu einem gemeinschaftlichen Ausgang.

Volkmar war vom Auf- und Abwärtssteigen so ermüdet, daß er sich zuweilen eine kurze Rast gönnen mußte; endlich gelangte er an einen Verschluß, der jedoch seinem Drucke nachgab. Er stand auf einem ziemlich geräumigen Gange, dessen äußerstes Ende von einem Lichtschimmer durchschnitten wurde. Darauf zugehend, fand er eine Thüre, durch welche der Schein, mittelst eines Spaltes, den das Alter in das mürbe Holz gerissen, drang. Er legte sein Ohr an den Spalt und lauschte mit angehaltenem Odem, aber hörte nichts, als ein unverständliches Flüstern; er legte sein Auge daran und sah die Umrisse einer weiblichen Gestalt, die vor einem Muttergottesbilde auf den Knieen lag, das, von dem vollen Licht einer von der Decke herabhängenden Ampel übergossen, auf die Beterin niederzulächeln schien. Obwohl dem jungen Manne nur eine mangelhafte Einsicht in das Gemach gestattet war, so glaubte er doch aus dem, was er sah, aus den Formen der halbentblös'ten Schultern, des blendenden Nackens, aus dem langen, halb aus den Flechten gelös'ten Haare

auf Jugend und Schönheit schließen zu dürfen. Seine Phantasie, durch das Geheimnißvolle und Abenteuerliche seiner ganzen Wanderung noch mehr emporgeflügelt, zauberte ihm ein Bild, wie es gewiß im Paradiese des Morgenländers nicht schöner lebt.

Sollte er die reizende Frucht seines Unternehmens ungepflückt lassen? Die schöne Beterin war gewiß allein, und sein Bitten besänftigte vielleicht ihr Zürnen über den so späten und unerwarteten Besuch. Er war ein Gefangener, gewissermaßen ein Unglücklicher, und Volkmar wußte schon, daß Frauen dem Unglück selten ihr Mitleid versagen, und daß die bleiche Blume Mitleid oft zur Rose Neigung wird. Er versuchte die Thür zu öffnen, und dies gelang ihm in der That, vielleicht weil die Beterin sie von innen zu verriegeln vergessen. So gern er auch ihr Antlitz recht bald gesehen hätte, so wollte er doch ihre Andacht nicht stören und war recht erzürnt, daß die Thür so auffallend knarrte, daß die Beterin den Kopf wandte, beim Anblick des Fremden mit dem Ausrufe: „Marie und Joseph!" aufsprang, mit den Händen den Schnee des Busens zu verhüllen suchte und sich an das roh geschnitzte Bild der Gottesmutter schmiegte, als habe sie in deren heiligem Schutze nichts Uebles zu befahren.

Volkmar's Einbildungskraft hatte ihm diesmal kein Trugbild vorgegaukelt. So schön das Ebenmaß der Glieder, so schön war auch das ihm zugewandte Antlitz, das im heißen Roth jungfräulicher Scham erglühte.

Mit einem raschen Schritt war Volkmar in dem Gemach, das einfach und anspruchlos, doch jenen angenehmen Eindruck machte, den eine sorgsam waltende Frauenhand hervorzubringen pflegt. Er stand eine Minute der Jungfrau schweigend gegenüber, in ihrem Anschauen versunken. „Was wollt Ihr denn und wer seid Ihr?“ fragte diese nach einer Weile halb neugierig, halb ängstlich in deutscher Sprache, doch mit fremdem Anklang.

„Was ich will? Dich sehen, holdes Mädchen, Dein Freund werden oder was Du willst. Wer ich bin? Dein Landsmann, wie ich höre.“

„Dies ist nicht die Art, wie man Bekanntschaften mit Jungfrauen sucht;“ antwortete das Mädchen schmollend. „Seid Ihr denn ein Dieb, daß Ihr bei Nacht kommt?“

„Kein Dieb, aber doch ein Mensch, dem die Nacht Freund geworden ist, weil sie ihn zu Dir, schöne Jungfrau, führte.“

„Ihr seid doch ein Dieb, denn Ihr habt mir meine Andacht gestohlen! Nun aber geht, oder ich werde den Vater rufen.“

„Ruf' ihn nicht, denn wir bedürfen seiner nicht,“ versetzte Volkmar.

„So will ich verschwiegen sein, wenn Du gehst, aus Mitleid mit Dir; denn es würde Dir fürwahr schlimm bekommen, wenn's der Vater wüßte!“

„Wer ist denn dieser rachsüchtige Vater, liebes Kind?“

„Kennt Ihr den Schloßwart Gregor nicht?"

„Ah, mein braver Landsmann! Der würde wohl nicht allzu schlimm mit mir verfahren. Aber besser ist's, Du bist verschwiegen. Doch darfst Du mich darum nicht verbannen wollen. Denke Dir ein armes Vögelein, das lustig im Laube zwitscherte und kein Arg hatte; siehe, da fiel es in eine Schlinge, und grausame Buben sperrten es in einen engen Käfig, in ein finster Gemach, daß es weder Waldesgrün noch Sonnenlicht mehr sah. Endlich war es einmal aus seinem Käfig entwischt, flatterte mit den armen halberlahmten Schwingen und fand ein Ritzchen, durch das es den blauen Himmel, die goldene Sonne, den grünen Wald mit den rothen Beeren und die blumige Aue sehen konnte. Das Ritzchen war so eng, so eng, daß es die Herrlichkeit eben nur sehen konnte, und doch war das Vögelein schon so glücklich! Würdest Du den loben, der das Arme unbarmherzig in seinen Käfig zurücktriebe und die Ritze mitleidlos verstopfte?"

„Wie kannst Du das denken?" rief das Mädchen eifrig. „Nein, den würd' ich einen unbarmherzigen Menschen schelten. Aber bist Du denn ein solches Vögelein?"

„Wohl, Jungfrau!" antwortete Volkmar. „Und Du bist die lichte Sonne, Deine Augen sind der Himmel, Deine Lippen die rothen Beeren, nach denen dem Vögelein gelüstet —"

„Ei, das Vögelein wollte ja nur das Anschauen

haben!" scherzte das Mädchen. „Laßt's aber auch nun damit genug sein und verlaßt mein Losament, denn es ziemt sich nicht —"

„Verstoße mich nicht, schöne Maid!" flehte der Jüngling. „Du weißt ja nicht, daß Du mich vom Himmel zur Hölle sendest! Sieh', ich will harmlos sein wie ein Kind und nur mit Dir plaudern, und Deine Hand ganz leise drücken, wenn Du's gestattest! Wo ich herkomme, da ist's dunkel und einsam, und in vielen Wochen hab' ich keiner Jungfrau sanftes Auge gesehen."

„Armer!" entgegnete das Mädchen mitleidig. „Weil Du denn mein Landsmann, wie Du sagst, und unglücklich bist, so erlaub' ich Dir, daß Du ein halb Stündlein mit mir plauderst; aber nicht länger, sonst — o ich kann auch zornig sein! Zuvor aber wende Dich ab, oder besser, harre vor der Thür, bis ich mein Gewand übergeworfen."

„Das Erste will ich thun, schöne Jungfrau, obwohl das neidische Gewand einen Raub an mir begehen wird; das Zweite aber will ich nicht thun, denn ich fürchte Deine List."

„So thue das Erste; aber werde nicht treulos; denn so Du einen Blick nach mir wendest, eh' ich es gestatte, ruf' ich den Vater."

„Ich gehorche!" entgegnete Volkmar und wandte sich ab, während die Jungfrau das abgelegte Gewand über sich warf und mit dem bunten Mieder Brust und

Schultern eng umschloß. Lächelnd blickte sie dabei nach ihrem Gast und schien mit Wohlgefallen seinen Gehorsam zu bemerken. „Nun ist Euer Bann gelös't, mein Herr Landsmann!“ sprach sie dann. „Wißt Ihr auch, daß ich schon mehr Vertrauen zu Euch habe, seit ich sehe, daß Ihr gewissenhaft unsre Bedingungen erfüllt?“

„Habe nur immer mehr!“ scherzte der Jüngling. „Ich verspreche mir schöne Tage im Schatten dieses Vertrauens, oder vielmehr schöne Nächte, denn die Tage gehören einem grausamern Gebieter, als Du bist. Aber wie heißest Du, holde Maid?“

„Meta. Und Ihr?“

„Volkmar, schöne Meta!“

„So seid Ihr am Ende gar der Junker Volkmar, von dem Väterchen zuweilen spricht, König Twartko's Gefangener?“

„Derselbe, Meta. Hab' ich nun nicht wahr geredet von dem gefangenen Vogel?“

„Und Ihr seid ausgebrochen, wollt wohl gar entfliehen und fürchtet Euch keiner Sünde?“

„Sünde? Warum, Meta?“

„Nun ja! Liefert Ihr nicht durch Eure Flucht meinen Vater, der's so herzlich gut mit Euch meint, an's Schwert? Väterchen hat Euch lieb gewonnen; ach, und Ihr wißt nicht, wie der König zürnen kann!“

„Beruhige Dich! Meinetwegen soll Deinem Vater kein Haar gekrümmt werden. Du hältst mich mit festeren Banden, als Schlösser und Riegel. Was hab'

ich auch von Twartko Schura zu fürchten? Ich bin ein deutscher Edelmann und weder sein Feind, noch sein Vasall!"

„Ach, Ihr kennt Twartko Schura nicht, wie ich sehe!" sagte Meta betrübt. „Sähet Ihr seine düstern, wildrollenden Augen, es würd' Euch bange werden!"

„Nimmermehr!" rief Volkmar in jugendlichem Uebermuthe. „Er hat kein Recht über mich und mag sich hüten, das Spiel zu weit zu treiben!"

„Wie kamt Ihr in Twartko's Gefangenschaft?"

„Durch unmännliche Hinterlist und ehrlosen Verrath!" grollte der Jüngling. „Ich kam von Deutschland, meiner Heimath, den grünen Bergen des Thüringer Landes, wo die Burg meiner Ahnen, wie ein Juwel, im Schmucke der Wälder prangt; gen Buda ging meine Fahrt, an den Hofhalt des Königs Siegmund, wo ich die Träume meiner Jugend durchschwärmen sollte. Ich vernahm aber, daß die ungarische Majestät in's Feld geritten gegen die dalmatischen Rebellen. Da macht' ich mich auf mit meinem Knecht, dem König zu folgen, denn ich sehnte mich, im Sturm der Schlacht mein jungfräuliches Schwert zu schwingen. Wir Beide aber wußten nicht Weg noch Steg, und Tage lang irrten wir oft durch Wälder, Felder und Haiden, bis wir einen Mann fanden, der uns in des Königs Heerlager zu führen versprach. Es war ein Mann, dem die Schlechtigkeit aus den schielenden Augen leuchtete, dem der Verrath auf der Stirn geschrieben stand. Begeg-

nete mir heut ein solcher Wicht, so würd' ich ihm in's falsche Antlitz speien; damals aber war mein Herz sonder Arg, denn ich hatte noch gar wenig von der Welt gesehen. Statt in König Siegmund's Heerlager, führt uns der Schurke in Twartko Schura's Hände, der uns in Ketten zu legen befahl. Mein treuer Hans zog sein Schwert und ward zusammengehauen; mich überwältigte die Rotte, eh' ich dem Braven beispringen konnte."

„Weiß Twartko, daß Ihr zu König Siegmund wolltet?"

„Ich sagt' es ihm und forderte in Siegmund's Namen meine Freiheit."

„Und er?"

„Er kniff die Lippen lächelnd ein und antwortete nicht."

„Armer Freund, die Gefahr ist größer, als Ihr glaubt. Wißt Ihr nicht, daß Twartko Schura Siegmund's Todfeind ist? O, ich bitt' Euch, reizt den Schrecklichen nicht, denn sein Zorn bringt Verderben. Mein Vater wird Euch sagen, was Ihr thun und lassen sollt. Wie aber, ich bitt' Euch, entkamt Ihr dem festverschlossenen Kerker?"

„Durch eine Fügung des Schicksals oder des Zufalls, die ich Dir offenbaren will, im Vertrauen, daß Dein Zünglein so vorsichtig sein wird, als Dein Herz." Und er erzählte ihr, wie er so wunderbar den Ausgang aus seinem Gemach gefunden, und wie viel Dank er der schönen gemalten Frau schuldig sei, die ihn einer

noch schönern lebendigen Jungfrau zugeführt. Meta hörte ihm aufmerksam zu. „Ihr müßt ein Sonntagskind sein!“ sprach sie dann. „Es ist sichtbar, daß die Ahnfrau Euch beschützt.“

„Die Ahnfrau?“ fragte Volkmar.

„Deren Bild Ihr eben beschrieben habt! Die arme Frau saß in demselben Gemache lange Jahre gefangen.“

„Erzähle doch!“

„Nein, nein! Die bedungene Frist ist schon vorüber. Ist Euch an der Mähr gelegen, so bittet meinen Vater darum.“

„Oder Dich selbst, wenn ich morgen Dein Kämmerlein wieder offen finde.“

„Seht doch! An morgen denkt Ihr schon? Ihr schließt rasche Freundschaft, Junker Volkmar. Pocht nicht zu sehr darauf, daß ich Euch heut vertraute. Ihr denkt gar nicht an den Vater! Heilige Jungfrau, wenn der Euch fände!“

„Sagtest Du nicht, die Ahnfrau sei meine Beschützerin? Was hab' ich zu befahren in ihrer Hut? Sie breitet ihren Schleier um uns, daß kein menschliches Aug' uns sieht.“

„Ei, die Ahnfrau könnte sich eines Andern besinnen,“ sagte Meta schalkhaft. „Wißt Ihr was? Weil Ihr gewissermaßen ein Kranker seid, so will ich Euch gestatten, mich zu sehen; aber nur zu sehen. Dagegen

müßt Ihr mir versprechen, um meines Vaters willen, nicht zu fliehen. Wollt Ihr?"

„Ich will! Mir fehlen ja die Flügel, hoch in die blaue Luft zu steigen und dieser Mauern zu spotten."

„Die noch dazu mit Kriegern dicht besetzt sind," fiel Meta ein.

„Mit Kriegern besetzt?" fragte Volkmar aufmerksam.

„Ja doch, um dem Feinde den Eingang zu wehren."

„Welchem Feinde?"

„Du weißt es nicht? So hab' ich einen dummen Streich gemacht. Mein Herr Landsmann, ich darf Euch kein Wörtchen weiter sagen."

„Vertrau' es mir, Meta!" schmeichelte der Jüngling. „Ich will gewiß mit keinem Blick verrathen, was ich weiß. Belagert also ist das Schloß? Das war der dumpfe Waffenruf, der an mein lauschend Ohr drang? Und der Feind? Twartko Schura trägt die Waffen gegen die ungarische Majestät, sagtest Du. König Siegmund belagert Doboy!"

„Da wißt Ihr's ja, und ich hab's Euch nicht gesagt."

„Freue Dich, Meta, die Freiheit naht!" rief Volkmar begeistert. „Und gipfelte dies Schloß auch noch so stolz sich in die Wolken, so wird Siegmund dennoch seinen Nacken beugen, und wehe dem, der tollkühn seine Siegesbahn durchkreuzt!"

„Und Ihr habt Siegmund nie gesehen?"

„Dünkt das Dir wunderbar?"

„Wohl! Wie wißt Ihr, daß er solch' ein Held ist?"

„Mein Herz sagt es mir und sein Name! O, Meta, mir bangt vor Dir, daß Deinem Herzen ein Gram beschieden sein möge! Nicht wahr, das hast Du selbst gefühlt, und darum lagst Du vor der Gottesmutter im heißen Gebete?"

„Wohl empfahl ich mich und den Vater ihrem Schutze; aber ich fürchte keine Gefahr, denn Twartko sagt, es sei nicht noth, und Twartko ist ein Held! Er wird uns beschützen, denn er fürchtet Deinen Siegmund nicht!"

„Gläubiges Kind!" versetzte Volkmar. „Twartko Schura steht hoch in Gnaden bei Dir; sage doch, womit er das verdient?"

„Ich kann's Dir nicht beschreiben! Er hat nie zu mir gesprochen, ja ich glaube, er hat mich kaum gesehen; aber ich habe seine Stimme gehört, und sie klang wie der Sturm, der durch den Wald braus't; ich habe seine Augen gesehen, und sie schienen mir zwei Adler, die sich hoch in Lüften wiegen. Gewaltige Männer beugen sich vor ihm und gehorchen seinem Worte. Wird er, der so groß ist, vor Deinem Siegmund sich demüthigen?"

„Er wird es müssen! Mir ist er anders erschienen; zwar flammte sein Blick, aber wie der des Schakals, nicht wie der des Löwen, des Königs der Wüste; zwar klang seine Stimme mächtig, aber nicht majestätisch, wie der Donner des Himmels —"

„Fort, fort! Ich höre den Vater!“ unterbrach ihn Meta ängstlich. „Er steht auf, um die letzte Runde zu machen!“ Sie schob ihn hastig zur Thür hinaus und wand sich aus seinem Arme los, mit dem er sie umschlingen wollte. „Hältst Du Wort: morgen um Mitternacht?“ flüsterte er.

„Ja doch! Nur eile, eile!“ drängte das Mädchen. Sie fühlte ein Interesse für den Jüngling, das ihr selbst ein Räthsel war, und das sie durch Scheingründe zu erklären suchte. Er war unglücklich, ihr Landsmann von väterlicher Seite, und der Vater selbst war ihm gewogen; warum ihm ihre Theilnahme versagen? Er mußte die lange Zeit einsam vertrauern, warum ihm nicht eine unschuldige Freude machen? That sie denn Böses, wenn sie mit dem Jüngling, der bescheiden in den ihm angewiesenen Schranken blieb, ein Stündchen der Nacht verplauderte? Gewiß nicht! In dieser Ueberzeugung suchte sie beruhigt ihr Lager, und sank bald dem Schlaf in die weichen Arme. Es war wiederum nicht ihre Schuld, daß der Traumgott neckend das Bild des fremden Jünglings in ihre Träume wob. Als der Vater sie am Morgen weckte, war es schon hoch am Tage, und erröthend vermochte sie kaum auf des Vaters halb grämlichen, halb scherzhaften Vorwurf eine Entschuldigung zu stammeln.

„Na, na, schon gut!“ erwiederte der Alte. „Wer weiß, wie lange wir noch ruhig schlafen können. Ich rede nicht von mir, der ich früh und spät auf den

Beinen bin. Es gehen wunderliche Dinge vor. Ich bin sonst kein Hans Hasenfuß und in gewissen Dingen ein ungläubiger Thomas, aber was ich diese Nacht gesehen habe, schwatzt mir der ärgste Freigeist nicht aus dem Sinn."

„Erzähle doch, Väterchen!"

„Was frommt's? Weiber müssen nicht Alles wissen."

„Hast Du Geister gesehen?"

„Dummes Zeug, hätt' ich sonst gesagt; aber, bei meinem Schutzpatron! heut' war's nicht richtig. Wo kam der seltsame Schein her, der vor mir über die Decke flackerte und so plötzlich verschwand, daß ich nicht begreife, wie? Gott beschütze Doboy!"

Meta lächelte in sich hinein, denn sie ahnte die Ursache der geisterhaften Erscheinung; aber sie hielt es für gut, den Vater bei seinem Glauben zu lassen, und wollte nur ihrem Freunde größere Vorsicht empfehlen.

Es war wie Meta vermuthete. Mit großer Besorgniß hatte Volkmar den Anruf des Schloßwarts gehört, sich aber wohl gehütet, zu antworten. Glücklicher Weise hatte er den verborgenen Eingang alsbald gefunden, und sich so der Verfolgung entzogen. Er eilte den nicht unbeschwerlichen Weg zurück und gelangte glücklich in sein Losament, wo er sich entkleidete und zur Ruhe begab. Die Bilder seines Abenteuers gingen nochmals in bunter Reihe an ihm vorbei und spielten in seinen Schlaf hinüber, der ihn trotz seiner Aufregung bald heimsuchte.

Volkmar war in den glücklichen Jahren, wo wir des Abgrunds nicht achten, der unter Rosenblüthen verborgen ist. Die Einsamkeit hatte sein Herz für alle Eindrücke noch empfänglicher gemacht, als es schon von Natur war, und seine Sehnsucht nach Abenteuern, die bisher gezwungen in seiner Brust geschlummert, war nun erwacht und hatte ein Feld gefunden, auf dem sie sich beliebig tummeln konnte. Die Gefangenschaft hatte nun für ihn einen gewissen Reiz; war ja doch die Nacht sein Eigenthum, wo er seine Wächter täuschte und sich Blüthen pflückte, von deren Dasein sie nichts ahneten. Meta, das seltsame Wesen, ein Gemisch von Laune, Naivetät, natürlicher Koketterie, Frömmigkeit, Lebenslust, Gutmüthigkeit und Schwärmerei, gefiel ihm und trat in seine Träume, neben dem Bilde der Ahnfrau, deren Schicksale seine Phantasie zu einem seltsam bunten Gemälde verwob, und dem Kriegslärm in König Siegmund's Heerlager. Doch hatte er die Fesseln des Schlafes schon von sich geschüttelt, als Gregor eintrat und ihm den Morgenimbiß brachte.

Volkmar bemerkte es wohl, daß der Alte einen verstohlenen, fast scheuen Blick auf das Bild warf, und besorgte schon, sein Geheimniß sei entdeckt. Aber es blieb bei dem Blicke, und der junge Mann hätte nun gern nach der Geschichte der Ahnfrau geforscht, wenn der Alte nur nicht gar so grämlich drein gesehen hätte! Er war sogar einsylbiger als sonst, und Volkmar beschwichtigte seine Neugierde, zumal er sich glauben

machte, die Mähr müsse doch schöner von den kußlichen Lippen Meta's, als von den graubärtigen ihres Vaters klingen.

Gregor entfernte sich bald, und Volkmar hatte nun volle Muße, der Verarbeitung seiner Gedanken obzuliegen. Draußen schien die Morgensonne so warm, und als er die milde Luft um seine Brust strömen ließ, glaubte er wieder das Klingen der Waffen, das Schmettern der Kriegstrompeten zu hören, die bunten Fähnlein flattern zu sehen. Die Versuchung war groß, durch die verborgene Thür in die Waffenkammer zu schlüpfen, wo er gewiß einen Theil von Siegmund's Lager übersehen konnte; doch überwand er sie glücklich. Durft' er auch sein Geheimniß eitler Neugierde wegen auf's Spiel setzen?

Langsam verging der Tag, und die Nacht rief den Gefangenen zu seinem Abenteuer. Ehe er an Meta's Gemach gelangte, fühlte er seine Rechte von einer weichen Hand ergriffen und sich fortgezogen. Er folgte willig und befand sich binnen Kurzem in einem ziemlich engen Behältniß, wo Meta ihm zu warten befahl. Wenige Minuten dauerte es, da rief ihre Stimme ihm scherzend zu: „Nun mögt Ihr Euer Lichtlein leuchten lassen, Junker Volkmar!“

Volkmar erhob die bisher verborgen gehaltene Lampe, und sah sich mit Erstaunen allein und von Meta durch ein Gitter getrennt, durch welches ihr schalkhaft lächeln-

des Antlitz sah. „Ist das Dein Vertrauen?“ sprach er schmollend.

„Vorsicht ist zu allen Dingen nütze, sagt der Vater!“ antwortete Meta lachend. „Grade so hab' ich's neulich im Kloster der heiligen Magdalena gesehen, und was die frommen Frauen thun, das ist gewiß gut und weise. Wir sind auch an einem heiligen Ort; ich in unsrer Schloßcapelle und Ihr im Kirchenstuhle der Herren von Doboy. Die dünnen Stäbe werden uns nicht am Plaudern hindern. Vor Allem aber will ich Euch den Text lesen, daß Ihr meinen Vater gestern geäfft. Hat er Euch doch für Niemand anders gehalten, als für die Ahnfrau von Doboy.“

Volkmar mußte hell auflachen. „Der ehrliche Gregor glaubt an Geisterspuk?“ sprach er. „O herrlich, vortrefflich! Das ist goldeswerth! Was haben wir nun noch zu fürchten? Ich darf mich nur in meiner geisterhaften Majestät entfalten —“

„Was dem Herrn Landsmann hiermit ein-für allemal untersagt sein soll!“ fiel Meta ein. „Mit meinem Vater soll weder Spott noch Scherz getrieben werden. Er hat auch Muth genug, dem Geist einmal ernsthaft auf den Zahn zu fühlen und weh' ihm dann, wenn er Fleisch und Bein findet.“

„Warum die Sache so ernst nehmen?“ versetzte Volkmar. „Wenn Du willst, so laß ich die prächtige Gelegenheit unbenutzt. Für diesen Gehorsam erzähle Du mir die Geschichte der schönen Ahnfrau. Du ahnest

nicht, wie hoch Du die Saiten meiner Wißbegierde durch Deine geheimnißvollen Andeutungen gespannt."

„Die Ahnfrau ist Euch doch nicht im Traum erschienen?" scherzte Meta. „Da erwartet Ihr nun Wunder was von meiner Geschichte! Ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn sie Euren Träumen nicht entspricht. Die Geschichte aber soll sich also zugetragen haben. Es sind schon mehr denn hundert Jahre vergangen, seit auf Schloß Doboy ein Rittersmann lebte, weit und breit gefürchtet und genannt, bis in das heidnische Polen hinein. Isidor — so will ich den Rittersmann nennen — galt für sehr reich; er hatte viele Schlösser und Burgen, Dörfer, Land und Leute, und man sagt, daß alles Land, so weit er den Blick von der höchsten Zinne dieses Schlosses senden konnte, ihm unterthan war. War er aber auch reicher als der Kaiser, so fehlte ihm doch der beste Schatz, ein Erbe seines Namens, der ihm seinen Reichthum erst zur Lust gemacht haben würde. Seine Gemahlin, so schön sie auch war, entbehrte dieses Segens vom Himmel. Freudenlos in seinem Hause, zog der Ritter in Kampf und Schlachten und machte seinen Namen groß und sein Land weit, aber, ach! er wußte nicht für wen?"

„Einst geschah es, daß er in das Heidenland zog und den ungläubigen König schlug in einer heißen Schlacht. Lager und Heergeräthe fiel in seine Hand. Es war eine reiche Beute; aber das kostbarste unter den Kleinodien war eine Jungfrau, schön wie der Tag,

wenn das Morgenroth ihn wach küßt. Sie war nicht aus der Heiden Stamme, sondern eine Gefangene, eine Christin, um deren Liebe der Heidenkönig umsonst geworben; und in so großer Hast war der Heide geflüchtet, daß er seine Perle zurückgelassen. Isidor schenkte die ganze Beute den Seinen, nur die Jungfrau nahm er zu seinem Theil und führte sie auf prächtig geschirrtem Zelter nach seinem Schlosse; denn sie war so schön, daß er in Liebe zu ihr entbrannte, als er nur in ihre Augen schaute, was doch eigentlich eine große Sünde war. Mochte die Gemahlin auch zürnen, unser Ritter achtete dessen nicht, ja endlich zerriß er gewaltsam den Ehebund und schloß einen neuen mit der schönen Hedwig. Und noch nicht war ein Jahr vergangen, da genas sie eines Knäbleins, und Isidor schwamm in Jubel und Entzücken, denn es lebte ihm nun ein Erbe seines Namens und seiner Güter."

„Die verstoßene Frau aber spann böse Ränke auf ihrem einsamen Schlosse, das ihr der Ritter zum Witthume verschrieben. Sie ließ böse Gerüchte ausgehen über ihre glückliche Nebenbuhlerin und beschuldigte sie geheimen Einverständnisses mit einem andern Manne. Die schlimme Kunde drang Isidor zu Ohren und träufelte Wermuth in seinen Freudenwein; sein Glaube wankte, und er schloß die Gemahlin in ein einsames Gemach. Kein menschliches Wesen durfte ihr Gesellschaft leisten; ihre Speise empfing sie durch eine enge Oeffnung, die in der Thür angebracht war, und ihren Leib

mußte die Arme selbst bedienen. Die Frau weinte bitterlich in ihrem Schmerze, und einst ward dem Ritter die Kunde gebracht, sie habe weinend ausgerufen: »So wahr ich unschuldig bin, so wahr werd' ich in Jahresfrist ein Knäblein gebären; denn es wird an mir ein Wunder geschehen!« Isidor ließ seinen Caplan holen, stellte ihm die Sache vor und bat um seinen Rath. »Gott vermag dem Abraham aus Steinen Kinder zu erwecken,« sprach der fromme Mann. »Soll ein Wunder geschehen, so werdet Ihr's nicht hindern. Bewahret sie aber wohl, daß kein Mann ihr nahe!« Dies geschah, und die Gefangene sah nicht einmal eines Mannes Antlitz mehr. Es waren aber kaum neun Monde vergangen, da gebar die Frau ein wunderholdes Knäblein, der Mutter Ebenbild. Darüber war der Ritter hoch verwundert, öffnete das Gefängniß, sank zu den Füßen der Tiefgekränkten und bat sie um Vergebung. Er verschloß hinfort sein Ohr der giftigen Verleumdung und lebte glücklich in der Liebe seines Weibes; ihren Kerker aber ließ er mit ihrem Bilde schmücken, und das ist die Ahnfrau und ihre Geschichte."

„Hinfort soll mir mein Kerker noch einmal so werth sein, da die schöne wunderbare Frau dort waltete und litt," sagte Volkmar. Er fand in dieser Wundersage keinen Grund des Zweifels, denn sein Gemüth war seit frühester Jugend mit den Legenden der Heiligen genährt und erfüllt worden.

Meta schien, plötzlich erschreckt, aufzuhorchen; dann

riß sie mit Hast die Thür auf, die sie von Volkmar trennte, drängte sich hindurch und verschloß sie hinter sich. „Keinen Laut, flüsterte sie, oder wir sind verloren!“ Volkmar's Lampe verbarg sie so sorgfältig, daß kein Schimmer ihr Dasein verrieth; den Jüngling selbst bedeutete sie, sich niederzukauern. Es war eine so tiefe Stille, daß man das laute Pochen der Herzen vernehmen konnte, bis sich in der Capelle Schritte und Stimmen hören ließen. „Wer sind die Männer?“ fragte Volkmar leise. Meta antwortete nicht. Ihr Herz klopfte angstvoll in ihrer Brust; denn sie befand sich in der seltsamsten Lage und wünschte sich tausendmal in ihr trautes Kämmerlein zurück. Wie leicht konnte sie nicht entdeckt werden! Und dann war nicht nur Volkmar verloren, sondern ihr Ruf auch auf ewig befleckt. In diesem Augenblick aber dachte sie nur an das Erstere. „Wer sind die Männer?“ wiederholte Volkmar.

„König Twartko Schura und seine Ritter!“ entgegnete Meta eben so leise.“ „Aber um aller Heiligen willen, stille!“

Die Versammlung schien ziemlich zahlreich zu sein; zuweilen klirrten mitten in der Hitze des Gesprächs trotzig aufgestampfte Säbel, daß der Boden dröhnte und die Wände wiederhallten. Das Gespräch wurde in der Sprache des Landes geführt, von der Volkmar äußerst wenig verstand. Was er aber verstand, das nahm um so mehr sein Interesse in Anspruch; denn wichtige Dinge schienen besprochen zu werden, es schien

sich um Leben und Tod zu handeln. Er erhob seinen Kopf etwas und konnte nun bequem durch das Gitter sehen, ohne fürchten zu müssen, selbst bemerkt zu werden. Die Versammlung bestand aus etwa dreißig wohlbewaffneten Männern in der wohlkleidenden Tracht des Landes. Die dichten, dunklen Bärte gaben den Gesichtern, die das slavische Blut nicht verleugneten, einen trotzigen Ausdruck, und die sehnigen, markigen Fäuste umklammerten die Schwerter so fest, als wollten beide nimmer von einander lassen. Den Rittern, die einen Halbkreis bildeten, im Angesicht, stand ein Mann, den Volkmar augenblicklich als den König Twartko wiedererkannte. Er hatte die beiden Hände vor sich auf das Schwert gestützt und die Augen funkelten wie zwei Kohlen unter den buschigen Brauen, ein dunkler, wohlgepflegter Bart wallte bis auf die Brust herab, und die schwarzen Locken umringelten den freien, gebräunten, sehnigen Hals. Er stand schweigend, aber auf den wechselnden Zügen seines Antlitzes, das der Glanz einiger Windlichter beleuchtete, konnte man den jedesmaligen Eindruck lesen, den die Reden seiner Ritter auf ihn machten. Auch Meta's Aufmerksamkeit schien durch das seltene Schauspiel gefesselt, um so mehr, da sie die gesprochenen Worte nicht nur vernahm, sondern auch verstand.

„Siehe Dich um in Deinem Lande,“ sagte eben ein grauer Krieger, „und zähle die Stellen, wo der glückliche Sieger nicht den Fuß schon niedergesetzt! Wir sind nicht mehr sicher in unsern Schluchten, auf unsern

Felsen. Deine Burgen sind gebrochen, und schon ringelt sich eine eiserne Schlange um das letzte Bollwerk Deiner Macht. Siegmund's Fähnlein flattern lustig im Morgenwinde, Deine Krieger aber schauen traurig in die Tiefe, die ihr Grab werden soll. Nur unsere erheuchelte Freudigkeit hält sie noch aufrecht; aus unsrer Unverzagtheit schöpfen sie Hoffnung. Wenn aber dieser Born versiegt, was dann, was dann?"

„Er soll nicht versiegen!" rief ein Anderer. „Sie ahnen nichts von dieser Versammlung, sie ahnen nicht, daß Männer unter uns sind, die am Siege verzweifeln. Wir können sterben unter Doboy's rauchenden Trümmern, aber die Ehre können sie uns nicht rauben. Keine Uebergabe! Kampf auf Leben und Tod!"

„So ruf' auch ich mit Dir, Iwan Bjetko!" versetzte der König. „Laßt sie stürmen, laßt sie Feuerbrände werfen; sie sollen den Muth uns nicht niederrennen und die Hoffnung nicht tödten! Wer treu für seinen König kämpfen will, der hebe die Hand empor; wer aber sein Heil bei Siegmund zu finden sucht, der ziehe in Frieden hin. Stephan Mila, willst Du noch Uebergabe?"

„Wo Twartko Schura stirbt, kann auch ein Mila sterben!" antwortete der alte Krieger.

„Heil König Twartko!" rief die Versammlung begeistert. Twartko eilte freundlich seinen Getreuen zu. „Hoffnungslos schaut Ihr muthig dem Tod in's Auge," sprach er dann, „aber ich bin nicht so ganz arm, daß

ich Euch nicht einmal Hoffnung geben könnte. Sind unsere Boten nicht in Feindes Hand gefallen, so wird baldige Hülfe nahen. König Ladislaus wird seine Bundesgenossen nicht verderben lassen. Sie sind die Stützen seines Thrones, der mit ihnen fällt. Auch an Soliman, den Beherrscher von Adrianopolis, haben wir gesandt, und sein eigner Vortheil ist's, diesem deutschen Bären die Tatzen abzuhauen. In Dalmatien und Croatien leben uns noch gute Freunde, die uns nicht vergessen, und in unsern eigenen Bergen hausen noch freie Männer genug. Darum klammert Euch an das Leben fest, so lange noch nicht der letzte Hoffnungsstern erloschen. Noch strahlt er hell in meiner Brust, und ich glaub' an ihn!"

Sei es, daß die Bosniaken diese freudige Hoffnung ihres Fürsten nicht theilten, oder daß sie erkannten, daß er sie selbst nicht recht innig empfand, sie brachen nicht in den wilden Jubel aus, den Twartko erwarten mochte. Jeder sah muthig dem Tod in's Auge, aber mit ernstem Antlitz, wie Männer, die mit dem Leben abgeschlossen.

Volkmar wußte des andern Tages kaum, was noch geschehen, nachdem die Versammlung still und ernst aus einander gegangen, und wie er zurück in sein Gemach gekommen. So wenig er auch von der Unterredung verstanden, so war es doch genug gewesen, um ihn von der ernstlichen Gefahr, die durch Siegmund's Belagerung dem Schlosse drohte, zu überzeugen, und er wußte

nicht, sollte er sich darüber freuen oder bekümmern. Meta, die er um den weitern Inhalt des Gesprächs gefragt, hatte ihm ausweichend geantwortet und überhaupt eine ungewöhnlich ernste Stimmung angenommen, so daß er früher, als er wohl sonst gethan, geschieden war.

Volkmar hatte bei seinen bisherigen nächtlichen Wanderungen kaum daran gedacht, die gemeinschaftliche Fortsetzung der beiden Treppen einer Untersuchung zu unterwerfen, die ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen doch so wünschenswerth schien. Er benutzte die Zeit, wo er Gregor's Besuch nicht zu erwarten hatte, um die Entdeckungsreise vorzunehmen. Die abwärts führende Wendeltreppe war so finster wie in der tiefsten Nacht; es kam ihm daher sehr zu statten, daß er seine Lampe mitgenommen und außerdem sich noch für den Nothfall mit Feuerzeug vorgesehen hatte. Wirklich ward, als er an jenen Scheideweg kam, der Luftzug so stark, daß das Licht erlosch, und er sich mit den Händen weitertasten mußte. Das künstliche Gemäuer hörte hier auf; zu beiden Seiten erhoben sich natürliche Steinwände, die bald sich erweiterten, bald enger zusammentraten; die Kluft schien ein Erzeugniß der Natur zu sein, welcher die Kunst nur nachgeholfen. Die glatten Wände waren feucht und mit Moos ausgeschlagen; die nicht mehr regelmäßigen Stufen oft schlüpfrig. Endlich hörten letztere ganz auf, und der Weg führte bald mehr, bald weniger abschüssig weiter und ward hier und da so niedrig, daß

Volkmar nur gebückt gehen konnte. An die Gefahr, plötzlich Boden zu verlieren und in eine unermeßliche Tiefe hinabzustürzen, dachte er kaum; er strebte nur immer vorwärts, was bei der Schwierigkeit des Wegs nicht eben schnell von statten ging. Endlich blitzte es wie ein Lichtstrahl vor ihm auf, und die Luft, die ihn anwehte, war frischer und ursprünglicher als zuvor. Volkmar glaubte bald am Ziele zu sein; der Lichtstrahl erweiterte sich immer mehr und ward zu einem Felsenspalte, der in's Freie führte. Volkmar athmete freudig auf, als er der Freiheit sich so nahe sah, die zu erfassen nur in seinem Willen stand; bald jedoch sah er ein, daß die bedeutendste Schwierigkeit noch zu überwinden sei. Als er durch jenen Felsenspalt hochklopfenden Herzens getreten, sah er sich auf einem kleinen Raume, kaum einige Spannen in's Gevierte, von einer drohenden Felsenlast überragt, vor sich und neben sich eine schwindelnde Tiefe, in welche hinabzusteigen unmöglich war. Die kleinen Vertiefungen, die schrittweise in den abschüssigen Felsen eingehauen waren, beachtete er nicht, und sie konnten in der That auch nur dem kühnsten Gebirgsbewohner als Pfad dienen.

Mußte Volkmar auch die Hoffnung aufgeben, durch eigene Kraft da hinabzugelangen, so konnt' ihm diese Kluft doch als Zufluchtsort dienen, im Falle Schloß Doboy nur als Trümmerhaufen den Belagerern in die Hände fallen sollte. Dieser Gedanke schoß blitzschnell in ihm auf, während sein trunkener Blick über das grüne

Thal streifte, das tief unter ihm sich ausbreitete. Mehr aber noch als die wildromantische Natur beschäftigte ihn die Staffage des Gemäldes, Truppe Bewaffneter, die hier und da in einem Kreise lagerten oder Waffenübungen anstellten. Die Sonne spiegelte sich in den blanken Helmen und Harnischen der Führer; die gemeinen Krieger trugen die bunteste Tracht, die verschiedensten Waffen, vom gekrümmten Messer bis zur Hellebarte, von der Schleuder bis zum Bogen und zur Balästra, von der Hakenbüchse bis zum schweren ungestaltenen Kanon. Volkmar mußte von einem dieser Haufen gesehen worden sein; man wies mit den Fingern nach der Stelle, wo er stand, und ein Hagel von Pfeilen und Bolzen prallte neben ihm an die Felsenwand, so daß er bewogen wurde, sich zurückzuziehen. Der Rückweg ging ungleich schneller von statten, da er festen Fußes auftreten konnte und nicht zu fürchten brauchte, in einen Abgrund zu stürzen.

Seine Entdeckung beschäftigte ihn fortwährend. Wenn es ihm gelang, seinen Kerkermeister zur Flucht aus dem so hart gefährdeten Schlosse zu bereden, so war es wohl möglich, auf jenem Wege vermittelst einer Strickleiter zu entkommen. Gregor schien aber immer verdrossener und mürrischer zu werden und beantwortete des Gefangenen Frage entweder gar nicht oder mit unverständlich gemurmelten Worten. Eines Tages kam er zu einer ungewöhnlichen Stunde und sagte kurz und rauh: „Folget mir, Junker!“

„Bin ich frei?“ fragte Volkmar mit freudiger Aufwallung.

„Nicht daß ich wüßte!“ versetzte der Alte. „Vielleicht sind wir bald Alle frei von — doch Ihr sollt nur ein anderes Gemach beziehen.“

Volkmar fiel es wie eine Centnerlast auf's Herz. Waren seine Wanderungen entdeckt, und nun sollten ihm die Mittel genommen werden, sie fortzusetzen? Welch' eine traurige Veränderung seiner Lage! „Warum ein anderes Gemach beziehen?“ sagte er. „Meint Ihr, daß König Siegmund —“

„Was schwatzt Ihr da von Eurem König Siegmund?“ stutzte Gregor.

„Ich vergaß, daß ich's nur geträumt habe,“ lenkte Volkmar ein. „Ich träumte, König Siegmund habe einen eisernen Ring um Doboy geschlossen, der enger und enger wurde, bis es zusammenbrach. Als die Sonne unterging, vergoldete sie noch des Schlosses stolze Zinnen, und als sie aufging, sah sie Rauch und Trümmer.“

So gleichgültig auch Gregor bei dieser erdichteten Erzählung zu scheinen suchte, so rang sich doch ein schwerer Seufzer aus seiner Brust empor, den er aber durch das Rasseln der Schlüssel unhörbar zu machen strebte. „Macht fort, Junker!“ sagte er dann rauh.

Volkmar hatte seine wenigen Habseligkeiten bald zusammengerafft und verließ an der Seite des Alten das ihm gewissermaßen theuer gewordene Gelaß. Es ging Treppen ab, Treppen auf, durch weitläufige, winkelige

Corridore und Hallen, und noch voll Erwartung, wie sein neuer Aufenthaltsort beschaffen sein möchte, sah er sich mit Erstaunen in ein freundliches Stübchen geführt, wo Meta ihm erröthend und verlegen entgegentrat.

„Meta!“ rief Volkmar, zu spät bereuend, daß er sich von der freudigen Ueberraschung also über die Grenzen der Klugheit hatte fortreißen lassen. Gregor sah verwundert bald den Jüngling, bald die Tochter an, die mit hochrothen Wangen zu Boden sah und in der Verwirrung an den Bändern ihrer bunten Schürze nestelte. „Kennt Ihr denn mein Mädel, Junker?“ fragte der Alte endlich.

„Ich vergaß Euch zu sagen,“ erwiederte Volkmar verlegen, „daß mir in meinem Traume auch eine Jungfrau erschien, die glich diesem Euren Töchterlein, wie eine Rosenblume der andern —“

„Nehmt mir's nicht für ungut, Junker,“ brummte Gregor, „Eure Träume werden mir verdächtig. Ich weiß auch, was Träume bedeuten, hab' aber nie aus dem wüsten Unsinne etwas Vernünftiges herausbringen können. Wenn die Schlüssel je aus meiner Hand kämen, so könnt' ich fürchten — gesteht, Junker, wie Ihr mein Mädel kennen gelernt; es ist mir lieber, wenn ich weiß, es geht mit vernünftigen Dingen zu, denn an Euren Traum glaub' ich nicht. Es geht Euch mit dem Lügen noch nicht von der Hand.“

Volkmar suchte auf Meta's Antlitz das Gebot zu lesen, ob er reden oder schweigen solle, doch hatte sie

es so von ihm abgewendet, daß ihm dessen Ausdruck ungewiß blieb. „Versprecht Ihr mir mit Eurem Handschlage, daß Ihr's Niemanden entgelten lassen wollt?“ fragte er nach kurzem Besinnen.

„Also doch eine Tück' im Spiele!“ polterte Gregor.

„Wenn Ihr also aufbraus't, werd' ich's Euch nicht sagen!“ entgegnete Volkmar ruhig. „Wißt nur so viel, daß Euer Töchterlein unschuldig ist.“

„Nun denn, in's Guckucks Namen, heraus damit!“

„Ihr wollt also nicht unwirsch sein? Euren Handschlag darauf!“ Nachdem Gregor die rauhe Rechte zögernd in die des Jünglings gelegt, bekannte dieser, was er bekennen mußte, doch bei weitem nicht Alles, was er zu bekennen hatte.

Gregor hörte aufmerksam zu und wandte sich dann unwirsch an Meta. „Also doch im Spiele, Jungfer Sittsam? Will es sich auch gebühren, mit einem jungen Gesellen bei nachtschlafender Zeit zu sponsiren?“

„Was habt Ihr mir versprochen?“ mahnte Volkmar. „Euer Töchterlein wußte wohl, daß sie in einem höhern Schutze stand, der sie behütet bei Tag und bei Nacht. Seht nur ihre Wangen an, dort könnt Ihr diesen Schutzgeist erkennen.“

„Meta ist freilich ehrbar und brav; aber es ist doch nicht gebührlich. Am Ende waret Ihr auch das Gespenst, das so unbegreiflicher Weise vor meinen Augen verschwand?“

„Nicht ein Gespenst, doch vielleicht der Schein eines Gespenstes," antwortete der Jüngling. „Daß ich Euch nicht Rede stand, könnt Ihr mir nicht verargen, denn ich fürchtete Euch mehr als Ihr mich."

„Ich möchte mich selbst ohrfeigen, daß ich meinen alten gesunden Verstand laufen ließ!" murrte Gregor. „Hab' sonst den Teufel nicht gefürchtet, und diesmal führt mich der Spuk hinter's Licht. Hab's lange nicht verwinden können, denn der Mensch ist eigentlich schwächer, als er's Wort haben will. Aber von nun an schwör' ich den Glauben an solche Narretheidinge gänzlich und für immer ab. — Unter dem Bilde der Ahnfrau, sagt Ihr, sei die verborgene Thür? Unbegreiflich! Niemand im Schlosse weiß davon. Es geht Alles natürlich zu. Alter, ehrlicher Stammvater von Doboy, ich fürchte, du warst ein betrogener Mann!"

„Ihr glaubt nicht an das Wunder?" versetzte Volkmar.

„Aha, die Dirne hat Euch schon die Mähr geplauscht! Wunder! Warum sind immer die Wunder so alt, daß keines Menschen Gedächtniß an sie reicht? Warum giebt es jetzt keine Wunder mehr? Warum geschieht kein Wunder, daß wir — mit einem Wort, dafür hat uns der Herrgott den Verstand gegeben, daß wir den Dingen auf den Grund sehen sollen; ließ' er aber Wunder geschehen, so schlüg' er diesem Verstande selbst ein Schnippchen."

„Ei, Landsmann, welcher Ketzer Ihr seid!"

„Ich hab' mit dem Volke, das Ihr da nennt, nichts zu schaffen! Tragt den Harnisch also lang' als ich, und es vergeht Euch der starke Glaube. Ich meine, wir könnten wohl bald einem höhern Herrn Rede stehen, als dem Ketzerrichter."

„Steht's denn so hoffnungslos um Doboy? Und wenn auch, wer wird auch gleich das Schlimmste fürchten!"

„Fürchten? Hab' in meinem Leben den Tod nicht gefürchtet! Aber," fuhr er fort, als er sah, daß Meta heimlich das Gemach verlassen, „mein armes Kind!"

„König Siegmund ist kein Ungeheuer," tröstete Volkmar. „Eurem Töchterlein soll kein Leides geschehen, dafür bürg' ich Euch."

„Ihr!" entgegnete Gregor kopfschüttelnd. „Der Kopf kann nicht alle Hände in seiner Gewalt haben. Wir waren auch Menschen, und doch —! Wäre nur König Twartko minder hartnäckig. Mir gilt's am Ende gleich, wie und wann ich sterbe, aber lieber stürb' ich doch für meinen Markgrafen als durch ihn."

„So laß uns fliehen!" sagte Volkmar, der in seinem Berichte von dem geheimen Ausgange in's Freie nichts erwähnt hatte.

Gregor sah den Versucher groß an und antwortete mit einer Hoheit, die den Jüngling beschämte: „Fliehen? Ich? — Pfui der Schande! Nein, lieber will ich doch einen ehrlichen Tod von meines Markgrafen Hand sterben!"

„Ist Siegmund nicht Dein Herr, Dein Fürst, gegen den Du stehest?“ erwiederte Volkmar. „Was ist Euch Twartko, was sind Euch die Bosniaken? Rollt in ihren Adern deutsches Blut, wie in den Euren?“

„Wir haben zusammen in mancher Schlacht gefochten, die Gefahr hat uns verbrüdert,“ versetzte der Alte. „Wären sie stark, wie sonst, und Siegmund sähe mich an mit seinen flammend zürnenden Augen — ja dann! Aber diese Burg schützt das letzte Heldenhäuflein; ich darf sie nicht ehrlos verlassen.“

„Wohl, so bleibt!“ sagte Volkmar. „Aber Euer Kind, dessen Hand Ihnen weder Schutz noch Hülfe ist, wollt Ihr Euer Kind verderben lassen? Ich will nicht von mir sprechen, der ich ihnen nichts schulde als Leides, das sie mir angethan!“

Gregor schüttelte den grauen Kopf. „Versucht mich nicht, Junker!“ sprach er. „Eure Worte sind glatt, aber auf glattem Wege strauchelt oft die Ehre. Ihr habt meinen Unglauben gescholten; der Glaube doch wankt nicht in mir, daß Gott mein Kind auch mitten unter den Schwertern der Feinde beschützen wird, wenn es also sein Wille ist. Was Euch betrifft, so glaub' ich, König Twartko hat Gutes mit Euch vor. Er hat selbst befohlen, Euch freiere Haft zu geben; laßt es Euch denn ferner bei mir gefallen.“ —

Eine solche Veränderung der Dinge konnte dem Jünglinge nur willkommen sein. Keine Riegel rasselten mehr über seiner Schwelle, er durfte ungestört mit

Meta plaudern und verkehren, und mit dem Leichtsinne, der das Eigenthum der Jugend ist, vergaß er selbst die Gefahr. Er sah hinab auf die von tiefen Schluchten durchschnittene Gebirgslandschaft, die der Bosnafluß brausend durchströmte, auf die wehenden Fähnlein des ungarischen Heeres unter dem sieggekrönten König Siegmund. Oft glaubt' er ihn zu sehen unter den tausend stolzgewappneten Rittern, und wenn der Schlachtruf durch die Thäler klang, glaubte er seine Stimme herauszuhören, obgleich er ihn noch nie von Angesicht gesehen.

Meta bewies stets einen seltenen Muth und eine Freudigkeit, die gegen den düstern Ernst ihres Vaters seltsam abstach. Ihr schwärmerischer Glaube an Twartko's Siegesglück wankte noch nicht, obgleich die Lage der Burg immer bedrohlicher wurde, was ihr nicht gänzlich verhehlt werden konnte. So hoffnungsvoll die Belagerten auch in das Land hinausschauten, keiner der ersehnten Freunde erschien, und Siegmund's Geschosse wirkten immer verderblicher. Als Gregor eines Abends auf seinen Posten gegangen war, faßte Meta des Freundes Hand und sprach, nicht ohne einen Anklang von Wehmuth: „Nun werden wir bald scheiden. — Ach! ich hab' es erlauscht," fuhr sie auf des Jünglings verwunderte Frage fort, „daß Dich der König an Siegmund senden will, um ihm und seinen Gefährten freien Abzug zu erwirken."

„Hat sich endlich sein Stolz gebeugt?" frohlockte der Jüngling.

„Du weißt es wohl, daß Siegmund ihm das nicht gewähren wird. Er weiß es auch und thut es nur um einiger Schwachen willen, zu denen er dann sagen wird: »Seht Ihr, es bleibt uns keine Wahl!« Du aber wirst gerettet sein, Du kehrest nicht zurück, Du bist frei!"

„Und Du solltest untergehen mit diesen Rasenden? Ich will Deinen Vater bitten, ich will Twartko bitten, daß sie Dich ziehen lassen, und eher will ich nicht gehen, bis Du mich begleitest."

„Gott weiß, ich habe das Leben lieb und möchte so jung nicht sterben; doch will ich's eher, als meinen armen Vater in der Gefahr verlassen. Auch hat es so große Noth nicht; Twartko ist bei uns, und so lang' er's ist, stehen diese Mauern fest."

„Noch immer dieser Wahn, und Dein Held verzweifelt selbst!"

„Wenn er verzweifelte, forderte er dann so stolz?"

„Er fordert mit dem Muthe der Verzweiflung. Auch Dein Vater ist gerettet, sobald er will. Ich weiß einen Rettungsweg. Wirf Dich ihm zu Füßen und brich seinen Starrsinn."

„Ihr kennt ihn ja! Vielleicht gewinnt Ihr Siegmund auch zur Milde, und es wird noch Alles gut."

„Wohlan, ich gehe!" sprach Volkmar nach kurzem Besinnen. „Doch ich kehre wieder, wenn die Gefahr am Höchsten ist, und beschütze Dich!"

„So seid Ihr lieb und brav, Junker! und ich schließ' Euch dafür in mein Gebet. Nun aber geht

schlafen; am Himmel ziehen schon die Sterne auf, und ich habe mir zu Herzen genommen, worüber mich der Vater schalt. Schlaft wohl und träumt süß von der Freiheit. Zum letzten Male gute Nacht!" Sie trocknete sich verstohlen die Thräne, die durch ihre Wimpern quoll, und reichte dem Freunde die Hand. Er bemerkte wohl, daß ihr dieser Abschied schwerer fiel, als sie merken lassen wollte, und begann ihr die trüben Gedanken auszureden. Sie aber winkte ihm, zu gehen, und als er gegangen, sank sie in die Kniee vor dem Muttergottesbilde und erleichterte ihr Herz durch einen hellen Thränenstrom.

Die Nacht konnte noch nicht weit vorgerückt sein, als Volkmar durch ein seltsames Geräusch sich ermuntert fühlte. Ein wirres Getös wie von Stimmen und Waffengeklirr drang an sein lauschendes Ohr. Rasch sprang er vom Lager, kleidete sich nothdürftig an und verließ das Gemach. Sollte Siegmund einen Sturm unternommen haben, oder meuterte die Besatzung wegen der Uebergabe des Schlosses? Bald ging ihm die ganze Wahrheit auf. Schwerterklirren und lauter Kampfruf, nicht nur der Bosniaken, erfüllte die Räume des Schlosses. Siegmund's Name hallte donnernd in den Gewölben wieder, und die Bosniaken brüllten dazwischen ihr Losungswort. Die Feinde waren in die für unersteiglich gehaltene Burg eingedrungen und erkämpften ihren Besitz gegen die verzweiflungsmuthigen Vertheidiger.

Volkmar sann nicht lange, was er beginnen sollte.

Er eilte nach Meta's Gemach, um sie zu schützen, zu retten. Jetzt sollte seine Entdeckung ihm trefflich zu statten kommen. Er wußte nicht, daß auch die Feinde sie benutzt hatten und wie ein reißender Strom sich durch die beiden geheimen Canäle in die Burg ergossen. Er fand Meta schon wach. Sie hatte schnell ihr Gewand übergeworfen und war im Begriff, den Vater, der nicht lange von der Runde zurückgekehrt und entschlummert war, zu wecken, als Volkmar und durch eine andere Thür zugleich Gregor eintrat. Letzterer war nur halb bekleidet, wie er sich auf's Lager geworfen; seine Brust war unbeschützt, in der Hand trug er ein breites Schwert. Schrille Horntöne durchschnitten schauerlich den gebrochenen Gottesfrieden der Nacht; den Waffenlärm hörte man näher und näher, wie nach der Ebbe die Meeresfluth höher und höher gegen die getrockneten Ufer schwillt.

„Der Feind! der Feind!" rief der Alte wehklagend. „Warum mußt' ich erbärmlicher Kerl schlafen? —"

Volkmar vertrat ihm den Weg. „Halt!" rief er. „Meta hat Eures Schutzes mehr vonnöthen als Doboy, das Ihr mit Eurem besten Herzblute nicht retten werdet!"

„Wo die Andern kämpfen, kämpf' ich auch, wo die Andern sterben, sterb' ich auch! Behüte Dich Gott, Meta —"

„Ihr seid rasend!" rief Volkmar. „Bei Gottes Blut, Ihr dürft mir nicht von hinnen!"

„Gieb Raum, Verräther!" schrie Gregor, das

Schwert um sich schwingend. „Willst Du mich zum Schufte machen? Ehe sollst Du der Erste sein, dem ich das Lebenslicht ausblase!“

Vergebens umklammerte Meta den Vater; der Alte hieb und stach nach Volkmar, der einen Sessel ergriffen hatte, um die Streiche abzuwehren. Draußen wälzte das Kampfgewühl sich immer näher, und eben fiel Gregor's Schwert zerbrochen zu Boden und Volkmar ließ seine nun zwecklos gewordene Schutzwaffe sinken, als die Thür eingebrochen ward, und das Gemach in einem Nu sich mit wildbärtigen Männern füllte, das blutige Schwert in der Faust, wilde Mordlust in den entflammten Augen.

Die bleiche, entsetzte Meta ist es, welche die Gluth der zügellosen Rotte noch mehr entflammt. Der Vorderste nähert sich ihr mit lüstern begehrlichem Blicke. Da tritt Volkmar zwischen ihn und seine zagende Beute und ruft ein so gebieterisches „Zurück!“ daß der bärtige Mann unwillkürlich zurückweicht, während Andere den alten Gregor niedergeworfen haben. Aber nur für einen Augenblick hat Volkmar Raum gewonnen; erbitterter dringen die Ungarn auf ihn ein, ein schwirrender Säbelhieb schwebt über seinem Haupte, Meta schreit angstvoll auf, Gregor knirscht ohnmächtig unter den Fäusten der Sieger. Im rechten Augenblicke aber ist es dem Jüngling gelungen, den Sessel, den er noch in der Hand hält, zum Schutze emporzuheben. Die todscharfe Klinge sitzt in dem hölzernen Schilde fest und wird der

Hand, die sie geführt, entrissen; weniger als ein Augenblick und sie flammt in Volkmar's Faust. Aber noch will er sie nur zur Abwehr gebrauchen. „Gebt Frieden!" ruft er in deutscher Sprache, vergessend, daß er unter Fremdlingen sich befindet. „Hier ist Keiner, der Eurem König Siegmund feind!"

Wahrscheinlich aber wär' es um den Jüngling geschehen gewesen, wenn nicht zu rechter Zeit ein Vermittler auf den Schauplatz getreten wäre. „Eine reiche Belohnung dem, der mich und diese Zwei zu König Siegmund bringt!" rief Volkmar eben in lateinischer Sprache, die, wie er wußte, von den Ungarn verstanden und selbst gesprochen wurde, als ein gebieterisches „Halt!" der Mordlust der Rotte Einhalt that. Es war ein Ritter von imponirender Gestalt, der nun dem Jüngling gegenüberstand. „Wer bist Du?" fragte er lateinisch.

„Ein Deutscher, ein Gefangener der Bosniaken," antwortete Volkmar. „Ich bitt' Euch, Herr! führt mich zu König Siegmund, und seid meines wärmsten Dankes gewiß, wenn Ihr an meinem Landsmanne dort und an diesem seinen Kinde großmüthig handeln wollt, wie an mir. Ich befehle uns Eurem Schutze, Herr!"

Der Ritter maß den Jüngling mit wohlgefälligem Blicke. „Ich glaub' Euch," sagte er, „und werd' Euch vor den König führen, wenn die Arbeit gethan ist. — Kameraden," rief er den Uebrigen auf ungarisch zu, „der Alte dort und dieser Jüngling sind in des Königs Schutz!"

„Aber die Dirne!“ grollte der entwaffnete Ungar.

„Ist inbegriffen, Jaros!“ entgegnete der Ritter. „Junger Freund“ — wandte er sich dann wieder an Volkmar, „doch wie heißt Ihr?“

„Volkmar von der Hagen.“

„Wohl, gebt die Waffe ihrem Eigenthümer zurück; Ihr bedürft ihrer nicht mehr. Hinek von Dobrowicza bürgt für Eure Sicherheit.“

Volkmar reichte Jaros zögernd den Säbel. Gregor war frei geworden und drückte sein gerettetes Kind an das Herz. Alles dies war in kürzerer Zeit geschehen, als wir zur Erzählung brauchten, und der Haufe verließ lärmend das Gemach, wo nichts mehr die Beutelust reizte. Mit Jubelgeschrei durchstürmten die Sieger das Schloß. Die Wache, die Hinek zum Schutze seiner Pflegebefohlenen zurückgelassen, hörte murrend die Lust der Kameraden.

Meta fand keine Worte, ihrem Retter zu danken; sie drückte nur seine Hand an ihr hochklopfendes Herz. „Ihr habt mein Kind vor Schmach gerettet,“ sagte der Alte, in dessen grauer Wimper eine Thräne zitterte, „und ich Elender habe das Schwert auf Euch gezückt. Ich war rasend! Vergebt mir, und Gott lohn' Euch! Mir wäre besser, ich hätt' einen ehrlichen Tod gefunden.“

„Was träumt Ihr?“ fragte Volkmar verwundert.

„Ich habe gegen meinen Feldherrn, meinen Fürsten die Waffen getragen,“ entgegnete Gregor düster. „Das Gesetz straft dafür mit dem Tode.“

Umsonst bemühte sich Volkmar, diese Besorgniß aus dem Gemüthe des Alten zu entfernen, indem er alle Gründe anführte, die den König vermögen würden, die Strenge des Gesetzes nicht walten zu lassen, und ihm überdies seine wärmste Fürbitte versprach. Gregor schien wohl der Hoffnung Raum zu geben, aber er that es nur, um Meta zu beruhigen. In seinem Herzen wohnte dieser lichte Trostesengel nicht.

Zweites Kapitel.

Der Morgen hatte schon sein goldenes Lichtgewand angethan, als Hinek von Dobrowicza in das Gemach trat, wo die Schützlinge seiner harrten. Meta war entschlummert, und Gregor, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, bewachte ihren Schlaf. Es war schon seit lange eine düstere Stille eingetreten, die selbst Volkmar, der sich wunderbar rege und freudig fühlte, nicht brach. Er beschäftigte sich ganz allein mit seinen Gedanken, und hatte schon längst den bleiernen Flug der Stunden verwünscht. Nun ging er dem eintretenden Ritter freudig entgegen.

„Seid Ihr bereit, vor den König zu treten?" fragte Dobrowicza in deutscher Sprache.

„Sehnsuchtsvoll bereit!" antwortete Volkmar.

„So folgt mir!" versetzte der Andere. „Auch der

Alte mag uns begleiten. Die Jungfrau mag schlummern."

Gregor erhob sich gefaßt; dann beugte er sich noch einmal über das schlummernde Mädchen, berührte leise mit seinen bärtigen Lippen den rosigen Mund und fuhr mit der flachen Hand über seine Augen, aus tiefer Brust aufathmend. „Gott schütze Dich, mein armes Kind!" seufzte er leise. Ihm fehlte die Kraft, sie zu wecken, um — vielleicht auf ewig— von ihr scheiden zu müssen. Volkmar hatte unterdessen eine Naht seines Gewandes aufgetrennt und nahm daraus einen versiegelten Brief. Dobrowicza sah verwundert seinem Beginnen zu. „Vorsicht ist zu allen Dingen nütze!" sagte der Jüngling, der es bemerkte. „Dieser Brief ist mein größter Schatz hier in der Fremde; weil ich das wußte, bewahrte ich ihn so sorgfältig vor Hegereitern und Buschkleppern, von denen es in unserm Deutschland trotz des Landfriedens wimmelt. Und wahrlich, nicht ohne Noth; denn wenn uns auch im heiligen deutschen Reiche wunderbarer Weise kein Strauchdieb den Weg verlegte, so geschah's doch hier im fernen Land, und ich wäre fürwahr nicht halb so freudig ohne diesen Talisman."

„Wahrscheinlich ein Empfehlungsschreiben?" forschte der Ritter.

„Und ich hoffe, ein recht warmes, nach dem zu schließen, was mein Vater mir von der Wirkung desselben voraussagte;" entgegnete Volkmar. „Den Inhalt kenn' ich nicht, doch wird er nicht zu meiner Ungunst

lauten. Wenn's Euch denn gefällig ist? Ich brenne vor Sehnsucht, vor des Königs Angesicht zu treten."

Nachdem Dobrowicza einen zuverlässigen Wächter bei dem schlummernden Mädchen zurückgelassen, stiegen die drei Männer die Wendeltreppen des Schlosses, die zwar von den Leichen gesäubert waren, aber noch die blutigen Spuren des Kampfes trugen, hinab und schritten durch das gesprengte Thor über die abgehauene Zugbrücke, den steilen Felsenpfad nieder, der von Schloß Doboy in's Thal führte. Die Belagerten hatten durch Verhacke und dergleichen Mittel diesen Pfad ganz unwegsam gemacht, so daß man ihn nicht ohne Mühe zurücklegen konnte.

Jetzt erst sah Volkmar die Verwüstung, welche die Berennung angerichtet. So stolz und kühn sich auch die Felsenburg in die Wolken gipfelte, so hatten sie die Geschosse der Belagerer doch erreicht und ihre deutlichen Spuren an den Mauern, die aus den grauen Felsen zu wachsen schienen, hinterlassen. Dobrowicza gab im Gehen seinem jungen Schützling eine ausführliche Schilderuug von der endlichen Erstürmung des Schlosses, von der Mühsal, mit welcher die Ungarn die fast senkrechten Wände erklettert und die Sturmleitern an die dürftig bewachten Mauern gelegt hatten. „Und doch wär' es uns vielleicht nicht gelungen," fügte er hinzu, „wenn uns nicht der Zufall zu Hülfe gekommen wäre." An der Seite, wo die Bosna sich rauschend am Felsen bricht, thürmt dieser sich so majestätisch empor, daß der

für einen Wahnsinnigen gegolten haben würde, der einen Angriff von dieser Seite vorgeschlagen hätte. Das schienen die Belagerten wohl zu wissen, und hatten auch nicht an Vertheidigung dieses Flügels gedacht. Vor einigen Tagen bemerkt unsere Mannschaft plötzlich eine menschliche Gestalt, die in der halben Höhe des Felsens aus der glatten Steinwand tritt. Einer zeigt dem Andern das Wunder, und man streitet hin und her, ob es ein Phantom, ob ein lebendiger Mensch. Endlich senden sie eine Wolke von Pfeilen und Bolzen hinauf, und siehe, die Gestalt verschwindet. »Es ist unser Schutzheiliger, der uns den Weg zeigt!« rufen Alle wie aus einem Munde. Aber wenn das Auge sich wieder nach der steilen Höhe erhebt, da sinkt der Muth, da schwindet selbst die Hoffnung auf die Hülfe des Heiligen. Die Sache kommt vor den König; er nimmt die Stelle selbst in Augenschein. »Wir müssen es versuchen,« sagt er; »meine braven Ungarn kennen keine Unmöglichkeit.« Das entflammt die Herzen; einige der kühnsten Wagehälse schwimmen durch die Bosna, wie Gemsen klammern sie sich an den Felsen; sie finden schrittweise in den Felsen gehauene Aushöhlungen, mit den Händen klammern sie sich an den dürren Ginster, der in den engsten Ritzen sein kümmerliches Leben fristet. Triumph, der Weg ist gefunden! Nun wird der Sturm verabredet. Während die Hauptmacht hier die Sturmleitern anlegt, klettert dort ein Theil wie Katzen die Felsenwand hinauf, findet einen verborgenen Eingang,

dringt durch geheime unterirdische Gänge, und ist im Schlosse, als hier eben das Thor gebrochen ist. Feinde im Angesicht, Feinde im Rücken mußten die tapfern, halb bekleideten, noch schlaftrunkenen Bosniaken wohl erliegen. Mehr als hundert Herren und Ritter, worunter Twartko Schura selbst, wurden überwältigt und entwaffnet."

Dobrowicza bemerkte den Eindruck nicht, den seine Erzählung auf den Jüngling machte, der sich nun selbst eine so bedeutende Rolle bei der Eroberung Doboy's spielen sah. „Und was wird das Loos der Gefangenen sein?" fragte er.

Der Ritter zuckte die Achseln. „Das Beste wohl kaum," sagte er dann. „Der König ist sehr erzürnt auf die Halsstarrigen; und wirklich bedarf es der Strenge, um die Uebelwollenden einzuschüchtern, die ihm sein wohlbegründetes Recht auf die ungarische Königskrone streitig machen und sie dem Anjou zuwenden möchten. Es gab eine Zeit hier in Ungarn, wo Keiner wußte, wer Koch oder Kellermeister war: Bruder verschwor sich gegen den Bruder, der Sohn wider den Vater, es gab blutige Köpfe hin und wieder, und das arme, unschuldige Land trug den Schaden. Das ist nun vorüber, hoffen wir zu Gott! Siegmund wird unbestrittener Besitzer der ungarischen Königskrone sein; denn hier im schluchtenreichen Bosniakenlande war der Heerd und die geheime Werkstätte des Verrathes und der Ränke."

Unter solchen Gesprächen waren sie an das unga-

rische Lager gekommen, in dem ein buntes, lebenvolles Gemälde sich entfaltete, durchglüht von der Lust eines gewonnenen Sieges. Ungarische Nationallieder, bald melancholisch, bald wildbegeistert, tönten aus dem Munde schnauzbärtiger Krieger; hier zechte und spielte eine Gruppe Croaten und Dalmatier, die der Ban Hermann von Cilly seinem erlauchten Schwiegersohne zugeführt; dort stampfte der bespornte Fuß der Ungarn klirrend den Tact eines Tanzes, zu dem ein Citherschläger die Melodie spielte; und die gebräunten Söhne des gesegneten Magyarenlandes waren eben so rüstig und eifrig bei diesem Spiele der Lust, als zuvor beim blutigen Waffentanze. Die trotzigen Gesichter, die steifen schwarzen Schnurrbärte, die bunte eigenthümliche Tracht, das eben so bunte Gemisch der Mundarten, das ganze wildfrische, phantastische Leben und Treiben: dies Alles waren Dinge, die das Interesse des fremden Jünglings auf's Höchste in Anspruch nahmen.

Auch Volkmar wurde der Gegenstand der Aufmerksamkeit. „Kennst Du den Flachskopf dort, Janko?" fragte Einer seinen Nachbar. „Beim Blut des Herrgotts, der böhmische Herr führt ihn grade nach dem Zelt des Königs!"

„Ich hab' ihn noch nicht gesehen," sagte ein Zweiter gleichgültig. „Vielleicht einer dieser verdammten Bosniaken."

„Bist Du klug?" versetzte ein Dritter. „Sieht der aus wie ein Bosniake? Eher wie —"

„Ich will in hundert Jahren keinen Säbel mehr anrühren," rief jetzt der zuerst Angeredete, „wenn das nicht derselbe ist, der uns den Wolkensteg über die Felsenwand gewiesen! Ihr wißt's, ich sah ihn zuerst; es war dieselbe Gestalt, dieselben Goldlocken! Janko erkennt den Falken in der höchsten Luft, Janko irrt sich nicht!"

Das war nun ein Zweifeln, ein Versichern, ein Verwundern! Einer sagte es dem Andern und fragte ihn um seine Meinung; ein großer Kreis schloß sich um Janko, man nahm Partei für und gegen seine Behauptung, ohne daß Viele den Gegenstand des Streites gesehen hatten, ja, man hätte fast nach den Säbeln gegriffen, um die Frage zu lösen. Janko's Ansehen siegte jedoch noch auf unblutige Weise, und nun stritt man von Neuem, wer und was der Fremdling sei, ob ein Ueberläufer oder ein bezahlter Spion; und es fehlte nicht viel, so wäre auch diese Frage durch den Säbel entschieden worden.

Das Zelt des Königs war unter einem grünen schattigen Baum aufgeschlagen, und zwei riesige Haiducken standen unbeweglich, wie Statuen, zu beiden Seiten des Eingangs. Die erste Abtheilung des Zeltes bildete das Vorzimmer, in welchem die Dienerschaft der Befehle des Herrschers harrte. Dobrowicza ließ sich melden und ward mit seinen Schützlingen in die zweite Abtheilung, in das Audienzzimmer geführt. Ein schwerseidener Vorhang rauschte hinter ihnen nieder.

Pracht und Geschmack hatten diesen Raum zu einem Feentempel geschaffen. Der Boden war mit kostbaren Teppichen belegt, weiche sammtne Polster liefen rings an den schwanken Wänden hin; der Feldstuhl des Königs strotzte von Goldtroddeln, auf einem geschmackvoll vergoldeten Tischchen lagen einige kostbare Waffenstücke. Ein zweiter Vorhang barg das Allerheiligste des beweglichen Tempels, des Herrschers Schlafgemach. Der prachtliebende Fürst wußte sich auch auf seinen Kriegszügen diejenige Behaglichkeit zu verschaffen, mit der er sich im Frieden zu umgeben pflegte.

Der König selbst, kaum in die vierziger Jahre getreten, stand in voller Mannesschönheit in der Mitte des Gezeltes. Den Ungarn zu Liebe, deren Königskrone er durch so viele blutige Kämpfe auf seinem Haupte vertheidigen mußte, war er in die ungarische Nationaltracht gekleidet, die dem schönen, kräftigen Manne außerordentlich wohl ließ. Sein Antlitz, nicht ohne die Spuren eines reich genossenen Lebens, war nicht freundlich und ermuthigend, sondern eher düster und streng. Die Zornader auf seiner Stirn war geschwollen, vielleicht in Folge eines eben unterbrochenen heftigen Auftrittes mit dem Grafen Hermann von Cilly, der ebenfalls ernst bei Seite, etwas hinter dem Könige, stand.

Gregor hatte nur einen flüchtigen und schüchternen Blick auf den König geworfen, aber dessen strenge Miene schien ihm schon sein Todesurtheil zu verkünden.

Den tödtlichen Streich aus dem Munde des Gewaltigen erwartend, sank er, die Hände faltend, in die Kniee. Volkmar war mit frohem Muthe gekommen, aber er hatte noch vor keinem Fürsten gestanden, und fühlte nun sein stolzes Vertrauen in etwas schwinden. Er ließ sich auf ein Knie nieder und griff mit bebender Hand nach seinem Briefe.

„Dies sind die beiden Deutschen, deren Wunsch mein königlicher Herr zu erfüllen befahl," sagte Dobrowicza mit Ehrerbietung.

Siegmund maß den Jüngling mit einem forschenden Blicke. „Wer seid Ihr?" fragte er dann in deutscher Sprache.

„Mein Name ist Volkmar von der Hagen," antwortete dieser schüchtern, „und dieser Brief —"

„Lies den Brief, Cilly!" gebot der König. Der Graf nahm den Brief aus des Jünglings Hand, erbrach ihn und begann zu lesen; er konnte jedoch kaum einige Zeilen durchflogen haben, als er ihn dem König mit den Worten überreichte: „Der Inhalt scheint für Euch allein bestimmt."

Rasch nahm nun Siegmund den Brief und las, und je weiter er las, desto heitereres Sonnenwetter flog am düstern Gewitterhimmel des königlichen Antlitzes auf, was der verstohlen lauschende Volkmar gar wohl bemerkte, und daraus die freudigste Hoffnung schöpfte. Endlich ließ der König die Hand, in welcher er den Brief hielt, sinken, musterte den Jüngling mit einem

freundlichen, fast zärtlichen Blick, reichte ihm die Hand zum Kusse und hieß ihn sich erheben. Sein Herz rang augenscheinlich mit Rücksichten der Klugheit, und mit kälterem Tone, als Volkmar nach so günstigen Anzeichen erwartet, fragte er: „Volkmar von der Hagen, seid Ihr mit dem Inhalte dieses Schreibens vertraut?"

„Nein, durchlauchtigster Herr!" antwortete Volkmar. „Nur so viel ahn' ich, daß ich darin Eurer Gnade empfohlen bin!"

„Bei meinem Schwert, das bist Du, mein wackrer Junge, und Du sollst ihrer nimmermehr verlustig gehen!" antwortete der König warm. „Wie schlank Du gewachsen bist! Ein deutsches Auge, Deiner Mutter Auge! Wie hoch bin ich meinem alten Hagen verpflichtet, daß er einen solchen Sohn mir sendet. Dobrowicza, sorgt dafür, daß es diesem jungen Manne an nichts gebreche, was ritterliche Sitte und adlige Abstammung erheischen. Ich vertrau' ihn Eurer besondern Obhut an, und glaube damit Euern Dank zu verdienen, denn dieser Jüngling ist mir werth."

„Es wird mir die höchste Ehre sein!" entgegnete Dobrowicza, sich verbeugend, und befolgte das Zeichen der Entlassung.

Cilly glaubte vielleicht die heitere Stimmung des Königs zur Durchsetzung einer vorhin von ihm vertheidigten Ansicht benutzen zu müssen, und fragte daher ehrerbietig, aber in einem gewissen vertraulichen Tone: „Soll Euer Befehl noch vollzogen werden?"

„Er soll!“ versetzte Siegmund streng. Derselbe Mund, der von Gnade gegen den Jüngling überfloß, hatte hiermit ein Todesurtheil gesprochen. Der Graf verbeugte sich und ging.

„Du sollst mir in gelegener Stunde von Deinem Vater, von der lieben deutschen Heimath, von Deiner Jugend erzählen,“ wandte sich der König wieder an Volkmar. „Jetzt sind unsre Stunden gemessen, denn mit unsrer letzten Waffenthat ist noch nicht Alles gethan; unsre deutschen Vettern ahnen nicht, welche Eisenköpfe wir hier brechen müssen. Dagegen sind die deutschen Bären Lämmer. — Wer aber ist der alte Mann, und was will er?“ sagte er abbrechend und auf Gregor deutend.

„Eurer Unterthanen Einer, Herr, und schuldlos schuldig eines Verbrechens gegen Euch,“ antwortete Volkmar an Gregor's Statt; und auf des Königs Begehren erzählte er die Geschichte des Alten, so weit er sie selbst wußte, rühmte die Freundlichkeit, mit der er ihn behandelte, und die Anhänglichkeit, die er seinem angestammten Fürsten mitten unter Feinden bewahrt, und bat um Gnade und Vergebung für ihn.

„Ei sieh', Einer meiner Märker in Doboy, und doch mußt' ich mit dem Schwert mir Bahn brechen!“ sagte der König.

Gregor verstand den Vorwurf, aber seine Ehrlichkeit empörte sich gegen ein solches Ansinnen. Er hatte noch nichts zu seiner Vertheidigung gesprochen, jetzt er-

hob er den Blick und sagte mit ehrerbietiger Ruhe: „Herr, ich hatte Twartko Treue geschworen.“

„Und glaubtest Dich von Deinem ältern Eid entbunden,“ antwortete Siegmund. „Geh' nur! Es sei Dir verziehen, weil dieser für Dich bittet. Dein Leben ist sein Eigenthum; vergelt' ihm durch unverbrüchliche Treue!“

Gregor drückte schweigend des Königs Gewand an seine Lippen. Siegmund reichte dem Jüngling die Hand zum Kusse und entließ ihn freundlich. „Nun, Kleinmüthiger?“ sagte dieser zu Gregor, als Beide das Zelt verlassen hatten.

„O gnädigster Junker!“ antwortete dieser. „Verzeiht es mir altem Manne, daß ich Euch nicht nach Gebühr danken kann. Ihr habt mir zweimal das Leben, meinem Kinde die Ehre gerettet. Dafür bin ich Euch verpfändet bis an den jüngsten Tag. Ich wär' Euer Knecht geworden auch ohne des Königs Gebot. Nun gebietet über mich nach Gefallen.“

„Nicht doch! Ich denke nicht, dies Recht zu benutzen. Zieh' hin, zieh' in Deine Heimath!“

„Ach, meine liebe deutsche Heimath, dich möcht' ich wohl wiedersehen! Aber was sollt' ich dort? Als Bettler dahin ziehen? Nein! Behaltet mich bei Euch; ich will Euch durch treue Dienste vergelten. Sorget nicht, weil ich alt bin! Der jüngste Diener wird nicht leisten, was ich leiste. Will es Gott, so läßt er

mich die Freude schon noch erleben, die lieben Sandwüsten meiner Mark wiederzusehen."

„Wie Du willst, wunderlicher Kauz!" sagte Volkmar lächelnd. „Für's Erste befehl' ich Dir, daß Du dem König im Herzen abbittest, daß Du ihn der Grausamkeit für fähig gehalten."

„Er war gnädig, sehr gnädig!" versetzte Volkmar. „Aber mir zuzumuthen, daß ich meinen Herrn verrathen sollte!"

„Er wird es nicht so ernst gemeint haben! Er ist gut und streng, recht wie ein Fürst sein soll. Nahm er mich nicht auf, wie seinen Sohn, weil ich der Sohn eines Mannes bin, der sich ihm, ich weiß nicht durch welchen Dienst, zur Dankbarkeit verbunden? Siegmund vergißt seine Treuen nie."

„Er hat mich nicht erkannt und doch —" murmelte Gregor. „Ich bitt' Euch, Junker," fuhr er zu diesem gewendet fort, „erlaubt mir, daß ich Euch auf kurze Zeit verlasse, um mein Kind wiederzusehen. O, daß sie noch schliefe, und ich könnte sie mit einem Kuß erwecken und sagen: »Nun erst kann ich Dich mit rechter Wonne herzen!«"

„Erlaube, daß ich einen stummen Zuschauer dieses Freudenschauspiels abgebe!" erwiederte Volkmar. „Wir gehen zusammen."

„Ihr seid so gut, Junker!" versetzte der Alte. „Aber, himmlischer Vater! wenn ich's recht bedenke, ich hätte mein Kind nicht verlassen sollen! Wenn ihr

ein Unglück zugestoßen wäre, wenn diese Unholde — ach, was wäre mir dann das Leben mehr werth, als ein Pfifferling?"

„Quäle Dich nicht selber!" tröstete der Jüngling. „Der böhmische Herr kennt seine Leute! Du konntest ja nicht anders."

„Ich hätt' es doch nicht thun sollen!" murmelte er seufzend. Sein Blick fiel auf Dobrowicza, der des Weges kam. „Herr, rief er ihm entgegen, darf ich versichert sein, daß meinem Kinde nichts Böses widerfährt?"

„Beruhigt Euch!" antwortete der Ritter. „Slobek ist treu; er wird eher das Leben verlieren, als ein Haarbreit von seiner Pflicht weichen. — Der König," fuhr er zu Volkmar gewendet fort, „konnte mich nicht mehr verbinden, als indem er Euch meiner väterlichen Sorge anvertraute. Ich hoffe, es soll uns bald ein schönes Band gegenseitiger Zuneigung verknüpfen. Das ganze Lager weiß bereits, mit welcher Auszeichnung Euch der König empfangen hat. Ihr dürft stolz sein. Nun aber begleitet mich, wenn's Euch beliebt, in meine linnene Wohnung, daß ich Euch mit Waffen versehe. Auch werdet Ihr hungrig und durstig sein."

Volkmar folgte dem Ritter und gestattete es gern, daß er ihn mit einem zwar nicht kostbaren, aber geschmackvollen Schwerte umgürtete und zwei scharfgeschliffene Dolche in den Gürtel schob. Auch Gregor ward ein kurzes Schwert zu Theil. Der einfache Imbiß

mundete ihm trefflich, und er hatte sich kaum jemals in seinem Leben so wohl befunden. Nicht so Gregor; die Unruhe sprach aus seinen angstvollen Zügen, und er drängte seinen jungen Herrn durch Bitten und mehr noch durch seine flehenden Blicke so lange, bis er sich von Dobrowicza beurlaubte, um mit Gregor nach Schloß Doboy zurückzueilen.

Die Sorge beflügelte die Schritte des Alten so sehr, daß der rüstige Volkmar ihm kaum folgen konnte. Und sie kamen zu rechter Stunde. Meta hatte sich angstvoll in den Schutz des Muttergottesbildes geflüchtet; vor ihr stand Slobek mit gezücktem Schwerte und vertheidigte sie gegen den Ungarn Jaros, der bald Gewalt, bald Ueberredung versuchte, um den treuen Wächter von der Schwelle des Heiligthums zu entfernen. Gregor hatte mit einem einzigen Blicke die Scene überschaut, als er sich mit Wuthgebrüll auf Jaros stürzte und ihn mit Löwenkraft zu Boden warf. Er hätte ihn in seiner eisernen Umarmung erwürgt, hätte Volkmar den Bedrängten nicht befreit. „Geh',“ herrschte er dem Ungarn auf lateinisch zu, „und wag' es nie wieder, in des Königs Namen! oder es ist Dein Tod!“

Jaros entfernte sich knirschend. Meta warf sich an die Brust des Vaters und rief begeistert: „O Vater, was wär' aus mir geworden, ohne diesen braven Mann!“

„War nur meine Pflicht!“ sagte Slobek, der in bescheidener Entfernung stand und die Scene mit Wohl-

gefallen zu betrachten schien. Gregor reichte ihm dankbar die Hand. „Kein Mensch kann des Andern entbehren," sagte er treuherzig dabei. „Wer weiß, wo ich Euch einmal dienen kann. —"

Wenige Stunden darauf kam König Siegmund, in seinem Gefolge die vornehmsten seiner Heerführer, auf das Schloß. In diesem Gefolge befand sich auch die unheilverkündende Gestalt eines Mannes, von dessen Schultern ein langer, blutrother Mantel niederfiel, auf dessen schroffen unbeweglichen Zügen die Gleichgültigkeit eines Menschen lagerte, der sich aus der Gesellschaft verstoßen sieht, und in dessen Brust daher auch das Mitgefühl bei den Leiden und Freuden der Menschheit erloschen ist.

Siegmund ließ die gefangenen bosnischen Herren vor sich führen, und maß sie alle mit kaltem, stolzem Blicke. Es waren ihrer einhundert und sechsundzwanzig mit Ausnahme des Königs Twartko Schura. Viele setzten Siegmund's Fragen und Vorwürfen trotziges Schweigen entgegen, Andere antworteten stolz, Wenige mit Ruhe und Mäßigung. Was sollten sie auch zu ihrer Vertheidigung sprechen? Sie wußten, daß der König sie als Rebellen betrachtete, daß ihr Urtheil gesprochen war. Es lautete: Tod! Nur Twartko Schura ward das Leben geschenkt, doch sollte er als Gefangener dem König nach Ungarn folgen.

Das Schwert des rothbemantelten Mannes hatte volle Arbeit. Mit trotziger Resignation hatten die

Bosniaken ihr Urtheil angehört, mit trotzigem Muthe erlitten sie den Tod. Sie wurden enthauptet und ihre Häupter vom Felsenschlosse hinab in die rauschende Bosna geworfen, deren Wellen sich blutig färbten und die Kunde von der furchtbaren Rache des beleidigten Königs durch das erschreckte Land trugen. Als der alte Stephan, den der Tod im Kampfe grausam verschont, niederkniete, um den Todesstreich zu empfangen, seufzte er aus schmerzbeklommener Brust: „Warum mußt' ich geboren werden, um eines ehrlosen Todes zu sterben? O Twartko! —“

Gregor schauderte, als er die wehrlosen Schlachtopfer zum Tode führen sah. „Was haben sie verbrochen, daß sie sterben müssen?“ sagte er. „Waren sie Rebellen, so waren sie doch wackre Krieger und — o Markgraf Siegmund, warum bist Du König geworden!“

Volkmar suchte des Königs unerbittliche Strenge zu entschuldigen, doch überlief ihn selbst ein Grauen, und die Worte erstarben ihm fast auf den Lippen, zumal er sich sagen mußte, daß er gewissermaßen selbst die unschuldige Veranlassung ihres Todes sei. Zwar überredete er sich, daß Doboy dennoch früher oder später hätte fallen müssen, zwar haftete der furchtbare Ernst nicht in seinem jugendlichen Gemüthe, aber er gelobte sich, niemals seine Mitwissenschaft um den geheimen Ausgang des Schlosses zu verrathen. Von Herzen einstimmen mußte er in Gregor's Bemerkung über Twartko Schura: „Er ist ihres Blutes nicht werth,

er hätte mit seinen Brüdern sterben sollen!“ Die Gradheit des ehrlichen Deutschen begriff nicht, daß es noch andere Rücksichten geben kann, als die Forderungen des Heldensinnes.

Wie der Genesende nach langem einsamen Krankenlager mit Wonne zum ersten Male wieder die milde Luft des Frühlings athmet, die armen, matten Glieder wie neubelebt streckt und dehnt, so ist es dem Gefangenen, von dessen enger Zelle der Riegel hinweggeschoben wird, und dessen Fuß nicht mehr der unerbittliche Zwang zurückhält. Wie leicht und froh ist ihm da zu Sinne, an den Schultern scheinen ihm Flügel zu wachsen, die Vögel jauchzen ihm, die Bäume nicken ihm zu; schöner ist ihm nie die Welt erschienen, er ist glücklich, er ist frei! Nur im Kerker erkennst du den Werth der Freiheit, wie im höchsten Schmerz die stille freudige Zufriedenheit, im Unglück das Glück.

Volkmar durchkostete die ganze Lust des befreiten Gefangenen. In der wildfrischen Bergnatur, die er bisher nur aus der Vogelperspective überschaut, vergaß er die Schrecken von Siegmund's Blutgericht. Die Gunst des Königs hatte ihn im ganzen Lager angesehen gemacht, und die Unbefangenheit, mit welcher er sich in das bunte Treiben mischte, machte ihn beliebt. Alles, was er sah, war ihm neu, wenigstens wußte er jedem Gegenstande ein neues Interesse abzugewinnen. Er genoß ohne ängstlichen Vorbehalt, wie es nur die glückliche Jugend vermag.

Ganz allein oft machte Volkmar Ausflüge bis tief in die unzugänglichsten Schluchten des Gebirgs, wo des Rosses Fuß keinen Halt mehr findet, wo für den rüstigsten Gebirgsbewohner nur fast unzugängliche Pfade sich entdecken lassen. Volkmar war des Bergsteigens nicht ganz ungewohnt; er hatte als Knabe seine heimathlichen Thüringer Berge fleißig erklettert, und war in späteren Jahren dem flüchtigen Reh durch Gebüsch und Dorn als kecker Jäger gefolgt. Der Charakter dieser Berge war aber so ganz verschieden von denen des Thüringer Landes, wenn auch nicht gewaltiger, doch schroffer, grotesker. — Volkmar achtete keiner Warnung. Umsonst gaben ihm Dobrowicza und Gregor zu bedenken, daß die noch unbezwungenen Rebellen, die sich in das Innere der Gebirge zurückgezogen, sich keine Gelegenheit entgehen lassen würden, den einzelnen Feind, der sich in ihre Nähe wage, zu vernichten; umsonst schilderte selbst Meta den wilden, listigen Charakter ihrer halben Landsleute, den die Unterjochung nur noch störrischer und heimtückischer gemacht. Er lachte der Gefahren, sehnsuchtsvoll nach Abenteuern; er hielt sich für ein Kind des Glücks, das ihm nimmer untreu werden könne.

Eines Tages machte er einen seiner gewöhnlichen Ausflüge; er hatte wiederum das Anerbieten Gregor's, ihn zu begleiten, ausgeschlagen, und ritt auf seinem muthigen, an solche Fahrten gewöhnten Rosse durch das grüne, sonnig beglänzte Thal, mit dem fröhlich-

sten, heitersten Muthe, wie ihn das Abhandensein aller Lebenssorgen nur erzeugen kann. Er pfiff mit den Vögeln um die Wette, klopfte den Hals seines Rosses und gab dem edlen Thiere alle erdenklichen Schmeichelnamen. Bald aber erschien ihm der Ritt durch das ziemlich breite und ebene Thal zu gefahr- und mühelos. Er lenkte rechts ab durch einen tiefen Hohlweg und freute sich, als ein grüner Baldachin überhängender Buchen und Eichen ihn überrauschte. Das Wild floh scheu über seinen Pfad, allerhand Vögel flogen kreischend auf, und eine buntschillernde Natter huschte hier und da in einen Felsenspalt. Nach nicht gar langer Zeit fand der Hohlweg einen Ausgang in ein anderes größeres Thal, an dem sich vielfach gegliederte, von Schluchten und Thälern durchschnittene Höhen aufgipfelten. Von einer menschlichen Ansiedelung war nirgends etwas zu sehen, aber auf dem weichen Rasenboden bemerkte Volkmar Fußtapfen, die ihm frisch zu sein schienen. Er setzte sein Roß in leichten Trab, der Richtung dieser Spuren folgend, und war kaum um eine Krümmung des Thales gekommen, als er einen Wanderer erblickte, dessen Tracht einen bosnischen Landmann verkündete.

Der Bosniake wandte sich um, als er das Schnauben und den Hufschlag des Rosses hörte, und Volkmar sah in ein Gesich, dessen unschöne Züge seinem Gedächtniß sich unverlöschlich eingeprägt hatten. Es war derselbe Verräther, dem er seine Gefangenschaft, frei-

lich auch seine Bekanntschaft mit der schönen Meta verdankte. Ob auch von der andern Seite ein Erkennen stattgefunden, oder ob nur der Kriegsmann des Königs Siegmund dem Bauer Furcht einflößte, mag unentschieden bleiben; genug, kaum war er des Fremden ansichtig geworden, als er gestreckten Laufes in ein enges unwirthliches Seitenthal einbog und mit der Hast eines gehetzten Hirsches über den unebenen, steinigen Boden dahinflog. Volkmar hatte sein Schwert gezogen und gab seinem Rosse die Sporen, um den Flüchtigen einzuholen. Der wenn auch noch so gewandte Reiter hatte aber mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als der an solche Pfade gewöhnte Fußgänger; Volkmar mußte sich nicht selten erst mit seinem Schwerte einen Weg durch Gestrüpp und Dickicht bahnen, und so geschah es, daß der Bosniake einen ziemlich bedeutenden Vorsprung gewann. Dieser befand sich bereits auf einem Höhenkamm, als Volkmar erst an dessen Fuße stand. Doch rastete der Verfolger nicht. Auch er hatte den Kamm erstiegen und sah den Flüchtling in einem andern Thal verschwinden. Er jagte die Höhe hinab und bog ebenfalls in das Thal ein, das von schroffen, fast überhängenden Felsenwänden eingeschlossen war, ein Umstand, der ihm die Versicherung gab, daß ihm hier der Bosniake nicht ausweichen könne.

Plötzlich hallte der eintönige Gesang einer schrillen menschlichen Stimme an sein Ohr; er gab sich aber weder die Mühe weitern Nachdenkens darüber, noch

würdigte er das graue zerlumpte Weib, das wie ein Pilz vor ihm aufschoß und sein Roß scheuen machte, besonderer Aufmerksamkeit. Von seinem Reiter gestachelt, überrannte das Roß die alte Frau, die heulend und gräßliche Flüche und Verwünschungen ausstoßend, sich auf dem Boden krümmte. Jetzt hatte Volkmar den Flüchtling fast erreicht; das Thal endete plötzlich, indem eine schroffe Höhe davor aufschoß. Noch zwei Schwertlängen und der Bosniake mußte seinem Verfolger Rede stehen. Da schwang sich Ersterer mit der Behendigkeit einer Katze und mit ungeheurem Kraftaufwand auf einen Felsenblock, und war in weniger als einer Minute außer dem Bereich von Volkmar's Schwerte. Der Jüngling knirschte; denn auch nicht die Möglichkeit war vorhanden, daß er mit seinem Roß ihm folgen konnte. Der Andere mochte sich wohl für geborgen halten; er stand still, wandte den schielenden Blick auf den Verfolger, machte gegen ihn eine Geberde der Verhöhnung und schlug eine spöttische Lache auf. Was hätte Volkmar nicht für einen Bolzen gegeben, den er dem Verräther in das falsche Herz senden konnte!

Triumphiren durfte der Elende nicht, das hatte Volkmar in diesem Augenblick bei sich beschlossen. Er sprang vom Pferde, schlang den Zügel rasch um einen Baumast und hatte in einem Nu ebenfalls den Felsenblock erstiegen. Als der Bosniake diese Anstalten sah, nahm er von Neuem die Flucht und gewahrte mit Schrecken, daß die Gefahr für ihn noch größer ward.

Auch Volkmar war ein Sohn der Berge und hatte überdem noch einen Vortheil voraus: er war noch voll frischer Kraft, die der Durst nach Rache befeuerte, während die Todesfurcht der zunehmenden Erschöpfung des Andern nur ihren Beistand verlieh. Durch Gebüsch und Dorn, durch Höhen und Tiefen, über Schluchten und Klippen, auf wahrhaft halsbrechenden Pfaden, durch ein wildes Felsenlabyrinth ging die wilde Jagd dahin. Man hörte kein Halloh, nur das Keuchen des Wildes und das Zornschnauben des Jägers.

Endlich haftet der Fuß des Bosniaken wie in die Erde gewurzelt. Volkmar jauchzt auf vor Lust, als er sieht, daß der Feind seiner Rache nicht mehr entgehen kann. Dem Flüchtling fröstelt es durch Mark und Bein, er hat sich in ein Netz verstrickt, dem er nicht mehr zu entfliehen vermag; er steht hoch oben auf einer Felsenplatte, zu der ihm nur die Verzweiflung den Pfad gewiesen; aber vor ihm und neben ihm gähnen tiefe, bodenlose Schluchten ihn an, so tief, daß die riesigsten Tannen, die aus den Wänden der Schlucht hervorwachsen, mit ihrem Gipfel kaum die Felsenplatte überragen; vor ihm der gewisse Tod, wenn er den Fuß einen Schritt weiter setzt, und hinter ihm der Tod von des Feindes Schwert, wenn er bleibt. Er heult auf vor Wuth und Entsetzen; mit Löwenkraft rüttelt er an einem Felsenklumpen, ob er sich nicht hinab gegen den Feind schleudern lasse. Der feste Granit spottet seiner Kraft, umsonst reißt er sich die Hände blutig, um ihn loszu-

graben. Noch ein Sprung, und der Verfolger ist ihm nahe. Da blickt er noch einmal in die Tiefe hinab, spricht ein Stoßgebet zu seinem Heiligen, umfaßt den schwanken Wipfel einer Tanne und schwingt sich über den Rand des Abgrundes. Volkmar schreit auf vor Staunen und Entsetzen, und ein Schauder durchrieselt ihn, als er das Krachen der gebrochenen Aeste, als er einen Fall vernimmt, der wie ein dumpfer Donner in der Tiefe verhallt.

Volkmar kletterte mit Mühe denselben Weg zurück, auf dem ihn die Flügel der Leidenschaft so leicht dahergetragen. Als er wieder zu seinem Roß gekommen, bemerkte er erst, daß hier und da sein Gewand in Fetzen von ihm hing. Seine Rache war befriedigt, sein Blut abgekühlt, er trat den Rückweg an, den Spuren folgend, die der Huf seines Rosses in den Boden getreten. Nun erst fiel ihm die alte Frau ein, die er so achtlos überritten, und seine Gutmüthigkeit drängte ihn, die Mißhandelte aufzusuchen und ihr den etwa erlittenen Schaden zu vergüten. Als er an die Stelle kam, wo der Unfall geschehen war, ritt er rechts und links eine Strecke zur Seite und entdeckte wirklich eine unscheinbare, im Gebüsch versteckte Hütte, welcher er sich, in der Ueberzeugung, daß dies die Wohnung der Alten sei, näherte. Er band sein Roß an einen Baum und trat in die Hütte, die von rohen Baumstämmen, mit Moos und Lehm verklebt, zusammengefügt war. Sie schien ein einziges Gemach zu enthalten; der Boden

war wie eine Tenne festgestampft; in der Mitte stand ein Herd, auf dem ein Haufen Asche neben verschiedenen thönernen Geschirren lag; ein Winkel war mit einem großen Laken verhängt; von Möbeln sah man nur einige rohgearbeitete Sessel und ein Lager von Moos und Laub, von einer ziemlich schmutzigen Decke überbreitet.

Alles dies interessirte den Jüngling wenig; auf's Höchste war er jedoch überrascht, eine Person zu finden, die er in keiner Weise hier vermuthete. „Wie kommst Du hierher, Meta?“ fragte er.

Meta, die, der Thüre abgewandt, sich mit der alten ächzenden Frau beschäftigt, wandte sich jetzt um und rief: „Gelobt sei Gott, daß Ihr da seid!“

Als die alte Frau die Stimme eines Fremden hörte, drängte sie das Mädchen hinweg, um ihn sehen zu können, kreischte aber wild auf, als sie ihn sah, und schien in ihrer Sprache wiederholte Verwünschungen auszustoßen. Meta sprach begütigend zu ihr in derselben Mundart. Die Alte schwieg auch, aber grollend, wie die gefangene Löwin.

„Hast Du Schaden genommen, Alte?“ sagte Volkmar gutmüthig, ihr einige Goldstücke in den Schooß werfend. „Da, pflege Deine morschen Glieder dafür.“

Die Arznei schien ein heilkräftiges Mittel zu enthalten. Mit kindischem Vergnügen weidete sich die Alte an dem Glanz des Goldes, ließ es sich vor den Ohren klingen und warf dem Geber einen freundlichen Blick

zu. Dann murmelte sie einige Worte, die Volkmar nicht verstand, und die ihm Meta als den Wunsch, ihm aus der Hand wahrzusagen, übersetzte. Mechanisch reichte er seine Rechte der Alten hin, die sie mit ihren knöchernen Fingern umfaßte; nachdenklich und aufmerksam schien sie in den vielfach verschlungenen Linien zu lesen. Plötzlich aber schleuderte sie mit allen Zeichen des Grauens die Hand zurück und murmelte mit großer Feierlichkeit einige Worte.

„Was sagt sie?“ fragte Volkmar betroffen.

Meta ließ einen Blick von Mitleid und Furcht gemischt auf ihn ruhen. „Sie sagt — — ich habe sie nicht recht verstanden,“ antwortete sie verlegen.

„Meta, Du lügst!“ versetzte der Jüngling, und ihr zu Boden gesenkter Blick bezeugte die Wahrheit dieser Worte. „Sprich's frei heraus! Hat sie mir Böses prophezeit — nun, Gott kann alle menschliche Weissagung zu Schanden machen.“

„Sie sagt,“ fuhr das Mädchen mit unsicherer Stimme fort, „sie sehe einen Blutflecken in Eurer Hand, der werde größer und größer und wachse zum Meer an, das Euch verschlinge.“

Volkmar erblaßte. Wie wir bereits bemerkt, war er keineswegs über den Aberglauben und die Vorurtheile seiner Zeit erhaben. Was konnte der Blutfleck in seiner Hand anders sein, als der Selbstmord, zu dem er den Bosniaken gezwungen? Meta betrachtete

ihn sorgenvoll. „Die Alte ist halb wahnsinnig,“ sagte sie tröstend. „Ihr dürft ihrer Tollheit nicht glauben.“

„Es ist auch nichts!“ antwortete der Jüngling und fuhr mit der Hand über das Antlitz, als wollt' er die Todesblässe davon abstreichen. Die Alte sah mit stumpfsinniger Gleichmüthigkeit vor sich nieder. In diesem Augenblicke ward ein tiefer Seufzer aus dem Winkel des Gelasses, den der Laken verbarg, vernehmbar, und so herzzerreißend klang er, daß sich Volkmar in tiefster Seele getroffen fühlte. „Wer ist da?“ sprach er, im Begriff, auf den verborgenen Winkel zuzuschreiten. Die Alte zeterte und erhob sich mit aller Anstrengung, um ihn zurückzuhalten.

„Ihr sollt jenes Linnen nicht anrühren,“ erklärte Meta, „ein Todtkranker liege dort, der bald aller irdischen Feindschaft entflohen sei.“

„Bin ich ein Scherge?“ rief Volkmar erzürnt und schlug einen Zipfel des Lakens zurück; zugleich aber stieß er einen Schrei der Ueberraschung, der Bestürzung aus, beugte sich zu dem kranken Manne nieder, der auf einem dürftigen Strohlager ruhte, faßte dessen erkaltende, abgezehrte Hand und rief: „Hans, Du bist es? Du lebst?“

Der Kranke ließ die matten, glanzlosen Augen auf dem Jüngling ruhen; ein Strahl der Freude flog über sein bleiches Gesicht. Er versuchte die Hand zu drücken, welche die seinige gefaßt hielt, dann sagte er mit erster-

bender Stimme: „Ich werde bald ausgelebt haben. Doch sei Gott gelobt, daß Ihr —“

„Du wirst nicht sterben, Du darfst nicht sterben, Hans!“ rief Volkmar. „He, Alte, herbei mit Deinen Kräutertränken, Deinen Zauberkünsten! Rettest Du diesem das Leben, so belohn' ich Dich fürstlich!“

„Sie hat gethan, was sie konnte! Es ist vorbei!“ seufzte Hans, schwächer werdend. „Ach, Junker, Ihr wißt noch nicht — aber Ihr sollt es wissen — es drückt mir das Herz ab — Kunz von der Hagen — ist nicht — Euer Vater — Ihr seid der Sohn — Ah!“

„Wessen? wessen?“ rief Volkmar, der jedes Wort von des Sterbenden Lippe gleichsam gesogen, entsetzt, als Hans mit einem tiefen Seufzer schwieg. „Um Gottes Barmherzigkeit, wessen?“ fuhr er angstvoll fort, den Knecht an den Schultern rüttelnd. Umsonst, er war kalt und starr. Der Tod hatte den Faden seines Geständnisses abgeschnitten. Volkmar schrie wie wahnsinnig auf; dann bog er sich über den Kranken, ob er nicht noch einen leisen Athemzug, ein Zeichen auch des kleinsten noch vorhandenen Lebensfunkens vernähme. Der Unerbittliche hatte die ehernen Pforten fest geschlossen.

Meta näherte sich schüchtern dem Freunde. „Er ist gewißlich todt, Herr!“ sagte sie. „Die Frau meint, sein Leben sei wie ein Lämpchen gewesen, dem das Oel ausgegangen, und das noch ersterbend aufflackert, bis der leiseste Hauch es erlöscht. Sie will ihn einst mit

Wunden bedeckt gefunden und verpflegt haben; aber die Natur habe ihrer Kunst gespottet.“

„Ja, er ist todt,“ sprach der Jüngling mit erzwungener Ruhe. „Er ist todt, und ich muß leben mit diesem Stachel im Herzen!“ fügte er leise murmelnd hinzu.

„Herr,“ fuhr Meta fort, „die Nacht wird hereinbrechen, und wir haben noch einen so weiten Weg!“

„Ich gehe schon!“ versetzte Volkmar. „Nur noch einmal laß mich meinen treuen Hans die Hand drücken. Er starb ja für mich! Schlaf' wohl in der fremden Erde!“ Er verließ den Todten, warf der Alten noch einige Goldstücke in den Schooß, mit dem Befehl, für das Begräbniß des Verblichenen, wo möglich in geweihter Erde, zu sorgen. Die Alte nickte zusagend, und Volkmar verließ die Hütte und schwang sich auf sein ungeduldig scharrendes Roß. „Und Du?“ sagte er, als Meta zögernd und verlegen stand.

„Sorget doch nicht um mich, Junker!“ antwortete das Mädchen. „Meine Füße trugen mich hierher, meine Füße werden mich auch zurücktragen.“

„Mein Roß trägt uns Beide. Reiche mir die Hand, Meta!“

„O gnädigster Junker —“ versetzte sie erröthend. „Euer Roß wird müde sein, und was würde der Vater sagen und die edlen Herren —“

„Bah, was kümmert mich die ganze Welt! Reiche mir die Hand, Meta!“

Schüchtern reichte ihm nun Meta die Rechte, und mit einem raschen Schwung saß sie vor ihm auf dem Roß. Ihr war so seltsam beklommen zu Muthe, als müsse ihr ein recht bitteres Wehe geschehen. Sie lehnte so dicht an des Reiters Brust, daß sie sein Herz schlagen hörte, und der Jüngling wiederum das ungestüme Klopfen des ihrigen hätte fühlen können, wäre er nicht in ein Meer trüber Gedanken versunken gewesen. Volkmar schien sich um die Außenwelt nicht mehr zu kümmern; er war wie betäubt von dem, was er vernommen. Aus dem Himmel seines unbefangen heiteren Glückes gerissen, glich er dem Opiumberauschten, der in einem Paradies sich träumt, und auf kalter nackter Erde erwacht. Der Schmerz des Lebens griff mit rauher Hand in den Frühling seiner Jugend. Wie war er bisher so glücklich in dem Glauben, der alte biedere Kunz von der Hagen sei sein Erzeuger! Wie rief er sich alle Erinnerungen seiner Kindheit in's Gedächtniß zurück! Er forschte, ob er sich entsinne, daß ihn der alte Ritter jemals anders behandelt, als seinen Sohn, aber er fand in seinem Gedächtniß nur tausend Beweise von Zärtlichkeit und Liebe. Nun stand er auf einmal verwais't und einsam in der großen weiten Welt; der letzte Hauch eines Sterbenden hatte ihm Vater und Mutter geraubt. Er haderte mit sich selbst, daß er seiner Leidenschaft so freien Zügel gegeben. „Das ist der Fluch des in den Tod Gejagten!“ sprach er dumpf. „Hätt' ich ihn nie mehr wiedergesehen, den bosnischen

Schurken, so hätt' ich den Frieden meines Herzens noch. Wer bin ich nun? Vielleicht geringer als mein Knecht, der mindestens den Stamm kennt, dem er entsprossen. Darf ich fürder den Namen tragen, der mir nicht gebührt? Muß ich nicht erröthen, wenn sie mir Ehren erweisen, auf die ich keinen Anspruch zu machen habe? — Warum aber weihte mir Kunz von der Hagen den ganzen Schatz seiner väterlichen Liebe? Er mußt' es wissen, daß ich sein Sohn nicht bin, und doch fand er mich würdig, sein Sohn zu heißen. Vielleicht ist ein ärmerer Sprosse seines Hauses mein Vater, und der reichere erbarmte sich des früh verwais'ten Knaben, und ich trage dennoch meinen Namen mit Fug und Recht!"

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten den Geist des Jünglings, und die letztere Annahme beruhigte einigermaßen sein aufgeregtes Gemüth. Meta hatte bis jetzt geschwiegen, aber der Lauf des Rosses hatte sie gezwungen, sich inniger und fester an den Freund zu schmiegen, der nun erst an die holde Last zu denken schien, die er vor sich trug. Sein Puls ging rascher und feuriger, er legte den Arm um den schlanken Mädchenleib und fragte zärtlich: „Nun sage mir, Meta, wie mir das Glück zu Theil ward, Dich so fern von den Unseren in dem wüsten Gebirge zu finden?"

„Ihr werdet mich auslachen, wenn ich's Euch sage," antwortete das Mädchen, erheitert, daß der Bann dieses peinlichen Schweigens endlich gebrochen war. „Aber lacht nur, es thut mir doch wohler, als wenn Ihr eine

Miene macht, wie ein trüber Wintertag. Ihr wißt, daß ich Euch schon lange gewarnt habe, nicht so allein auszureiten in die wilden Schluchten unsrer Berge, wo Leute hausen, die sich nicht lange besinnen, ob's christlich oder unchristlich sei, einen Menschen, zumal einen Mann König Siegmund's, zu tödten. Ihr aber folgtet nicht, und ich armes Ding konnte nichts weiter thun, als die heilige Jungfrau bitten, daß sie Euch behüte auf all' Euren Wegen. Heut aber, als Ihr wegrittet, befiel es mich wie eine namenlose Angst, die sich selbst durch's Gebet nicht hinwegschwatzen ließ. Und es trieb mich fort, Euch nach, und ich bildete mir ein, wenn ich Euch auch nicht helfen könnte, wenn Euch ein Unfall zustieße, so könnt' ich doch vielleicht für Euch sprechen, den Eurigen Nachricht geben und was ich mir Alles sonst weiß machte. Ich folgte Eurer Spur kreuz und quer, so weit ich mich auch in's Gebirge verlief. Endlich fand ich doppelte Spuren, die eines Mannes zu Fuß und Eures Rosses, und nun ward ich besorgter, zumal als ich sah, daß Ihr Euch gewaltsam einen Weg durch's Dickicht gehauen. Ich lief so schnell mich nur meine Füße tragen konnten und war mehr todt als lebendig, als ich das klägliche Wimmern eines alten Weibes hörte, das sich auf dem Boden wälzte. Sie stieß entsetzliche Verwünschungen aus, die der allbarmherzige Gott nicht gehört haben möge. Sie verfluchte Euch — ach, es war gräßlich! Ich sprang ihr zu Hülfe, ich wollte sie begütigen, aber sie murmelte fort — un-

verständliche Worte, deren Sinn ich aber nur allzu wohl ahnte. Ich hob sie auf mit meiner schwachen Kraft, ich führte sie zu ihrer Hütte, wohin sie mir den Weg zeigte — Alles für Euch, um sie zu bewegen, ihre Flüche zurückzunehmen. Ach, wie mir da bange war, daß ich Euch nicht mehr fände! Da kamt Ihr selbst, und die ungeheuerste Last wälzte sich mir vom Herzen! Aber Ihr hört mich nicht! Ich rede in den Wind! Was nimmt Euch so mit einem Male alle Heiterkeit? Ich ahn' es wohl, wer der Sterbende war, aber bedenkt doch, daß er einen süßen Tod gestorben, denn er ist in der Treue für Euch gestorben!"

Volkmar war wieder in sein stummes Nachdenken versunken. Sollte er nach Deutschland zurückfliehen, vor den Pflegevater, und die Lösung des Räthsels von ihm fordern? Sollte er bleiben, die gewohnten Ehren in Empfang nehmen und von der Zeit die Entschleierung des Geheimnisses erwarten? Das Letztere schien ihm das Klügste. Er führte seinen Namen mit Recht, denn der unzweifelhafte Besitzer hatte ihm denselben mit allen Rechten übertragen. Er nannte ihn seinen Sohn: wer konnte, wer durfte Zweifel und Einwand dagegen erheben? Diese Vorstellung gab ihm einen Theil seiner Ruhe zurück, und er war heiterer denn zuvor, als ihn Meta aus seinen Träumen erweckte.

„Also meinetwegen, Du liebes, thörichtes Kind?" sprach er, die sanft Widerstrebende fester an sich schließend. „Du wolltest mir beispringen in Noth und Gefahr?

Sind die Bosniaken so schlimm, so hätt' ich mehr für Dich fürchten müssen, denn für mich."

Meta ward betroffen. „Das bedacht' ich nicht!" sagte sie erröthend.

„Und was wird Dein Vater sagen? Wie wird er sich geängstet haben um Dich!"

„Ich will ihm den grauen Bart schon streicheln, daß er wieder freundlich blickt. Und ich will ihm schon eine Mähr erzählen, die er glauben soll. Eine Nothlüge ist noch kein Verbrechen."

„Meinst Du, schöne Sünderin?"

„Soll ich ihm etwa die ganze Wahrheit sagen? Bedenkt doch, das geht nicht!"

„Und warum nicht?"

„Ich weiß es nicht. Aber es geht ganz gewiß nicht. Er würde sagen, das komme ihm zu, Euch zu beschützen, Euch in Gefahren beizustehen, aber nicht einer naseweisen Dirne —"

„Die noch dazu so schön ist. Fürwahr, wär' ich Dein Vater oder Dein Geliebter, ich litt' es nicht, daß Du mit einem jungen Manne so durch die einsamen Wälder schweiftest."

„Waren wir nicht in tiefster Mitternacht so ganz allein?" fragte Meta unschuldig.

„Es ist wahr, Du hättest mich zum Carthäuser machen können. Du versagtest mir damals den Kuß, den ich Dir jetzt raube." Er küßte das Mädchen auf die frischen Lippen und lachte, da sie einen Schrei aus-

stieß. So hatte die Gegenwart ihn über die nächste Vergangenheit entrückt.

Der Kuß des Jünglings war flammend in ihre Seele gedrungen. Ihr Herz schwamm in Lust und Jubel, und doch lag ein geheimes Wehe darüber, daß die Purpurblume die Hülle nicht durchbrechen konnte. Ihre Brust wogte unter dem knappen bunten Mieder; sie hätte den Freund umschließen und jauchzend an sich drücken mögen, und doch widerstrebte sie fast willenlos, als er sie wärmer umschlang. „Ich bitt' Euch," sagte sie mit unsicherer Stimme, „gebt Eurem Roß den Sporn. Seht Ihr nicht, daß die Sonne tiefer und tiefer sinkt? In einer Stunde wird es Nacht sein."

„Waren wir nicht in tiefer Mitternacht ganz allein?" wiederholte Volkmar Meta's Frage. Sie schlug seufzend die Augen nieder. Ach, eine wie große Kluft lag zwischen damals und jetzt! Ob sie jetzt wohl dem nächtlichen Gast ihr Kämmerchen verschlossen hätte? — Von nun an war sie schweigsam, und da Volkmar keine Erwiederung seiner Gefühle fand, gab auch er sich wieder seinen Träumereien hin.

„Gott sei gelobt!" sagte Meta endlich. „Dort in der Ferne seh' ich unsre Zelte. Nun laßt mich absteigen, ich bitt' Euch! Ich will einen andern Weg gehen, denn man könnte Arges denken —"

„Wer dürft' es wagen?" rief Volkmar stolz.

„Sie würden es vielleicht nicht sagen, aber doch denken!" bat das Mädchen. „Ich könnte keinem Men-

schen mehr in die Augen sehen! Und mein Vater — er darf ja nicht wissen, daß — Gott weiß es, was er thun würde, denn so sehr er Euch liebt —"

„So geh', Meta, und nimm meinen Dank für Deine Sorgfalt, für Deine Liebe!"

„Es war nur eine Pflicht, die mein Vater versäumt hat, weil er allzu viel Ehrfurcht vor Euren Befehlen hat. Ihr dürft weiter kein Aufhebens davon machen."

Volkmar ließ das Mädchen sanft auf den Boden nieder; wie ein Reh sprang es davon, und Volkmar kam in das Lager zurück, als eben die Sonne zum letzten Male die Bergspitzen vergoldete. Er fand Gregor in angstvoller Sorge um sein Kind, aber er wagte nicht, ihm Nachricht von der Tochter zu geben, in der Hoffnung, daß diese bald selbst seine Sorgen zerstreuen werde. Nach kurzer Zeit erschien sie auch, warf sich dem Vater um den Hals und beschwichtigte sein Schelten durch Liebkosungen.

In einer der dunkelsten und tiefsten Felsschluchten des Gebirgs lag um dieselbe Zeit, als Volkmar sich im Hause der Alten befand, ein Mann, blutend, mit gebrochenen Gliedern, scheinbar leblos. Es war der Bosniake, den der racheschnaubende Deutsche in den Tod gejagt. Unter seiner Wucht war der Wipfel der Tanne, auf den er sich geschwungen, gebrochen, und von Ast zu Ast war er hinabgestürzt, und keiner war stark genug gewesen, ihm den nöthigen Widerstand entgegen-

zusetzen, um ihn über dem Abgrunde zu halten. Wohl aber war die Wucht seines Falles dadurch gemindert worden, und wie mit Hülfe eines Wunders war er, obwohl besinnungslos, doch nicht tödtlich verletzt, von Fels zu Fels gerollt und in der Tiefe, wo einer der unzähligen Gebirgsflüsse Bosniens seinen Ursprung nahm, angekommen.

Mehrere Stunden lag er hier in völliger Bewußtlosigkeit, bis die Springwellen des unterirdischen Gewässers, die seine Schläfe netzten, die schlummernden Lebensgeister erweckten. Er öffnete die blutunterlaufenen Augen, aber es war tiefe Nacht um ihn. Wie ein schwerer furchtbarer Traum lastete es auf seinem Hirne. Er suchte das schreckliche Traumbild zu zerstören, indem er sich zu erheben trachtete, aber seine Glieder waren gelähmt, ein entsetzlicher Schmerz durchzuckte ihn und brachte die trostlose Wirklichkeit in sein Bewußtsein. Er erinnerte sich der erlittenen Todesqual und glaubte sich nun im Grabe, ob lebend oder todt, darüber begann er zu zweifeln. Das Rauschen des Gießbaches brachte seine aufgeregte Phantasie mit den Mährchen in Verbindung, mit denen der Volksglaube das geheimnißvolle Reich des Jenseits auszuschmücken pflegte. Körperliche Schmerzen gaben ihm bald die Ueberzeugung von seinem irdischen Dasein, aber seine Lage wurde dadurch noch verzweifelter. Lebendig begraben sein, fern von jeder menschlichen Hülfe, jedem menschlichen Ohre unvernehmbar, preisgegeben dem Tode in seiner

fürchterlichsten Gestalt — entsetzenvoller Gedanke, der allein schon den gesunden Sinn schwindeln zu machen fähig ist! Der unglückliche Bosniake befand sich in dieser Lage. Er wußte nicht, wo er sich befand; daß sein Auge das Licht des Tages nicht erreichte, daß seine Klagen wirkungslos verhallten, allein vom Echo spottend zurückgegeben, das wußte er, dies ward ihm trostlose Gewißheit. Und hätt' er auch einen Ausgang gewußt, so hielt ihn der Schmerz doch grausam gefesselt. Zu dieser körperlichen und geistigen Qual gesellte sich endlich noch die Pein des Hungers. Er fing die neben ihm rauschenden Fluthen mit der hohlen Hand auf und sog begierig mit lechzenden Lippen. Das kühle Naß schien ihn mit neuer Lebenskraft zu erfüllen, aber um so mehr ward er sich nur seiner Hülflosigkeit, seiner Verzweiflung bewußt. Er rief um Hülfe und wußte doch, daß sein Angstgeschrei wie ein Seufzer auf öder, vom Sturm gepeitschter Haide war, er grub die Finger in den Boden, daß sie bluteten, und wußte doch, daß er sich wohl ein Grab, aber keinen Rettungsweg graben konnte. Verhungern, sich selbst zerfleischen — und doch ist das Leben so schön! Er wusch seine Wunden mit den kalten Wellen, und siehe, seine Glieder erhielten neue Spannkraft; er versuchte sich zu erheben und es gelang ihm, zwar mit Schmerzen — doch es gelang. Nun schrie er laut auf vor Freude. Ach, der Schiffbrüchige greift nach dem Strohhalm, um sich durch ihn an's Leben zu klammern! Seine Freude endete wiederum

in Jammer und Verzweiflung. Er lag ja eingesargt in einem unermeßlich tiefen Grabe und mußte sterben, im vollen Lebensbewußtsein sterben.

Doch zuckte es ihm plötzlich durch den Sinn, und er erfaßte den leuchtenden Gedanken mit heißhungriger Begier. Der unterirdische Bach mußte ja einen Abfluß haben, und vielleicht war es durch diesen möglich, Leben und Freiheit zu gewinnen. Er raffte seine Kraft zusammen und schleppte sich in der Richtung fort, welche die Fluth nahm; bald aber stieß er sich die Stirne wund. Der Bach zwängte sich schäumend durch einen engen Spalt, der noch dazu in geringer Höhe von den überhängenden Felsenmassen geschlossen war. Indem er das Bett des Flusses selbst zu seinem Wege nahm und sich bis fast auf die Oberfläche des Wassers bückte, gelang es ihm, in den Spalt zu kommen, der aber enger und enger ward, so daß der Arme endlich nur mit genauer Noth seinen wunden, vom Frost geschüttelten Körper hindurchzuzwängen vermochte. Aehnliche Stellen hatte er noch oft zu passiren, und nicht selten versagten ihm Muth und Kraft, die nur durch den mächtigen Hebel, Lebenslust, gewaltsam aufgestachelt wurden.

Endlich ward der Raum freier; das Rauschen des Wassers weckte einen dumpfen Wiederhall, der in weiter Ferne verklang. Er sah es wie einzelne Lichtfunken schimmern. „Die Sterne!“ jauchzte die Hoffnung in seiner Brust, und wie eine Centnerlast wich es von seinem Herzen. Durch das Wellenrauschen hindurch

vernahm er einen seltsamen Laut, wie das Schnarchen eines lebendigen Geschöpfes. War es Thier oder Mensch? Er wußt' es nicht, und selbst sein angestrengtes Lauschen gab ihm keine Aufklärung. Sollte er auf den Schläfer zugehen oder fliehen? Er überlegte lange, und die Furcht übermannte ihn endlich, daß es ein wildes Thier sein könne, das sein kaum gerettetes Leben gefährde. Er entschloß sich zu fliehen; kaum aber hatte er einige Schritte zurückgelegt, als sein Fuß an einen Gegenstand stieß und er der Länge nach über eine menschliche Gestalt fiel, die sich wild fluchend erhob. Der Bosniake hörte die süßen Töne seiner Heimathsprache und rief ein dankbares „Gelobt sei Gott!"

„Wer bist Du?" fragte der Unbekannte, den noch am Boden Liegenden an der Brust packend.

„Ein treuer Bosniake, flüchtig vor dem nordischen Wolfe!" war die Antwort. „Wer Du auch bist, vergönne dem armen Juritsch eine Lagerstätte neben Dir, denn er ist wund, wie der von Hunden zerfleischte Hirsch und hat Todesangst erlitten, mehr als ein Mensch tragen kann."

„Du findest Leidensgefährten, die alle den Klauen des Wolfes entwichen sind," antwortete der Andere weniger rauh. „Nimm die Hälfte meines Mantels und bedecke Dich damit. Bist Du wund, so wollen wir mit Tages Anbruch Mutter Bjelka rufen, die alle heilkräftigen Kräuter kennt. Schlaf' wohl, hier bist Du sicher vor den ungarischen Spürhunden."

Bayerische Staatsbibliothek München

Juritsch war aber weit entfernt zu schlafen. Trotz der wärmenden Decke, die der Unbekannte ihm lieh, durchschüttelte heftiger Fieberfrost sein Gebein; seine Zähne schlugen klappernd an einander, und doch brannte sein Gehirn und gebar wilde, halbwache Träume. Alle Schrecken, die er überwunden, mußte er noch einmal erdulden; seine Wunden schmerzten, seine Glieder wurden steif. Sehnsuchtsvoll seufzte er den Morgen heran, der endlich seine rosigen Streiflichter über die nächtliche Erde warf. Mit halbem Bewußtsein konnte er den Ort unterscheiden, wo er sich befand. Es war eine geräumige Höhle, deren Eingang um wenig breiter war, als der Bach, der dort seinen Ausgang suchte. Um ihn her lagen etwa ein Dutzend bewaffneter Männer in der Tracht des Landes. Als das Morgenlicht die Höhle durchleuchtete, erhoben sich gähnend die bärtigen gebräunten Gestalten und waren sehr verwundert, einen neuen Gefährten in ihrer Mitte zu finden. Juritsch's Nachbar sprach für ihn und erzählte, wie der nächtliche Gast sich eingeführt. Die Männer umringten neugierig den Unglücklichen, der kein Glied zu rühren, kaum einige unverständliche Worte zu lallen vermochte. Einer der Jüngeren wurde fortgeschickt, um die heilkundige Mutter Bjelka herbeizuholen.

Die Unbekannten schienen dem Siechhaften vollkommenes Vertrauen zu schenken. Sein Zustand bekräftigte nur zu sehr seine Aussage, daß er ein Flüchtling vor König Siegmund's Macht sei, und das allge-

meine Unglück ließ kein Mißtrauen gegen den Sohn desselben mißhandelten Landes aufkommen. Sie verrichteten ihr Morgengebet, indem Einer aus ihrer Mitte einen salbungsvollen Vortrag hielt, nicht mit der Salbung, welche der römische Ritus vorschrieb, sondern voll mystischer, oft geheimnißvoller Andeutungen, voll eigenthümlicher, dem Katholicismus fremder Anschauungen. Die Offenbarungen des heiligen Geistes waren es, denen alle Kraft, alle Herrlichkeit zugeschrieben wurde, die sonst der in Christus geoffenbarte Gott und sein Stellvertreter auf Erden, der Papst, in Anspruch nahm.

Die Versammlung schien von den Worten ihres Redners begeistert, erhoben, und als er mit den Worten schloß: „Lasset uns ihm danken, daß er bis jetzt seine Gläubigen vor den Feuerbränden der römischen Hierarchie geschützt hat, und lasset uns ihn bitten, daß er der Macht des Feindes wehren wolle, damit die Reinen nicht von den Unreinen, die Heiligen nicht von den Unheiligen verschlungen werden!" da sprachen Alle ein brünstig andächtiges Amen.

Auch Juritsch fühlte sich von dem geheimnißvollen Cultus bewegt, hingerissen. Er ahnte wohl, daß er sich unter Gliedern jener frommen Secte befand, von deren Dasein das Volk fabelte. Es war die Secte der Katharer, hier in Bosnien Bogumilen genannt, die, obgleich von der Kirche mit Feuer und Schwert verfolgt, sich doch Jahrhunderte lang im Stillen behaup-

tet und in den Schluchten Bosniens ein Asyl gefunden hatte. Der Name Katharer bezeichnete ursprünglich eine ganze Reihe von Secten, die der Kirche gegenüber eine Gemeinde der Heiligen, der Reinen darstellen wollten. Einen Theil dieser Ketzer begriff man unter dem Namen der Manichäer, die alles Aeußerliche und Irdische verwarfen, durch Entbehrung aller irdischen Genüsse einem gottgefälligen Wandel sich ergaben und in ihrer Weltanschauung eine böse Grundursache alles Geschaffenen annahmen, die nur durch ein strenges Ascetenleben paralysirt werden könne. Der gemeinsame Charakter all' dieser Secten war ein unbedingter Gegensatz wider die Kirche und ihre Gebräuche, kraft einer unmittelbaren Mittheilung des göttlichen Geistes, wodurch sie sich über Kirche, Hierarchie und menschliches Gesetz erhaben fühlten. Die römische Kirche konnte niemals diese Secten ganz vernichten, deren Glieder den Dornenkranz des Märtyrerthums nicht scheuten, um die Wahrheit ihrer Lehre vor der Welt zu bezeugen.

Die Männer zeigten sich nicht unbewandert mit der Geschichte des Tages, und Juritsch lernte aus ihren Gesprächen manches für ihn gänzlich Neue. Sie spotteten über die römische Hierarchie, die der Welt das Aergerniß zweier Päpste, zweier Stellvertreter Gottes, von denen Jeder den Andern für den Falschen erkläre, gebe. „Ihr werdet sehen," rief Einer in frommer, prophetischer Begeisterung, „die Ernte ist für den Schnitter

reif. Aus dem Blute der Märtyrer wird der Baum der Wahrheit erblühen, der die Welt überschatten soll. In einem fernen Insellande ist ein Mann erstanden, der den römischen Antichrist in seiner häßlichen Nacktheit darstellt, und in Prag, der Czechenhauptstadt, tritt ein Mann, dessen Name in unserer Sprache eine Gans bedeutet, in die Fußtapfen unserer frommen Väter. Siegen die Feinde auch auf eine kleine Weile, so ist der Fuß doch schon gehoben, der der Schlange den Kopf zertritt."

Für Juritsch ging ein neues Leben auf, je mehr er mit den Sitten und Gebräuchen seiner Gastfreunde vertraut wurde. Er genas bald unter der Hand der heilkundigen Mutter Bjelka, derselben, die der Leser bereits aus dem Zusammentreffen mit Volkmar kennen gelernt hat.

Drittes Kapitel.

Bosnien, erschreckt durch die blutige Rache, die König Siegmund nahm, und durch Twartko's Gefangenschaft des gemeinsamen Oberhauptes entbehrend, war unterworfen, und Siegmund konnte unbedenklich nach Ungarn zurückkehren, wo seine Gegenwart nöthig war, um die noch nicht ganz niedergedrückte, ihm feindlich gesinnte Partei im Zaum zu halten. Sein Triumph-

zug war glänzend, der Prachtliebe des eitlen Fürsten angemessen. Durfte er sich doch rühmen, das Haupt des Bosnierlandes, das ihm einen dreijährigen mühevollen Feldzug gekostet, an seinen Siegeswagen gefesselt zu sehen. Wo sein Zug eine Ortschaft berührte, da läuteten die Glocken und geschmückte Jungfrauen brachten ihm Ehrengeschenke entgegen. Weißlockige Greise zeigten ihren Enkeln den Mann, der durch blutige Siege die zackige Krone des heiligen Stephan auf seinem Haupte befestigte und den Ruhm des Ungarlandes bis an die Grenzen der Barbaren trug. Freilich krampfte sich auch manches Herz im verbissenen Groll zusammen, aber das Volk jubelte — das Volk mußte sich also wohl glücklich befinden unter dem Scepter des Fremdlings.

In Volkmar's Seele tauchten die Zweifel über den Punkt seiner Geburt nur noch zuweilen auf, wie trübe Nebelwolken über das reine, warme Blau des Himmels streifen. Sein jugendlicher Trotz gefiel sich allmälig in dem Gedanken, das Schicksal herausfordern zu können, ihm die Ehre abzuringen, die es ihm vielleicht versagt. Ist doch die Jugend stets bereit, auch das geringfügigste, wohl gar verschuldete, widrige Ereigniß für eine Tücke des Schicksals zu halten und dieses darum anzuklagen. Das junge Herz schwelgt, wenn das erste bitterste Weh überwunden ist, in einer Art Wollust, dem Verhängniß trotzen zu dürfen. Volkmar glaubte sich um so mehr dazu berechtigt, als er das Leid, das ihn bedrückte, nicht verschuldet hatte. Aber

sein Trotz war vernünftiger, als man ihn von Jünglingen seines Alters gewohnt ist. Nicht demüthig und mit dem niederschlagenden Gefühl, unverdiente Ehren zu empfangen, trat er auf. Der bevorzugte Günstling des Königs nahm alle Zuvorkommenheiten, die ihm wurden, bescheiden, doch mit einer Sicherheit entgegen, als betrachte er sie als schuldigen Tribut. Er wollte zeigen, daß er mindestens adlig an Sitten und Gesinnungen sei. Um seine ritterliche Befähigung zu beweisen, hatte er in einigen Sträußen, die nach der Eroberung Doboy's noch mit einzelnen Rebellenhaufen zu bestehen waren, sich durch ungestüme Tapferkeit hervorgethan und die Lobsprüche seines königlichen Beschützers erworben.

Gregor blieb zu dem Jüngling in dem bescheidenen Verhältniß eines Dieners. Meta kam nur selten in die unbelauschte Nähe des Freundes, und auch dann war sie einsylbig und behauptete die Rolle, die ihre äußere Stellung ihr auferlegte. Sie schien ein solches Zusammentreffen absichtlich zu vermeiden, ja sich seinem Auge so viel als möglich entziehen zu wollen, und doch ruhte ihr Blick mit einer gewissen Begeisterung und seligen Trunkenheit auf ihm, wenn sie sich unbewacht glaubte. Am Vertrautesten schloß sich Volkmar dem böhmischen Ritter an. Durch ihn ward er über viele Verhältnisse des Volkes und Landes, die ihm bisher noch fremd gewesen, unterrichtet, durch ihn ward er mit den Lebensschicksalen des Königs vertraut und erhielt

manchen Aufschluß, den er bis jetzt vermißt. Dobrowicza besaß mannichfache und für einen Kriegsmann ungewöhnliche Kenntnisse. Mit wenigen, aber treffenden Zügen wußte er die Volksstämme zu charakterisiren, und war in der Politik der Höfe eben so bewandert, als in der Geschichte der Kirche und ihrer jetzigen Stellung. So vorsichtig und schonend er in der Besprechung von Religionssachen zu Werke ging, so vermochte Volkmar doch herauszuhören, daß die herrschende Kirche seinem Ideale nicht entsprach, und daß er eine durchgreifende Reformation für nöthig hielt, um dem kranken Körper seine gesunde Kraft wiederzugeben. Wollte der Jüngling auf Näheres in dieser Beziehung eingehen, so wußte der Ritter so geschickt auszuweichen, daß man nicht einmal behaupten konnte, es geschehe mit Absicht.

Die Hauptstadt war zum Empfang des Königs festlich geschmückt. Bunte Wimpel flatterten von den Dächern, die Lüfte trugen dem Sieger den Duft der Blumen entgegen, die dem Kranz des Herbstes entrissen waren, um in das Prachtgewand des festlichen Tages geflochten zu werden. Die ganze Volksmenge hatte sich in dichten Spalieren aufgestellt und begrüßte jubelnd, mützenschwingend, säbelklirrend die heimkehrenden Brüder und Verwandten. Das war eine Lust und ein Jauchzen, wenn lang Getrennte sich wieder sahen; wenn ein schwarzäugiges Ungarmädchen, nachdem sie lange mit sorgenvollem Blicke die Reihen gemustert, nun endlich den Geliebten fand und an seinem Halse das Wie-

dersehen feierte, wenn eine Mutter den Sohn, ein Weib den Gatten, ein Kind den Vater entdeckte! Wie viel gab es nicht zu fragen, zu kosen! Wie groß war der Knabe geworden, seit der Vater in den Krieg gezogen! Aber kaum gefunden, reißt sich der Krieger wieder los aus den Armen seiner Lieben. Sie möchten ihn alsbald in das traute Vaterhaus führen, doch der Triumphzug muß erst vollendet sein; er will mit dem verdienten Lorbeer prangen, eh' er ihn niederlegt auf den Hausaltar; er eilt den Kameraden nach, und die Seinigen verfolgen ihn mit den Augen, deuten stolz auf ihn und sprechen: das ist mein Sohn, das ist mein Mann, das ist mein Bruder, das ist mein Vater. Aber in dem Rosenkranz der Freude fehlt es nicht an dunklen Cypressen. Wie manches Auge füllt sich mit Thränen, als es den Gesuchten unter den Laubgeschmückten nicht findet! Ach, Alle kehren zurück, nur er nicht, Alle feiern Feste des Wiedersehens, nur die Tochter, die Gattin, der greise Vater weinen einsam und verlassen. Warum mußte ihn gerade die erbarmungslose Hand des Todes treffen, warum nicht alle jene, warum grade ihn? Was haben sie verbrochen, daß sie allein die Schuld bezahlen müssen? Warum dürfen sich die Andern freuen und sie müssen weinen? So selbstsüchtig macht der Schmerz. Traurig schleichen sie aus dem Kreis der Fröhlichen, deren laute Lust nur schrillere Accorde auf den Saiten ihres Wehs greift. Nur in der Einsamkeit, in der stillen Zurückgezogenheit

des Gemüthes verblutet der Schmerz. Zwar verharscht er auch im bunten Gewühl der Oeffentlichkeit, aber ein geheimer Stachel bleibt entweder in der Wunde zurück, oder mit ihr ist zugleich der ganze Frühling des Herzens ausgebrannt.

Auf dem Balcon eines prachtvollen Palastes war ein reicher Frauenkranz zu schauen, dem das bunte bewegliche Schauspiel viel Vergnügen zu machen schien. Die schönste Blume dieses Kranzes war eine feurige Brünette, deren dunkle Gluthenaugen verlangend zwischen den langen seidnen Wimpern loderten, in deren Zügen heitere, stets lächelnde Lebenslust leuchtete. Ein reiches Gewand umschloß die üppigen, elastischen Glieder, bald innig sich anschmiegend an die edlen Formen, bald in weiten, bauschigten Falten herabfallend. Das schwarze Haar war von einem mit Perlenschnüren durchflochtenen Turban umwunden, von dem ein weißer Schleier niederwallte, wie ein Wölkchen, das sich in den Glanz der Sonne wagt. Das war Barbara, die zweite Tochter des Grafen Hermann von Cilly, die Braut des Königs Siegmund. Zwischen ihr und der Dame, die neben ihr stand und die schmale Hand auf die Marmorschulter Barbara's vertraulich gelegt hatte, war eine gewisse Familienähnlichkeit nicht zu verkennen, nur daß jene nicht mehr die prangende Centifolie, sondern die majestätische, in ihrer Einfachheit erhaben schöne Lilie war. Um ihren Mund hatte die höhere Lebensreife schon eine Falte gelegt, aber weit entfernt,

das blasse, feingeschnittene Gesicht unschön zu machen, verlieh sie ihm vielmehr einen eigenthümlichen unnachahmlichen Reiz. Das war Elisabeth, die ältere Schwester Barbara's, die Gemahlin des Palatins Nicolaus Gara. Dies waren die Hauptfiguren der Damengruppe, um welche sich die übrigen, meist zu dem Gefolge der schönen Königsbraut gehörig, gleichsam wie eine reizende Staffage gruppirten.

„Sieh', wie stolz der König zu Rosse sitzt!" sagte Elisabeth. „Wahr ist's, er ist ein schöner Mann, und Du wärest zu beneiden, Schwester, auch wenn er nicht der König von Ungarn wäre! Ob er uns sehen, ob er uns grüßen wird? Da sieh', er erhebt das Auge! Welche königliche Stirne! Wie freundlich, und doch majestätisch! Es lebe der König!"

Siegmund hatte die schönen Frauen wohl bemerkt und grüßte sie mit ritterlicher Galanterie. Barbara betrachtete den Verlobten mit Wohlgefallen und erwiederte erröthend seinen Gruß. Sogleich aber ward ihr Blick von einem andern Gegenstand gefesselt und mit einer seltsamen Hast richtete sie die Frage an die Schwester: „Kennst Du den jungen Ritter dort mit der blutrothen Schärpe und dem langwallenden Goldhaar? Sieh' nur hin, der ist's, der hinter dem Vater reitet! Du kannst ihn nicht verkennen, denn einen Zweiten hat gewiß das Heer nicht!"

„Meinst Du den, der den Goldfuchs reitet?" fragte die Schwester. „Ich hab' ihn noch niemals ge-

sehen. Er muß kein Ungar sein! Aber wer kann er sein, daß er im Gefolge des Königs reitet? Vielleicht ein Böhme."

„Nein, nein! solch' blaue Augen erzeugt weder das Ungar- noch das Böhmenland!" erwiederte Barbara. „Sahst Du nicht den reinen Krystallspiegel, als er das Gesicht zu uns erhob? Ich sage Dir, wie ein Maienhimmel war's!"

Elisabeth lächelte. „Glücklicher Fremdling!" scherzte sie. „Wer giebt uns Kunde und Wissenschaft über diesen Phönix unter den Männern?" wandte sie sich an die Frauen. Keine kannte den Gegenstand des Interesses. Da winkte Barbara einen Pagen herbei, einen schönen, schwarzlockigen Knaben, der hinter den Frauen, ihrer Befehle gewärtig, stand. „Bruno!" flüsterte sie ihm zu. „Erforsche, wer der junge Kriegsmann ist, der mit den wallenden Locken, der blutrothen Schärpe und dem Goldfuchs! Bringe mir Nachricht von seinem Namen und Stand, ob er zu des Königs Gefolge gehört und in Buda verweilen wird. Aber sei klug, Bruno, und verdiene die Belohnung, die ich Dir zugedacht."

Der Page lächelte fast unmerklich, verbeugte sich und verließ den Balcon. Auch Elisabeth lächelte bei dem Beginnen der Schwester, fuhr aber fort, sie auf einzelne hervorragende Erscheinungen im Heere aufmerksam zu machen. „Betrachte Dir den Mann dort in dem goldverbrämten Gewande, mit dem Gesichte, finster,

wie eine Wetternacht. Er allein scheint sich des frohen Tages nicht zu freuen. Sieh', er trägt auch keine Waffen, und die Reiter um ihn her scheinen ihm nicht zu gehorchen, sondern ihn zu bewachen. Gewiß ist dies Twartko Schura, der sich einen König des Bosnierlandes nennt. Armer Mann! Auf seinen Fall ist die Größe dieses Tages gebaut!"

„Die Sterne schwinden, wenn die Sonne am Himmelsbogen aufsteigt!" antwortete Barbara. „Für eine Sonne will ich Siegmund achten und ihn als solche lieben. Er soll des Jahrhunderts Held sein, und ich will ihn anbeten."

„Du liebst nur den König?" fragte Elisabeth leiser.

„Hat man mich gefragt, ob ich den Mann liebe?" entgegnete Barbara. „Macht schwärmerische Liebe, ein Aufgehen des Einen in des Andern, der Ehe Glück, so ist die Bäuerin glücklicher als wir, denn sie darf den Mann ihres Herzens wählen. Ist uns ein Recht der Wahl zugestanden? Wir sind Mittel zu höheren, der Liebe fremden Zwecken. Man fragt nicht nach unserer Neigung, man fragt nicht, ob das arme, verkaufte Herz auch ja sagt zu dem Bunde, den der Väter Politik geschlossen. Wer will uns einen Vorwurf machen, daß wir nicht den Mann, sondern seinen Rang, seinen Glanz lieben? Man wird mich dem König vermählen, so will ich Königin sein. Manche Menschen nennen

Kronen und Purpur einen geringen Ersatz für ein gebrochenes Herz."

„Du liebtest, Barbara?" fragte die Schwester überrascht.

„Ich liebte die Freiheit!" antworte jene. „Sie schmieden mich in goldene Fesseln; wer wird es mir verargen, daß ich mir Rosen breche, meinen Kerker zu schmücken? Sollen wir auf der Höhe des Lebens verschmachten, wie der Wanderer in der Wüste, der wohl Gold und Diamanten, aber nicht Brot und Wasser hat? Man rief mich aus meinen stillen Bergen, um eine Krone zu tragen; so sei denn auch diese Krone von dem edelsten Metall!"

„O Schwester, ein Kranz von Rosen trägt sich leichter, als ein Diadem!" versetzte Elisabeth. „Vergiß den König, liebe Siegmund!"

„Liebst Du den Palatin?" fragte Barbara dagegen. Elisabeth kam in Verwirrung, um ihre Lippen zuckte es, wie ein aus dem Schlummer geweckter Schmerz. „Und müßt' ich nein sagen, wer tadelte mich darob?" sagte sie nach einer Pause. „Sie haben den Winter mit dem Frühling vermählt; sein Herz ist so eisig geworden, wie sein Haar, das den kahlen Scheitel umkränzt. Ach, und Du weißt noch nicht Alles! Wie darfst Du den Greis, der sein häusliches Glück, den Frieden seines Alters seinem maßlosen Ehrgeize so gern zum Opfer bringt, mit dem jugendkräftigen König vergleichen, der sich wohl auch Kränze des Ruhmes

pflückt, aber sie willig in den Schooß der Liebe niedergelegt? — Der Zug ist zu Ende; soll uns das träge Volk noch länger begaffen?"

Sie traten vom Balcon in das Prachtgemach zurück, dessen hohe Spiegelwände die edlen Frauengestalten wiederstrahlten. Barbara entließ ihre Frauen und warf sich ungeduldig auf die seidenen Polster ihrer Ottomanne. „Wo nur Bruno bleibt!" seufzte sie in Gedanken. „Wenn er die Ungeduld nur ahnte, die mich verzehrt!" Elisabeth hatte sich an ihre Stickerei gesetzt und fragte neckend: „An wen denkst Du, an den schönen Kriegsmann oder an König Siegmund?"

„An wen anders, als an ihn!" rief Barbara leidenschaftlich. „Schwester, wir sind von einem Vater gezeugt, von einer Mutter geboren; wir dürfen kein Geheimniß vor einander hegen. Vertrauen um Vertrauen! Du liebst den König, und ich —"

„O still, um Gotteswillen still!" entgegnete die Schwester angstvoll. „Wär' es, wie Du sagst, so wagt' ich's zu denken kaum, aus Furcht, mein Herz möchte zum Verräther werden, mein Athem möcht' es den Winden verkünden. Elisabeth Cilly ist Nicolaus Gara's ehelich Gemahl und sie hat ihm die Treue noch nicht gebrochen."

Auf dem Vorsaale ließen sich Schritte vernehmen; Barbara lauschte in sehnsüchtiger Erwartung, aber sie überzeugte sich bald, daß es nicht der abgesandte Liebesbote sei. Es war Pater Dominicus, der Beichtvater

der Königsbraut, der unangemeldet in das Gemach trat. „Friede sei mit Euch!“ sagte der Pater und streckte die Hände den beiden Frauen segnend entgegen. Er war noch in der vollsten Jugendkraft, sein von zwei leidenschaftlichen Augen belebtes Gesicht war nicht unschön, und seine markigen Glieder schienen eher geschaffen, den Harnisch, als die Kutte zu tragen. Seine Haltung und sein Benehmen waren voll Anstand und zeugten von Bekanntschaft mit den feineren weltlichen Sitten.

Barbara empfing den Pater etwas kühl, obgleich sie es war, an die er sich vornehmlich mit einer gewissen Galanterie wandte. „Dieser festliche Tag ist gewiß von keiner Menschenseele freudiger begrüßt worden, als von Euch, schöne Gräfin!“ sprach er, und seine brennenden Augen schienen sich in ihre Seele bohren zu wollen. „Er hat Euch den hohen Bräutigam ruhmbestrahlt, von allem Volk gepriesen zurückgebracht. O ich fühle in Eurer Seele, wie Ihr einen Helden lieben müßt. Solche Kränze sind schöner noch als Lorbeerkränze!“

„Ihr hättet das Schwert wählen sollen, Pater, und Ihr wäret gewißlich ein Held geworden!“ antwortete Elisabeth.

„Und ist mir denn die Heldenbahn verschlossen?“ versetzte Dominicus. „Ich strebe mit allem Eifer, ein Held zu sein, zwar nicht ein Held der Schlachten, aber ein geistlicher Held, ein rüstiger Kämpfer unserer erha-

benen Kirche, der wahrlich in dieser Zeit treue Streiter noth thun."

„Wie? Ist die heilige Kirche bedrängt?" fragte Barbara.

„Sie steht fest und unerschütterlich," entgegnete der Pater, „denn ihre Grundpfeiler sind von Gott selbst auferbaut. Aber wie Sturm und Brandung den Meeresfelsen umwogen, also suchen widrige Stürme die Kirche Gottes zu erschüttern und ihres Schmuckes sie zu entkleiden. Der Satan ist mächtig auf Erden und es gelingt ihm auch der Frevel an dem Heiligen. Ihn abzuwehren ist Beruf des geistlichen Ritterthums, denn keine Blume soll dem Tempel Gottes geraubt werden. Wenn die weltlichen Fürsten doch erkennen wollten, daß ihre Pflicht es gebietet, ihr Vortheil es erheischt, diesen ungetrübten Glanz der Kirche zu wahren!"

„Hat Siegmund nicht die ketzerischen Bosnier vernichtet?" bemerkte Elisabeth.

„O, daß ich sagen könnte, kein anderer, minder reiner Beweggrund habe seine Seele erfüllt! Die Feinde, die uns von außen kommen, sind auch unsere ohnmächtigsten Feinde. Gebiert die Eitelkeit und der Dünkel Ketzer, so tragen wir Waffen in uns selbst, sie zu schlagen. Ihre Lehre zerschellt an der Säule der Wahrheit, deren Grundstein Sanct Petri Stellvertreter ist. Sie sind alle schmachvoll zu Grunde gegangen und werden zu Grunde gehen, die sich von der alleinseligmachenden Gemeinschaft ausgeschieden und ausschei-

den werden. Für sie ist der Feuertod eine Wohlthat, um ihr unsterbliches Theil dem bösen Feinde, dem sündigen Fleische zu entreißen. Das schlimmste Unkraut wuchert unter dem Weizen selbst. Falsche Propheten mischen sich unter die wahren Priester des Herrn. Zwei falsche Päpste brüsten sich auf dem apostolischen Stuhl, und der wahre, einzige heilige Vater wird von Vielen, Hoch und Niedrig, verkannt und verleugnet. Die weltlichen Fürsten unterfangen sich, ihre Macht zu trennen von der Macht der Kirche, und doch soll die unsichtbare Kirche Gottes durch ihren sichtbaren Stellvertreter, den Papst, über alle irdischen Kronen herrschen, wie der Geist herrscht über den sterblichen Leib. Wehe denen, die ihrem Volke Aergerniß geben, denn die verlorenen Seelen der Völker werden von ihren Fürsten gefordert werden!"

„Thut nicht Siegmund Alles, um das Wort des Herrn auch unter den Ungläubigen auszubreiten?" sagte Elisabeth.

„O, daß ich sagen könnte: es ist also!" antwortete der Pater. „Wahr ist es, er hat tapfer gegen die Osmanen, die der Allmächtige von der Erde vertilgen möge, gekämpft, aber sein Schwert war nicht dem reinen, uneigennützigen Dienst des Herrn geweiht, sondern irdische Zwecke entheiligten das gottgefällige Werk. In eitler Verblendung mißachtet er die Macht der Kirche und vertraut der Kraft der eignen Füße. Aber er vergißt, daß es die Kirche war, die die Kraft seines Geg-

ners, des Neapolitaners Karl von Anjou durch ihren Bannstrahl vernichtete, und sein Haupt dem Blutgerichte preisgab —"

„Um Gott, erwähnt nicht jener entsetzlichen That, welche die Kirche wohl vergeben, aber nimmer gutheißen kann!" fiel Elisabeth erblassend ein.

„Die Kirche kann die schwärzeste That rein waschen, wie Schnee!" erwiederte Dominicus. „In ihrem Dienste kann keine Sünde begangen werden. Sie hat die Macht, zu lösen und zu binden, empfangen und kann alle Verbrechen von dem Haupte des Schuldigen nehmen, außer von dem des Ketzers, dem Gott selbst nicht zu vergeben vermag. Mit der Kirche Segen zog Siegmund in den Kampf, und sein Schwert war siegreich; den treulosen Sohn stößt sie von sich, und Karl von Anjou's Schicksal ist sein Theil."

„Ihr redet entsetzlich, Pater!" seufzte Elisabeth.

„Hoffen wir zu Gott, daß es nicht also werde, daß ihn die Kirche nicht aufgiebt, wie er uns aufzugeben sich vermißt!" antwortete der Pater.

„Ehret er nicht die Diener der Kirche und ist dem reinen apostolischen Glauben mit ganzer Seele ergeben?"

„Aber er beschränkt ihre Wirksamkeit, indem er ihnen die Gewalt entzieht, die ihnen von Gott gegeben ist; indem er sie hindert, den Samen des Heils zu säen, unbewacht, unbeschränkt. Daher kommt es, daß die wahre Gottesfurcht aus Ungarn gewichen ist, daß

die Ketzerei fruchtbaren Boden findet in diesem Lande. Wo aber das Ketzerthum waltet, da steht der Könige Macht auf thönernen Füßen. — Auf Euch, edle Gräfin," wandte er sich zu Barbara, „hat die Kirche ihr Vertrauen gesetzt. Eure Schönheit wird den König in süße Banden schlagen, und er wird dem Rathe der Liebe williger folgen, als dem Rathe wohlmeinender Weisheit. Handelt für die Kirche, indem Ihr für des Königs eigene Wohlfahrt handelt, und die Kirche verheißt Euch —"

„Vollkommene Absolution meiner Sünden. Nicht so, Pater?"

Dominicus ließ den Blick durchbohrend auf der Spötterin haften, daß sie, einigermaßen verwirrt, den ihrigen niederschlug. „Auch diese wird Euch zu Theil," antwortete er kalt, „wie dem Aermsten der Armen, so Ihr derselben bedürft."

Barbara hatte sich wieder gefaßt. „Soll ich nicht Königin von Ungarn werden?" fragte sie.

„Dazu hat Euch der König erkoren," antwortete der Pater.

„Und Ihr wollt, daß ich selbst den besten Diamant aus meiner Krone reiße?" versetzte Barbara. „Ein halber König ist kein König."

„Die Kaiserkrone leuchtet noch heller als eine Königskrone," sagte Dominicus bedeutungsvoll. Barbara verstand ihn und schwieg; aber ihr Blick verkündete ihm wohl, daß er seine Saat auf fruchtbares Land gestreut. Mit großer Geschicklichkeit gab er dem ernsten

Gespräch eine heitere Wendung und führte die Unterhaltung mit der Leichtigkeit eines vollendeten Weltmannes weiter. Endlich empfahl er sich, da er an Barbara Spuren der Ungeduld bemerkte und ihm daran gelegen war, sie in guter Laune gegen sich zu erhalten. Elisabeth hatte ihre ernste Stimmung nicht zu verbannen vermocht. „Gott sei gelobt, daß er gegangen!" sprach sie jetzt. „Der herzlose, herrschsüchtige Priester! Er wußte wohl, daß er mich durch die Erinnerung an jenes entsetzliche Ereigniß auf's Tiefste verwundete! Laß Dich nicht bethören durch seine glatten Worte; er spielt falsch."

„Nicht jeder falsche Spieler gewinnt!" entgegnete Barbara lächelnd. „Endlich kommst Du!" rief sie dem Pagen entgegen, der in diesem Augenblick eintrat. „Nun, berichte, erzähle!"

„Ich eilte nach Eurem Befehle dem Heere nach," berichtete Bruno. „Meine Augen hatten bald den schönen Ritter gefunden, denn es ist kein Zweiter, gleich ihm, im Heere."

„Wahrlich nicht!" unterbrach ihn Barbara lebhaft.

„Ich drängte mich durch das gaffende Volk, Eure Farben schafften mir Raum. Ich fragte hin und wieder nach dem Namen des Ritters. »Wir kennen ihn nicht, wir haben ihn nie gesehen, er ist kein Ungar,« war die Antwort. Kreuz und Stern!" rief ich lachend. „Das sieht ein Blinder, daß er kein Haar breit Euren

Plattköpfen gleicht. Da machten sie schiefe Gesichter. Nun mußt' ich mich wohl an das Heer selbst wenden; ich frug einen schwarzzottigen Raizen nach Namen und Stand des Wundervogels. »Er ist kein Raize,« sagte der Gesell, »und auch kein Magyar,« fügte ein Anderer stolz hinzu. Aber ich will ja nicht wissen, was er nicht ist, sondern was er ist! ruf' ich ungeduldig. »Da kann ich Dir Bescheid geben, junges Blut,« fällt mir da ein bärbeißiger Graubart in die Rede. »Der edle Herr ist der Junker Volkmar von der Hagen aus Deutschland, des Königs Freund und Liebling, und ich bin Gregor, sein getreuer Knecht.« — Freut mich, Deine Bekanntschaft zu machen, erwiedr' ich, und bin flugs in der Menge verschwunden."

„Bist ein Goldjunge!" jubelte Barbara. „Hast Deine Sache herrlich gemacht und sollst Deines Lohnes nicht verlustig gehen. — Hast Du gehört, Schwester, ein Deutscher ist unser Ritter und des Königs Liebling."

„Und des Königs Freund!" entgegnete jene mit Nachdruck. „Was kümmert uns der Fremde? Unser einsames Leben wird durch wichtigere Ereignisse wieder Klang und Farbe erhalten. Schon grünt die Myrthe, die Dich schmücken soll."

Volkmar war mit in die Königsburg eingezogen, und Siegmund hatte ihm eine prächtige Wohnung in der Nähe seiner eignen Gemächer einräumen lassen.

Seine Fenster boten ihm eine reizende Fernsicht über den weinbekränzten Donaustrom und das herrliche grüne Ungarland. Er konnte sehen, wie die Schnitter auf dem Felde die goldenen, fruchtstrotzenden Aehren in Garben banden, wie die schlanken Winzerinnen die süßen, goldblinkenden Trauben von den Reben schnitten und unter Lust und Schäkern ihre Arbeit vollbrachten. Stunden lang labte er sein Auge an diesen Bildern des glücklichen Friedens; seine übrigen Stunden benutzte er, Chroniken und Heiligengeschichten durchzulesen, die ihm der Schloßcapellan freundschaftlich lieh, oder Ausflüge zu Roß und zu Fuß in die nächste Umgebung zu machen. Er war größtentheils sich selbst überlassen; denn der König sah sich von mannichfachen wichtigen Geschäften überhäuft und konnte dem Jüngling nur selten eine Stunde schenken, Dobrowicza aber hatte in einer ehrenvollen Sendung des Königs die Hauptstadt verlassen und versäumt, den jungen Freund in seinem Hause einzuführen.

Wenn der schöne Fremdling mit dem wogenden Federschmuck auf dem Sammtbarett sein edles Roß durch die Straßen spornte, da blickte manches Mädchenauge sehnsuchtsvoll ihm nach, und in manches Herz prägte sich sein Bild. Die einförmige Ruhe aber ward ihm bald unerträglich; der Chroniken- und Legendenstyl seiner Bücher ward ihm langweilig; er sehnte sich nach einer frischen That, wenigstens nach einem Abenteuer, das Kühnheit oder List erforderte. Ein solches aber

glaubte er nur erwarten zu können, wenn er schmucklos und anspruchlos unter das Volk sich mischte. Er that es, und tausend neue Reize gingen ihm auf. Er belauschte das Volk in seinem harmlosen Vergnügen, seinem Leben und Treiben, seinem Dichten und Trachten. Manches erschien ihm jetzt anders, von dem klaren schlichten Menschenverstande beleuchtet; er gewann neue Ansichten, ward zum Prüfen aufgefordert, und seine Denkkraft, der bis jetzt noch wenig Gelegenheit zur Entfaltung gegeben worden war, gewann an Bedeutung. Bald war er mit der Volksmundart so vertraut, daß er sie mit Leichtigkeit verstehen konnte, und nun ward ihm manches Urtheil über bestehende Verhältnisse, über König, Staat und Kirche kund. Der gesunde Sinn des Volkes trifft fast immer das Rechte und weiß sein Urtheil in schlagender, körniger Weise hinzustellen. Nur der Pöbel sieht schief, und Volkmar hatte bereits den Pöbel vom Volke unterscheiden gelernt.

Die Volksstimme lautete im Ganzen für den König günstig. Man sprach mit großer Anerkennung von dem glücklichen Umschwung, der in dem Herrscher vorgegangen war. Hatte seine Heftigkeit, Grausamkeit, sein jugendlicher Leichtsinn, seine Verschwendung, Nichtachtung der Gesetze und Volksrechte die Nation öfters zu Aufständen gereizt, so hatten vielfache Lebenserfahrungen, reiferes männliches Alter ihm die Augen zu besserer Einsicht geöffnet. Sobald er daher dem Reiche

den Frieden gegeben, gab er treffliche Gesetze und wohlthätige Verfügungen mit Rath, Wissen und Beistimmung der Reichsstände.

Seitdem Siegmund den Thron bestiegen, hatte er mit zwei Gewalten zu kämpfen gehabt, mit der Geistlichkeit und den Magnaten, bis Letztere endlich erkannten, daß ihr Interesse sie an den König knüpfen mußte. Ihrer Beihülfe verdankte es Siegmund, daß der Clerus seit dem Jahre 1404 dem König ganz unterworfen war, und sich nie wieder zu dem vorigen Einfluß erhob, indem der König alle geistlichen Würden nach Belieben vergab. Selbst Papst Gregor XII., der nach dem Tode des Siegmund feindlich gesinnten Bonifacius IX. den Stuhl St. Peter's bestiegen hatte und mit dem Königreich Ungarn wieder in ununterbrochenen Verkehr trat, vermochte das frühere Ansehen des apostolischen Stuhles in Ungarn nicht wieder herzustellen. Um sich den Beistand der Reichsbarone gegen die übergroße Macht des Clerus zu sichern, hatte er die ihm ergebensten durch reiche Schenkungen und rechtliche Verwilligungen so mächtig gemacht, daß die eigentliche königliche Gewalt in ihren Händen lag, und selbst der Thron nur von ihrem guten Willen abhing. Zu diesen Oligarchen gehörte der Graf Hermann von Cilly, der Pole Stibor, der Florentiner Pipo von Ozora, die Gara's, Maroth's, Pereny's u. a. m. Sie waren es hauptsächlich, die zu auswärtigen Kriegen und Unterdrückung von Aufständen große Kriegsschaaren in's Feld stellten, und indem sie

des Königs Schlachten schlugen, Ansprüche auf seine Dankbarkeit sammelten.

Um dem mächtigen Adel gegenüber eine neue Stütze zu gewinnen, hob er den Bürgerstand zu politischer Bedeutung, und verlieh dem niedern Adel Rechte, die er früher nicht gehabt. Durch ihn wurden zuerst zu den Reichstagen die Abgeordneten der königlichen Freistädte und von dem Comitatsadel aus jeder Gespanschaft einige Herren gezogen. Ueberhaupt begünstigte er das Volk durch Verbesserung seines Zustandes auf eine Weise, die ihm die allgemeine Liebe erwerben mußte. In den weiten Ebenen des ungarischen Reiches fand die Volksfreiheit mehr und länger Raum, als in den deutschen Nachbarländern. Die Magyaren ließen bei der Eroberung des Landes die slavischen oder avarischen Einwohner desselben so, wie sie sie vorfanden. Wer bisher frei gewesen, blieb es; nur die Kriegsgefangenen wurden leibeigen. Aber auch der Leibeigene führte die Waffen, focht an der Seite seines Herrn und konnte sich Eigenthum, Freiheit, ja selbst den Adel erkämpfen. Kräftige Gesetze schützten das Eigenthum und die Freiheit des Volkes. »In Erwägung,« sprach ein Gesetz König Stephan's des Heiligen, »daß es Gott ein Wohlgefallen und dem Menschen zum Heile sei, wenn Jeder in der Freiheit seines Standes und in freiem Genusse seines Fleißes bleibe, so soll kein Graf oder Ritter sich in Zukunft erfrechen, einen freien Mann zur Knechtschaft zu bringen, und wer es thäte, dessen

eigene Freiheit soll verwirkt, und nur um schwere Buße an seinen Gütern Begnadigung möglich sein.« Verdienste der Leibeigenen um König und Vaterland wurden mit der Freiheit belohnt, und so im dreizehnten Jahrhundert ganze Landschaften für frei erklärt. Dennoch war die Zahl der Unfreien groß, und wurde dadurch noch vergrößert, daß auf viele Vergehen statt der Todesstrafe Verlust der Freiheit gesetzt war; besonders fiel auch in Knechtschaft, wer bei feierlichem Aufgebot des Heerbannes die Heerfolge nicht leistete. Das Loos der Leibeigenen war so hart als irgendwo, und verführte sie zur Zeit der Volksbewegung in Deutschland 1514 zum Aufstand, der mit einem furchtbaren Blutbade und der Verdammung der Bauern zu allgemeiner und ewiger Leibeigenschaft endete. — Waren früher die Bauern, Jobagyen genannt, an die Scholle gefesselt, die sie ohne Bewilligung des Grundherrn nicht verlassen durften, so erlaubte ihnen Siegmund, sich in die Städte zu begeben oder von einer Besitzung zu einer andern überzuziehen, wenn dem frühern Herrn der schuldige Grundzins bezahlt worden war. In ähnlicher Weise ertheilte er auch den Cumanen, weil sie ihm in allen Kriegen tapfere Hülfe geleistet, und treu für seinen Thron gefochten hatten, besondere Vorrechte, namentlich Zollfreiheit durch das ganze Reich, und einen eigenen Gerichtsstand unter ihren Kapitanen. Auch für die Handhabung des allgemeinen Landfriedens gab er zweckmäßige Verfügungen, wodurch die Einwohner des Reiches vor den

Mißhandlungen und Erpressungen der Prälaten und Barone und ihrer Kriegsschaaren, vor willkürlichen Einsperrungen, Pfändungen, Räubereien und dergleichen geschützt wurden.

Wußte Siegmund es durchzusetzen, daß die Reichsbarone ihre Zustimmung zu diesen Bewilligungen gaben, so mußte er ihnen ebenfalls neue Vortheile einräumen, um sie bei gutem Willen zu erhalten, und namentlich sich eine Partei sichern, deren Interesse mit dem seinigen verknüpft war. Die Unterwerfung Bosniens gab ihm dazu neue Gelegenheit. Bosnien ward getheilt, das nördliche mit Ungarn vereinigt, das westliche zu Croatien gefügt, das östliche an Serbien abgetreten und das südliche dem Fürsten Ostoja überlassen, der sich jedoch mit türkischer Hülfe wieder von Ungarn losriß. Seine engere verwandtschaftliche Verbindung mit dem ältern Grafen Hermann von Cilly sicherte ihm dessen Beistand und Freundschaft für alle Zeiten, und gab ihm daneben noch zwei mächtige Stützen in den Gara's auf der einen und dem polnischen König Wladislaus Jagello, der in zweiter Ehe ebenfalls eine Gräfin von Cilly, die Tochter des Grafen Wilhelm, zur Gemahlin hatte, auf der andern Seite.

Die Vermählung des Königs mit der Gräfin Barbara von Cilly wurde auf's Prachtvollste gefeiert. Aller Glanz des Königthums wurde zur Schau gelegt, ward jedoch fast überstrahlt von dem Reichthum und der Pracht, welche der mächtige Reichsbaron, der Graf von

Cilly, Ban von Dalmatien, Croatien und Slavonien entfaltete. Aehnliches war nie gesehen worden, so lange Könige auf des heiligen Stephan's Throne saßen. Dem staunenden Volke thaten die Augen weh von der Gluth der Perlen und Edelsteine in Barbara's Brautschmuck; aber weher noch thaten den jungen Herren und Rittern die Herzen von der Gluth der Augen der schönen Königsbraut, die alle Diamanten überstrahlten. Glücklicher König, glücklicher Gemahl des schönsten Weibes auf Erden!

Es war ein wahrer Freudentag des ungarischen Volkes; denn Alle hofften, was dem König noch von seiner frühern Lebensweise, seinem Leichtsinn und seinen Ausschweifungen anhing, werde sich nun in den Armen der Liebe aufklären, und das öffentliche Aergerniß, das der König nicht selten gab, werde aufhören. Deshalb nahm auch Vornehm und Gering Theil an diesem Fest; nicht nur die mächtigsten Reichsbarone im Glanz ihrer Würden und ihrer Reichthümer, sondern auch der niedere Adel, die Bürgerschaft und der Bauernstand. Die bunten Fähnlein der Bannerherren und der Innungen flatterten hoch über den Häuptern der jauchzenden Menge. Alle Völkerschaften, die das Schwert der ungarischen Könige nach und nach unterworfen, waren repräsentirt, aus allen Städten des Reichs, fast aus allen Gemeinden waren Abgeordnete mit Hochzeitgaben erschienen, dem König höchlich willkommen. Buda war voll Leben, voll Pracht, voll Freude.

Unter einem Baldachin von schwerem Goldstoff, den vier Barone trugen, ging das reichgeschmückte Königspaar, auf dem Haupt die goldene Krone, die Schultern vom pelzverbrämten Purpurmantel umwallt. Zu ihrer Seite gingen die höchsten Würdenträger des Reiches, auf sammtnen Kissen die Reichskleinodien tragend. Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern trugen dem hohen Paare die Schleppen. Unter ihnen war Volkmar, den des Königs Freigebigkeit in die reichsten Stoffe gekleidet. Mit süßer Befriedigung hatte Barbara ihn in ihrem nächsten Gefolge erblickt und ihm einen Flammenblick zugeworfen, den Volkmar entweder nicht bemerkte oder nicht verstand. Wie schön war er nicht heute! Seine edle Gestalt selbst über die des Königs emporragend! Und verdiente er nicht König zu sein gleich Siegmund? Barbara war schöner als sonst, denn der Gedanke an den Jüngling, der heut ihr Pagendienste that, zauberte Rosen auf ihre Wangen.

Die Trauung wurde durch den Erzbischof in der Kathedrale vollzogen, und unter unendlichem Volksjubel bewegte sich der Zug nach der Königsburg zurück. Dort waren alle Hallen mit Blumen und Kränzen geschmückt; rauschende Musikchöre erfüllten die Luft, und der blaue Himmel lächelte nieder auf das glückliche Paar und beglänzte mit seinem weichsten Schimmer das Land, dem heut eine so schöne Königin gegeben war. Während das Volk im Tanzen, Spielen und den mannichfaltigsten Lustbarkeiten den festlichen Tag beging, ver-

sammelten sich die edlen Gäste des Königshauses zu einem rauschenden Bankett. Schöne Frauen in den prachtvollsten Gewändern waren zu sehen, Augensterne, deren Feuer mit den Sternen des Firmaments wetteiferte; die schönste von Allen aber war doch Barbara, eine stolze Centifolie unter den Blumenschwestern. Und Volkmar war der Glückliche, der unter Allen Gnade fand vor den Augen der Bewunderten, Beneideten. Wie manchen freundlichen, herausfordernden Blick erntete er während des Banketts! Wenn er der Herrin den Becher kredenzte, wie es seines Amts war, streifte ihre sammtweiche Hand gar oft die seinige, daß es ihm wundersam heiß durch alle Glieder zuckte, aber der Blöde verstand diese stumme Sprache nicht, und wenn sein Auge zuweilen auch bewundernd auf der hohen, herrlichen Frau ruhte, so mußte er es erröthend senken, wenn er sich in diesem Anschauen bemerkt glaubte. Er kam sich vor wie ein Grashalm, dem die Sonne ihr Lächeln gönnt, wie der stolzen Palme des Morgenlandes.

Es war schon tief in der Nacht, als die Fröhlichen sich nach dem Schlummer sehnten, und der König das Zeichen geben ließ, daß er sich in's Brautgemach zurückziehen wolle. Volkmar begleitete die Herrin bis an die Schwelle des Vorzimmers, wo die Frauen ihrer warteten. Als er sich ehrfurchtsvoll beurlaubte, blickte die Königin ihn mit bezaubernder Freundlichkeit an, daß es ihm glühend heiß in die Wangen schoß, ergriff

seine Hand und schob einen leuchtenden Diamantring mit den geflüsterten Worten an seinen Zeigefinger: „Damit Ihr dieses Tages gedenken möget!“ Sie rauschte davon, und Volkmar befand sich wie in einem Traum. Tausend Wunderflammen sprühten und funkelten ihm aus dem königlich reichen Geschenk entgegen, und weckten andere Flammen in seiner Brust. —

Gedankenvoll saß Volkmar eines Abends in seinem Gemache; ein vergilbtes Pergament war vor ihm aufgeschlagen, aber er kümmerte sich gar wenig um die künstliche Mönchsschrift. Er vernahm es auch nicht, als sich die Thür hinter ihm aufthat und der Page Bruno eintrat. Erst als dieser des Träumers Schulter berührte, fuhr er fast erschrocken auf, und mußte sich besinnen, ob ihn noch ein Traum umfange, oder die Wirklichkeit. „Was willst Du hier?“ fuhr er Bruno an.

Der Page lächelte. „Warum so grimmig, Junker?“ fragte er. „Seh' ich aus, wie ein Räuber und Mörder? Empfangt Ihr Eure Liebesboten so schlecht, und gebt ihnen böse Worte statt Botenbrot, so möcht' ich nicht ferner zu Euren Diensten sein.“

„Ein Liebesbote?“ entgegnete Volkmar verwundert.

„Kommt Euch das so seltsam vor?“ lachte Bruno. „Ich hab' es schon gehört, in Eurem Deutschland sollen die schönen Frauen Fischblut haben; aber hier in Ungarn ist es feurig, wie Tokayerwein. Macht Euch auf, Junker, mir zu folgen! Das schönste Weib harrt Euer in namenloser Sehnsucht. Ihr werdet glücklich sein!“

„Das schönste Weib?" wiederholte Volkmar lächelnd. — Warum war sein Lächeln so ungläubig?

„Das schönste Weib, bei meiner armen Seele!" betheuerte der Page enthusiastisch. „Warum zweifelt Ihr? Ihr dürft nicht zweifeln, wenn Ihr nicht an der Sonne zweifeln wollt, deren der Herr auch nicht zwei geschaffen!"

„Bei meinem Schutzpatron!" rief Volkmar, durch die Aussicht auf ein Abenteuer erheitert. „Ich folge Dir und wär' es auch, dies Wunder der Natur nur zu sehen!"

„Ihr werdet sehen und anbeten!" verhieß der Page. „Wer könnte sie sehen und nicht lieben?"

„Wohlauf, ich bin bereit!" sprach Volkmar, das Barett auf seine Locken drückend und in den Gürtel einen Dolch steckend. Beide verließen das Gemach und gingen leise an dem im Vorzimmer schlummernden Gregor vorüber, durch mehrere der dunklen, gewundenen Gänge des Königsschlosses. „Tretet hier kühnlich ein!" flüsterte der Page und wies auf eine nur angelehnte Thür; im nächsten Augenblick war er verschwunden. Volkmar zögerte nur eine Minute; das Herz schlug ihm so seltsam bange, er kam sich mit einem Male so blöde vor. Was sollte er sagen, wenn eine Unbekannte ihm entgegentrat? Sie erwartet dich ja; sie wird dich der Pein entheben! dachte er und drückte rasch entschlossen die Thür zurück. Es war nur ein Vorgemach, in dem er sich befand, von dem Hauptgelaß durch einen

schwerseidenen Vorhang getrennt. Mit zitternder Hand schlug er diesen zurück. Süß berauschende Balsamdüfte quollen ihm entgegen; eine friedliche, selige Dämmerung umfing ihn. Das Gemach schien leer. Endlich fiel sein Blick auf ein Ruhebett; dort schlummerte eine weibliche Gestalt. Er wagte kaum zu athmen, aus Furcht, die Schläferin zu wecken. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn näher. Der Teppich, womit der Fußboden belegt war, machte seinen Schritt unhörbar, und er trat, um nicht das mindeste Geräusch zu verursachen, noch leiser auf. Jetzt stand er klopfenden Herzens neben der Schläferin. Die goldene Lampe, die von der Decke niederhing, warf einen Lichtstrahl auf sie. Welche Formen, welcher Glanz des jugendlich blühendsten Fleisches! Fessellos wallten dunkle Locken über die halbverhüllte wogende Brust; der Kopf ruhte auf einem der vollen weißen Arme, von denen das Gewand zurückgefallen, der andere lag in sanfter Krümmung über ihrem Leib.

Volkmar stand zum Tod erschrocken und wie versteinert. Es war die Königin, die er in ihrem Schlummer belauschte. Entweder hatte der Page ihm einen bösen Streich gespielt oder hatte in der Dunkelheit die Thüre verwechselt. Womit sollte er sich entschuldigen, wenn sie erwachte und zürnend Rechenschaft von ihm forderte? Mußte er nicht zu Boden sinken in Scham und Verzweiflung? Es überlief ihn heiß und kalt, wenn er daran dachte. Er wollte fliehen, und seine

Füße waren doch in den Boden gewurzelt. Wie war die Schläferin himmlisch schön! Ihr Athem umfächelte ihn, wie Engelsfittiche, und umspielte seine heiße Wange. Jetzt streckte sie den Arm aus, schlang ihn um den Jüngling, zog ihn an sich und flüsterte träumend, mit geschlossenen Augen: „Mein holder Mann!" Volkmar meinte, vergehen zu müssen vor Angst. Von wem anders konnte sie träumen, als von Siegmund? Und wenn sie erwachte und fand statt des Gemahls ihn, den Verwegenen, in ihren Armen? Wie konnte er sich aus den Zauberbanden befreien, die ihn umstrickt hielten? Die geringste Bewegung mußte die Fesseln des Schlafes lösen. Er hielt den Athem an, und doch durchfluthete es ihn heiß, wie ein Feuerstrom. In den Armen des schönsten Weibes liegen, und doch kalt und unbeweglich sein müssen, wie ein Steinbild!

Jetzt öffnete sie langsam die Augen, die dunklen Brauen, in denen alle Seligkeit der Erde schlummerte. Sie ließ sie lange, wie noch vom Traum umfangen, auf dem Jüngling ruhen; um ihre Lippen flog ein Lächeln, flüchtig wie ein Hauch. Volkmar war in die Kniee gesunken, er war keines Wortes mächtig. „Was wollt Ihr?" fragte die Königin, wie es schien, mehr verwundert, als erzürnt.

„Vergebung, Gnade, hohe Frau!" flehte der Jüngling. „Ich bin unschuldig und doch schuldig. Wollt Ihr mich aber strafen, so tödtet mich! Es wird mir ein süßer Tod sein!"

„Wie kommt Ihr in mein Gemach?“ fragte Barbara weiter, ohne den Arm, mit dem sie den Jüngling umschlungen hielt, zurückzuziehen. Volkmar berichtete treu. „Der Leichtsinnige!“ sagte die Königin, als er geendet; „ich werd' ihn strafen! Wer aber mag die Schöne sein, die Euch erwartet? Ihr habt mir etwas verhehlt! Ihr kennt sie und wollt sie nicht nennen!“

„Ich habe keine Augen gehabt für die edlen Frauen all'!“ betheuerte der Jüngling, durch die Milde der Fürstin kühner gemacht. „Wie achtet man auch der Sterne, wo die Sonne leuchtet?“ Ein begeisterter, ausdrucksvoller Blick flammte zur Königin auf, senkte sich aber alsbald wieder scheu und erschrocken, daß er sich verrathen, zu Boden. Kein Weib zürnt einer ihr dargebrachten Huldigung; darum lächelte Barbara. „Ihr seid wohl recht begierig,“ scherzte sie, „Eure unbekannte Schöne zu sehen?“

„Ich werde, wenn Ihr mich entlaßt, in mein Gemach zurückkehren und träumen!“

„Träumen? Wovon?“

„Ich werde träumen, daß ich minutenlang im Himmel weilte!“ rief Volkmar mit schwärmerischem Feuer.

„Ist es wahr, schöner Fremdling?“ versetzte Barbara, in dem Entzücken schwelgend, das sich auf seinen glühenden Wangen, in seinen heißen Blicken ausprägte. „So würdest Du die Schöne, die Deiner harrt, gern vergessen, und mir ein Stündchen Deiner Gegenwart schenken?“

„Und mit welcher Seligkeit! Ihr zürnt mir nicht, hohe Frau? Ihr stoßt mich nicht von Euch? O ich bin Euch noch meinen Dank schuldig für das kostbare Geschenk, mit dem Ihr mich beglückt. Ich fand noch nicht die rechte Stunde, Euch meinen Dank zu sagen; laßt mich ihn jetzt zu Euren Füßen legen!“

Barbara versenkte sich in seinen trunkenen Augen; sie umfing ihn inniger mit den weichen, wollüstigen Armen und plauderte in süßer Vertraulichkeit: „Warum sollt' ich Dir zürnen, da Du doch keine Schuld trägst? Nein, bitten will ich Dich, mir zuweilen ein Stündchen Deiner Zeit zu opfern. Thu' es mir zu Liebe! O wenn Du wüßtest, wie mich die Langeweile quält! Wir wollen plaudern von Allem, was schön ist und Dir Freude macht. Du sollst mir von Deiner Jugend erzählen und von Deinem Deutschland, und ich will Dir von meinen steyrischen Wäldern erzählen, in denen ich großgewachsen bin. Wir wollen plaudern und kosen, bis der Morgenstern am nächtlichen Himmel aufgeht!“

Wie Musik klangen die Worte der verführerischen Frau in dem Ohre des Glücklichen. So muß es dem Schiffer zu Muthe sein, dem nach der deutschen Sage die Loreley ihre Zauberlieder singt, ihn verlockend zu wonnigem Liebesrausch. Die Dämmerung, die Düfte, von denen das Kloset geschwängert war, und noch mehr die holde Gestalt der Königin, ihre Blicke, der sanfte Druck ihres Armes, Alles wirkte berauschend auf seine

Sinne. „Welch' höheres Glück könnte mir wiederfahren," rief er, „als meiner Königin zu dienen! Gebietet über mein Leben, und ich vergieße freudig mein Blut für Euch! Schickt mich in den Tod, hohe Frau, wenn es Euch nützen kann!"

„Leben sollst Du, leben und glücklich sein in der Liebe! Ja, laß es mich gestehen, ich liebe Dich, ich liebte Dich, als ich Dich zum ersten Male sah! Es war, als Du mit dem König einzogst in Buda! Und nicht der Zufall war's, der Dich heute zu mir führte. Ich war es, deren Liebesbote Dich rief!"

Volkmar war es, als sei er in einen Meeresstrudel gestürzt. Was er nie zu denken gewagt, das sah er nun in verlockender Wirklichkeit; der berauschende Liebesbecher ward ihm geboten von dem schönsten Weibe, das er je gesehen. Barbara erwartete, daß er sich nach diesem Geständniß trunken in ihre Umarmung stürzen werde, aber mitten in seinem Rausche umfingen ihn Zweifel, eine unerklärliche Bangigkeit. „Aber der König, mein Herr?" sprach er zitternd. „Liebt Ihr ihn denn nicht?"

„Ich liebe Dich, Dich!" versetzte sie leidenschaftlich. „Was ist mir der König? Die Politik hat mich ihm vermählt, und die Politik ist kalt, kalt wie das Eis auf den steyrischen Alpen. Soll ich mein Leben im Purpur vertrauern? Nein, nein! Ich will Liebe, und der König ist der Liebe nicht fähig, wie ich sie fühle.

Aber auch Du bist kalt! Komm', laß Dich erwärmen, laß Dich entflammen mit Küssen!"

Sie zog ihn an ihre Brust, sie bedeckte seine Lippen mit glühenden Küssen. Das Eis des Hekla wäre geschmolzen in dieser Liebesgluth, und Volkmar's Blut rollte jung und rasch durch seine Adern. Er erwiederte ihre Küsse, ihre Arme verschlangen sich fester und fester, — da hallte ein tiefer Seufzer, wie ein Wehelaut, wie ein schriller Geisterruf durch's Zimmer, und die Seligen vernahmen ihn mitten im süßesten Liebeskosen; er durchschnitt des Jünglings Herz, daß er fröstelte. „Was war das?" sprach er ängstlich. „Rief es nicht wehe?"

„Du hast Dich getäuscht, es war nichts!" beruhigte sie ihn, selbst erbleicht. „Sei nicht erschrocken. Komm', komm'!"

Aber den Jüngling hielt es zurück, wie eine Geisterhand. „Fliehe, fliehe!" klang es in seiner Brust. „Nein, nein, hohe Frau!" sprach er. „Mir ist so bange, als ob wir verrathen wären! Laßt mich gehen! Morgen komm' ich wieder, oder wann Ihr gebietet!" Er stürzte fort; sein guter Engel riß ihn von dannen. Draußen auf dem Flur war es todtenstill. Er sah den Schatten nicht, der vor ihm hinhuschte.

Vergebens rief Barbara seinen Namen; er kam nicht zurück. Der bitterste Verdruß bemächtigte sich ihrer. Von Liebe und Verlangen glühend, war es ihr, als sei sie aus dem Himmel zur Erde gestürzt. Heftig

rief sie nach ihrem Pagen. „Du hast Deine Pflicht nicht treu erfüllt!“ sprach sie unfreundlich zu ihm. „Du versprachst zu wachen, daß kein Späherauge uns belausche.“

„Und so hab' ich gethan, Herrin!“ versetzte der Page. „Bruno ist treu, Ihr wißt es ja!“

„So war es Täuschung, eine höllische Täuschung!“ murmelte die Königin und sprach dann laut und schmeichelnd: „Komm', mein Knabe! Schlage Deine hübschen Augen zu mir auf und sei nicht eifersüchtig, mein kleiner Ritter! Ich werde Dich immer herzlich lieb haben mit Deinen schwarzen Locken und Deinen freundlichen Augen.“ Sie lehnte den Kopf des schönen Pagen an ihre Brust und spielte mit seinen Locken; sie küßte ihn und zog ihn auf ihren Schooß. —

Während Volkmar wie ein Trunkener in sein Gemach zurückkam, sank Meta, die ein kleines Kloset neben ihrem Vater bewohnte, athemlos neben ihrem Bette auf die Kniee und sprach in brünstiger Andacht: „Dank Dir, Allheilige, er ist gerettet!“ Das süße Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben, röthete ihre Wangen, beflügelte ihren Blick. Armes Kind! Sie glaubte das geliebte Wild dem Netze des Jägers entronnen, weil es einmal die Schlinge zerrissen. Die Liebe hatte den natürlichen Scharfsinn des Mädchens gesteigert; ihrem Falkenauge waren die heißen, herausfordernden Blicke der Königin nicht entgangen; sie wußte, welch' reiches Geschenk Volkmar von ihr empfangen,

und die Bedeutung seiner seltsamen Unruhe blieb ihr nicht fremd, eine Bedeutung, die dem Jüngling selbst noch verborgen war. Sie hatte den Pagen in Volkmar's Zimmer schlüpfen sehen und ahnte den Inhalt seiner Sendung. Sie hatte sich nicht getäuscht, denn sie sah auch, wie Volkmar mit dem Boten heraustrat. Ohne sich eigentlich eines Zweckes bewußt zu sein, folgte sie klopfenden Herzens den Beiden, merkte sich die Thür, in welcher der Freund verschwand, und schlich behutsam näher. Bruno hatte keineswegs seinen Dienst so sorgfältig versehen, als er sich gerühmt; unbemerkt konnte Meta in das Vorgemach treten und die Scene belauschen, die wir oben zu schildern versucht. Als sie sah, wie Volkmar's Tugend dem Feind zu erliegen begann, entrang sich ein Schmerzenslaut ihrer bewegten Brust, dessen wunderbare Wirkung sie nicht sobald gewahrte, als sie auch schon die Flucht ergriff. Von diesem Abend an ward es ihr klar, daß sie den Freund liebte; die knospende Blume entfaltete sich und blühte dem Geliebten entgegen. Er hätte sie brechen dürfen, und sie wäre glücklich an seiner Brust gestorben.

Volkmar war noch nicht gerettet. Er überwand den Eindruck, den der geheimnißvolle Geisterlaut auf seine erregten Sinne gemacht, und seine Phantasie rief sich das üppige, verlockende Bild der liebedurstigen Königin zurück. Er schwelgte noch in Gedanken in ihren Reizen, seine Pulse flogen, sein Antlitz brannte fieberisch. Er fühlte Befriedigung, daß er, wie er meinte,

der Sünde widerstanden, und doch zugleich Sehnsucht nach erneutem, höherem Genuß. Sein lichter und dunkler Engel kämpften in seiner Brust, und der Sieg war zweifelhaft. Wohl klagte er sich des Verraths an gegen seinen königlichen Freund und Wohlthäter, aber: „bist du nicht auch verrathen durch das Schicksal?“ sprach die Sinnlichkelt durch den Mund des klügelnden Verstandes aus ihm. „Pflücke heute noch die Rosen, die dir morgen vielleicht nicht mehr blühen; küsse die Lippen, die sich morgen vielleicht mit Abscheu von dir wenden; leere den Becher der Lust, eh' er deinen Lippen entzogen wird. Räche dich im Voraus an den Menschen für die Verachtung, die sie empfinden werden, wenn offenbar wird, daß —“ Er vermochte den Gedanken nicht auszudenken; sein Stolz empörte sich, wenn er sich dachte, daß dasselbe schöne Weib, das ihn heute liebeglühend umfing, den eltern- und heimathlosen Abenteurer, den Bastard vielleicht, verachten könne. Diese Nacht floh der Schlaf, der lächelnd zu Meta's Häupten saß, das Lager des Jünglings und erbarmte sich erst seiner verwachten Augen, als die Sonne schon die Nacht entschleierte.

Volkmar fand an diesem Tage nicht Ruh' noch Rast in den Hallen der Königsburg; er kleidete sich in schlichtes Bürgergewand, warf einen Mantel darüber und verließ das Schloß. Planlos schlenderte er durch die Straßen der Hauptstadt und fand Zerstreuung in dem bunten Volksleben, das sich überall in lauter Be-

weglichkeit entfaltete. Aus den Schenken tönte fröhliches Lachen, Becher- und Sporenklirren, die eintönigen Melodien des Dudelsacks, der Pfeife und Cither, wildes Stampfen und Jauchzen. Leichtfertige, hochbusige und hochgeschürzte Dirnen ließen sich von den Armen bärtiger Krieger im Tanze schwingen, und der Kreis der Zuschauer begleitete mit Händeklatschen und Zuruf den Tact der Musik. Volkmar war in eine dieser Schenken getreten. Mit Vergnügen sah er der wildbewegten Volkslust zu, die alle Grenzen zu überschreiten begann. Der blinde Sackpfeifer schien einen bösen Dämon in seinem Instrumente zu besitzen; die Töne beflügelten die bespornten Füße, in wahnsinnigem Wirbel schwangen sich die Paare, immer heftiger schlugen die Pulse der Tänzer, immer lauter, immer toller ward der Jubel. Aber gleich als ob ein mächtiger Zauberspruch die Rasenden in Stein verwandelt hätte, so lautlos standen alle plötzlich bei dem einfachen Rufe: Pater Sever! Nur der blinde Sackpfeifer spielte seine Weise fort, bis der Nächststehende ihm das Instrument vom Munde riß. Nun war Alles todtenstill und machte ehrfürchtig einer langen hagern Mönchsgestalt in brauner, abgeschabter Kutte, um die Lenden einen groben Strick, an den Füßen Sandalen, Platz. Sie schritt langsam bis in die Mitte des Gelasses vor und ließ die tief in den Höhlen liegenden Augen zürnend, flammend über die Gesellschaft schweifen.

„Wehe, wehe!“ rief der Mönch mit einer hohlen

Grabesstimme. „Ihr opfert dem Moloch der Sünde und der sinnlichen Lust, und denkt nicht an das Gericht des allerbarmenden, aber auch strafenden Gottes! Wisset Ihr nicht, wie der Herr der Erde gebot, daß sie die gottlose Rotte Korah verschlang, wisset Ihr nicht, daß er Feuer vom Himmel regnen und die sündigen Städte Sodom und Gomorrha verbrennen ließ? Was seid Ihr mehr als jene? Meinet Ihr, daß Maß Eurer Sünde sei noch nicht voll und Gottes Langmuth noch nicht erschöpft? Es ist zum Ueberlaufen voll, sag' ich Euch, und der Herr wird mit feurigem Besen seine Tenne fegen und auch die wenigen Gerechten werden mit Euch sterben müssen den irdischen Tod, weil er die Welt zertrümmern wird, die ein Pfuhl der Laster, ein Schauplatz der Sünde, eine Pflanzstätte der Verdammniß geworden ist. Wehe dem dann, der zu leicht befunden wird auf der Wage des gerechten Richters! Er wird den Tag seiner Geburt verfluchen und umsonst sich die Flügel der Morgenröthe wünschen, um zu fliehen nach dem fernsten Ende der Welt! Dann werden seine Sünden vor ihm aufsteigen, wie Gespenster, und werden seinen Leib und seine Seele martern als rechte, grimmige Teufel. Die Zeit ist nahe, wo dies geschehen wird, sag' ich Euch! Thut Buße, dieweil es noch Zeit ist, denn wenn die Zeit kommt, ist die Buße zu spät. Dann möge der Herr sich Euer erbarmen und einen Theil Eurer Schuld auf die Rechnung derer schreiben, die Euch den Weg des Heils führen sollten, und es nicht

thun, die sich Gottes Priester nennen und sind doch mehr des Baal's Pfaffen! O du heilige Kirche, wie mißhandeln sie dich mit Ruthen und Geißeln! O du ewige Stadt St. Petri, wie machen sie dich zum Greuel! Sie fröhnen der irdischen Lust und wandeln in Purpur und Seide, wo der Heiland die Dornenkrone getragen! Sie häufen Schätze, und er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte! Sie schwelgen in Buhlschaft und Ehebruch, in süßem Wein und Leckerbissen, und er darbte in der Wüste und war keusch und rein und fleckenlos, wie der blaue Himmel! Fluch über sie, die das Kleid des Priesters entweiht, die die Ketzerei hervorgerufen haben durch ihren sündigen Wandel! Wären die Glieder rein geblieben, so hätte kein Frevler den heiligen Leib der Kirche anzutasten gewagt. Aller Fluch, der über die christliche Welt gekommen ist, stammt von ihnen, den Kindern der Finsterniß. Anathema esto."

Das fahle, magere Gesicht des Strafpredigers hatte sich im Zorn der Rede geröthet; seine Stimme ward voller und voller und klang endlich furchtbar, wie der Donner Gottes. Als er geendet, hielt er seine Arme noch ausgestreckt, und die flammenden Augen schauten nach oben, als ruf' er des Himmels Strafgericht über die sündige Menschheit. Und wie Gottes Donner wirkten die Worte des Mönchs auf seine Zuhörer. Sie waren erschüttert, zerknirscht; sie beugten ihr Haupt, als drück' es die Last ihrer Schuld zu Boden, oder als wollten sie stumm um des Mönchs Segen bitten. Viele

waren auf die Kniee gesunken und hatten die Hände gefaltet. Ohne der Menge weiter zu achten, schritt der Mönch durch sie hindurch und verließ das Haus, um sich eine neue Gemeinde zu suchen. Sein Geist waltete noch lange fort; erst allmälig erhob sich Einer nach dem Andern und athmete hoch auf, als wälze sich ein Fels von seiner Brust. Man wagte nur zu flüstern und dachte nicht mehr an Lust. Die Spielleute entfernten sich still, da ihrer Niemand mehr achtete.

„Pater Sever ist ein Mann Gottes!“ hieß es dann. „Er ist nicht Einer von denen, die von dem Schweiß des armen Volkes ihre Bäuche mästen.“

„Er hat Recht!“ sprach ein Anderer. „Was sollen die Glieder thun, wenn das Haupt nichts nutz ist? Wenn wir Böses thun, was thun wir Anderes, als das Beispiel nachahmen, das uns von oben gegeben wird? Unsere Herren schämen sich nicht der Buhlschaft und des Ehebruchs, warum sollten wir's?“

„Es werden schwere Zeiten kommen!“ seufzte weissagend ein Dritter. „Wie sollt' es auch anders sein? Der Herr straft an dem armen Volke, was die Könige gesündigt; und wenn auch Siegmund unschuldig ist an dem Blute des Königs Karl, so hat er doch den Mörder in seine Gnade aufgenommen und macht sich des Frevels theilhaftig, dem er seinen Thron verdankt.“

„Hüte Dein Maul, wenn Dein Kopf Dir lieb ist!“ warnte ein Anderer.

„Bin ich nicht ein freier Ungar?" fuhr jener fort. „Und seid Ihr nicht freie Ungarn? Werd' ich mir verbieten lassen, zu sprechen, was ich denke, und was lautere Wahrheit ist, und werdet Ihr schlechte Verräther, Ketzer und Söhne von Hunden sein?"

„Beim Kreuz, nein!" rief es im Chor, und die Fäuste schlugen an die Säbel, daß sie in den Scheiden klirrten. Volkmar war begierig, das Nähere über jenen Mord, worüber er nur oberflächlich unterrichtet war, zu erfahren. „Kannst Du mir Genaueres über jene unselige That berichten?" fragte er seinen nächsten Nachbar. Dieser sah den Frager an und entgegnete: „Was ich Dir sagen kann, weiß jeder Ungar, und ich wundere mich, daß Du es nicht weißt, Bruder."

„Das macht, weil ich ein Kind noch war, als ich in die Fremde ging, und vor Kurzem erst zurückgekehrt bin," log Volkmar.

„Nun gut; darum fließt Dir auch wohl die süße Ungarsprache so ungeschickt vom Munde? Extra Hungariam non est vita, et si vita, non est ita! Verlasse das schöne Ungarland nicht mehr, Kamerad! — Nun wirst Du doch wissen, daß des Gara Schreckensregierung unter der Königin Elisabeth viele der Barone und Landherren zum Aufstand gereizt hatte, also daß sie den Thron an Carolus von Neapel verschenken wollten, zum Schaden der jungen Königin Maria. Und an ihrer Spitze stand der Paul Horwathi, Bischof von Agram, der blies das Feuer an und führte den Ita-

liener nach Ungarn. Da war die Königin in großer Angst und rief Siegmund, der damals noch Maria's Verlobter war, zu ihrem Beistand. Er sammelte auch in Böhmen ein Heer; derweil aber war Carolus in die Hauptstadt eingezogen und sein Panier wehte auf der Königsburg. An der Spitze einer furchtbaren Kriegsschaar ließ er sich zum König von Ungarn krönen. Es geschahen Zeichen und Wunder zu der Zeit. Als Carolus nach der Krönung die Kirche verließ und sein reich bezäumtes Roß bestieg, brach die Fahne des heiligen Stephan in Stücken. Es tobte auch in der Winterszeit drei Tage lang ein fürchtlicher Sturm mit Blitz und Donner und Erdbeben und Regengüssen, wie es das Ungarland noch nie gesehen; es ließen sich nicht lange nachher Schwärme von Raben auf dem Schlosse nieder, kreischten und schlugen mit den Flügeln an die Fenster, daß es schaurig war, und ließen sich nicht verscheuchen, bis sie nach drei Tagen eine Schlacht unter sich aufführten und sich jämmerlich zerfleischten. Da dachten die Leute gleich an schweres Unglück und ein blutiges Ende, wie es denn auch geschah. Carolus war eigentlich ein guter und milder Fürst, ließ auch die Königin in der Königsburg wohnen und sie mit allen Ehren umgeben, selbst der Gara ward nicht entfernt. Es ist möglich, daß er damit hat sein Gewissen einschläfern wollen, weil er dem großen Ludwig den Eid gebrochen, das Erbe seiner Töchter nicht anzutasten. Aber es geschah zu seinem Unglück, und ich meine deswegen, daß der Vergelter niemals

schläft und den Uebelthäter straft, sei es auch durch eine Teufelsthat. In der Dienerschaft der Fürstin war ein wilder, riesig starker und entschlossener Geselle, der hieß Blasius Forgacz und war Obermundschenk. Dieser schien dem Palatin gerecht zum Meuchelmord, ließ sich auch nicht lange bitten, sondern war gleich bereit. Da aber die Italiener den Palast gar streng bewachten, war List nöthig, um den König an's Messer zu liefern. Der Palatin gab vor, zur Vermählungsfeier seiner Tochter abreisen und sich deshalb von seinen Herrinnen beurlauben zu wollen, und erlangte mit seinen entschlossensten Freunden Eintritt in die Burg. Nun ließ die Königin Mutter Elisabeth den arglosen König zu sich bescheiden, um ihm Briefe mitzutheilen, die sie von Siegmund empfangen; unterhielt sich lange mit ihm gar freundlich und liebreich, bis der Gara mit dem Blasius Forgacz erschien, um sich von der Fürstin zu verabschieden, eigentlich aber, um den König zu morden. Denn als der Gara einen Wink gab, stürzte sich der Forgacz mit der Mordwaffe auf den König und versetzte ihm gewaltige Streiche, dergestalt, daß Carolus schwer verwundet und ihm ein Auge ausgeschlagen ward. Aber er hielt sich noch aufrecht, zog sein Schwert und schlug den Mörder blutig, der sich durch die erschreckten Wachen einen Weg bahnte. Carolus schleppte sich mühsam in seine Gemächer, derweil Elisabeth in Ohnmacht lag. Die ganze Burg und die ganze Stadt war erschrocken bis auf den Tod, doch erhob Keiner die Hand für den

verwundeten König und Alles eilte, sich den Königinnen wieder zuzuwenden. Die Burg ward von Gara's Anhängern besetzt, Carolus gefangen und nach Wischegrad geführt, die Croaten und Italiener flohen. Als aber des Königs kräftige Natur im Kerker über die Wunden des Mordschwerts obzusiegen schien, ward ihm ein Tränklein gemischt, oder so was, daß er starb. Das ist die Geschichte. Es ist wahr, Carolus lag im Kirchenbann; ich mein' aber, daß es doch kein Gott wohlgefällig Werk war. Auch hat es das Ungarvolk schwer büßen müssen von Carolus' Sohne, dem jungen König Ladislaus."

Volkmar dankte für den Aufschluß und verließ die Schenke, da er die nicht ungegründete Besorgniß hegte, er möge noch erkannt werden und in verdrießliche Händel kommen. Der ganze Vorfall hatte ihn ernst gestimmt und namentlich auf ihn die Strafpredigt des Mönchs ihre Wirkung nicht fehlt. Der Umstand, daß man schon im Volke Andeutungen von dem sittenlosen Wandel des Königspaars fallen ließ, kühlte seinen Enthusiasmus für die schöne Königin um ein Bedeutendes, und ließ ihm Manches in einem minder poetischen Licht erscheinen. Er schickte sich an, nach der Königsburg zurückzukehren, und hatte schon einige Straßen durchwandelt, als er vor sich einen Volkshaufen erblickte, aus dem rohes, wieherndes Gelächter erscholl. Er erkannte mitten darunter den hagern Mönch mit furchtbar ernstem Gesicht und ihm zugewandt sein vollkommenstes Gegenstück, ein kleines, feistes, possirliches Männchen mit Schellenkappe

und Gugel, der Faxen und Grimassen schnitt und mit einer dünnen, kichernden Stimme ihn anschrie: „Bist ein Narr, Frater, daß Du mit Fasten und Casteien Deinen Leichnam abmagerst, also daß er den sieben magern Kühen Pharaonis gleicht. Iß und trink und laß den Herrgott einen guten Mann sein, wie es Andere auch pflegen. Du wirst eher einen Mohren weiß waschen, als diese Tölpel zu gottseligem Wandel bekehren und den Mönchen das Fressen abgewöhnen. Doch nein, ein Narr bist Du nicht, denn Du würdest unsere Zunft verschimpfiren mit Deiner unschmackhaften Weisheit. Soll ich Dir meine Schellenkappe borgen? Vielleicht wird Dein Gehirn erleuchtet von dem Abglanz des Lichtes, dessen hellste Strahlen sie auf meinem Haupte in Banden hält, damit die blöde Menschheit nicht geblendet werde?“

„Apage!“ rief der Mönch mit einer Donnerstimme und machte sich Platz durch die Menge, die scheu, obwohl noch lachend über des Narren plumpe Späße ihm auswich. Volkmar konnte nicht begreifen, wie der Zwerg es wagen durfte, den Gottesmann mit seinem Witz anzutasten, und wie das Volk diesen Frevel belachen konnte. Er wußte nicht, daß man das, was Einem Furcht, Scheu, oder Entsetzen erregt, gern verspotten sieht, um es selbst verspotten zu können. Geflissentlich suchte er dem Zwerg auszuweichen, um nicht von ihm erkannt zu werden, indeß er von einer andern Seite erkannt wurde, vom Pagen Bruno, der sich in Gesell-

schaft des Hofnarren befand. „Ein Glück, daß ich Euch finde, Junker!“ flüsterte der Knabe ihm zu. „Ihr habt mir heiße Stunden gemacht; ich such' Euch überall, an allen Enden der Welt. Die Königin bescheidet Euch zu sich; in einer Stunde vor Mitternacht sollt Ihr Euch einfinden bei ihr; ich werd' Euch auf dem Gange, der zu ihren Gemächern führt, erwarten. Vergeßt nicht darauf und bezeugt mir, daß ich meinen Auftrag wohl ausgeführt.“ Er verschwand im Gedränge und ließ unsern Freund mit seinen Gedanken allein.

Wenn auch seiner schwärmerischen Liebe zu der Königin der poetische Zauber abgestreift war, wenn er sich auch vorgenommen hatte, ihren Reizen seine sittliche Kraft entgegenzusetzen, um nicht zum Verbrecher an der Ehre seines königlichen Herrn zu werden, so war er sich doch in diesem Augenblick bewußt, daß all' seine guten Vorsätze der Gluth ihrer Leidenschaft erliegen würden. Und doch mußt' er dem Befehl gehorchen. Ich muß gehorchen, sprach er zu seinem mahnenden Gewissen; daß er gern gehorche, gab er sich Mühe nicht zu glauben, so laut auch seine ungeduldig und stürmisch klopfenden Pulse, seine beschwingte Phantasie dagegen sprachen. Der Tag schien nicht enden zu wollen, auf bleiernen Flügeln schwebten die Stunden der Ewigkeit zu.

Es mochte um die zweite Stunde vor Mitternacht sein, als Volkmar es an der Zeit hielt, dem Befehl der Königin nachzukommen, indem er meinte, der Page

habe ihm diese Stunde bestimmt. Er machte sich auf, fand den Gang zu den Gemächern der Königin, aber nicht den Pagen. Dessenungeachtet fand er sich in der Dunkelheit zurecht, erkannte die Thür wieder, durch die er gestern eingetreten, trat leise ein, schlug den Vorhang zurück, der in das Kloset führte, und ward der Zeuge einer Scene, die er nicht erwartet. In nachlässigstem Nachtgewande, mit flammendem Antlitz lehnte Barbara auf dem Ruhebette und ihre Hand ruhte in der Linken des Pater Dominicus, während seine Rechte ihren Leib umschlungen hielt. Volkmar stand wie festgewurzelt. Barbara unterdrückte mühsam einen Schrei, als sie ihn erblickte, der Pater warf ihm einen stechenden Blick zu und sagte mit erzwungener Gleichmüthigkeit: „Es müssen wichtige Dinge sein, die den Junker um diese Stunde zu Euch führen, hohe Frau, zumal in dem heiligen Augenblick der Beichte."

Die Königin faßte sich. „Einmal wieder eine Ungeschicklichkeit Bruno's," sagte sie. „Ich sandt' ihn heute morgen zu Euch, um Euren Rath in einer Geschmackssache zu hören; da er Euch nicht fand, so befahl ich ihm, Euch zu mir zu führen, sobald er Euch finden würde. Wie konnt' ich vermuthen, daß er in übertriebenem Diensteifer noch so spät Euch belästigen würde. Morgen denn, Junker, wenn's Euch beliebt!"

Volkmar verbeugte sich stumm und ging. Pater Dominicus lächelte boshaft und schoß dem Jüngling einen Wuthblick nach. Unwissentlich hatte sich Volkmar

einen unversöhnlichen Feind gemacht, da der Pater nicht nur einen Nebenbuhler in ihm erkannte, sondern auch sich denken konnte, daß seine verstellte Unbefangenheit diesen nicht täuschte.

Bruno wartete umsonst auf den deutschen Junker, und war im Begriff, um weitere Befehle der Herrin zu bitten, als er leises, kosendes Flüstern in ihrem Gemach hörte. Sollte er schon gekommen sein? Er lauschte mit zurückgehaltenem Athem, ob er nicht die Stimmen unterscheiden könne, aber es war ihm unmöglich. Da fühlte er plötzlich sich unsanft an der Schulter berührt. „Bewachst Du die Ehebrecher, junge Schlange?“ flüsterte es ihm unheimlich in's Ohr. „Warte nur, Dein Dienst soll Dir vergolten werden!“

Bruno erbleichte zum Tod. Er sah in ein wildbärtiges Antlitz, aus dem zwei funkelnde Augen grimmig leuchteten. „Ha, der deutsche Bube!“ fuhr der Unbekannte knirschend fort. „Der König soll es erfahren. Das ist Rache, süße Rache!“

„Du bist es, Jaros?“ flüsterte der Page, der einen rettenden Gedanken gefaßt zu haben schien. „Was meinst Du, würde der König uns dankbar sein, wenn —“

„Ob er würde? Ich frage nichts nach Lohn!“

„Ich aber, Jaros, ich! Einen Verrath begeht man nicht umsonst.“

„So thu' es nicht! Ich bedarf Deiner nicht!“

„Und würde Dir der König glauben? Ich entdecke Deinen Anschlag, und Du bestehst mit Schimpf und Schande."

„Ha, Bube! wenn ich Dich nun erwürge und eindringe und zu Frau Barbara's Füßen ihr den Buhlen morde?"

„So wird die Königin sich rechtfertigen, und der Mörder stirbt auf dem Rabenstein. Besinne Dich, Jaros! Ohne meinen Beistand bist Du ohnmächtig, mit meinem Beistand bist Du mächtig."

„Schlange! So leihe mir Deinen Beistand!"

„Nun bist Du vernünftig! Komm' mit mir in mein Kämmerlein; dort lass' uns die Sache besprechen; denn wir müssen's fein klug anfangen, um nicht des Teufels Küche zu schmecken." Er zog den Halbwiderstrebenden in sein Schlafgemach, das neben dem der Fürstin lag. „Nun wollen wir unsere Gedanken austauschen," sprach er, „bei einem Becher des edelsten Tokayers, wie Deine Lippen ihn nimmer gekostet haben." Er brachte einen bestaubten Krug, schenkte zwei Pokale voll rothglänzenden Weines, ergriff den Einen, während er dem Gast den Andern reichte, und stieß mit ihm an: „Auf glückliches Gelingen!" Jaros leerte den Becher in einem Zuge. Bruno sah ihm zu und seine Lippen zuckten unmerklich. Mit geflügelten Worten entwickelte der schlaue Knabe nun einen Plan, der den Beifall des Weinberauschten fand. „Aber nun geh', Jaros," sprach er dann dringend, „die Königin dürfte

mein begehren, und wir müssen vorsichtig sein. Hörst Du?"

„Wahr, wahr! Teremtete, wie ist's schwül und dumpf hier, der Kopf wird mir schwer. Dein Wein ist schlecht, Junge!"

„Der beste Tokayer! Ich wünsch' ihn mein Leben lang nicht anders! Du bist aufgeregt, Jaros, das macht's! Geh' zur Ruhe!"

„Hast Recht, ich will's! Doch wenn Du falsch spielst! — Du kennst den Jaros nicht! Er hat die Freiheit dahingegeben und verrichtet Knechtsdienst — der Rache wegen!" Bruno schob den Taumelnden hinaus und führte ihn die Treppe hinab, die in die untern für die Dienerschaft bestimmten Gemächer führte. Als der Racheglühende dort das fröhliche Lachen einiger Kameraden vernahm, die noch zechten und würfelten, trat er bei ihnen ein und ließ sich schwer auf eine Bank fallen. Man schob ihm einen vollen Krug hin, er trank und je mehr er trank, um so glühender, unverlöschlicher wurde sein Durst. Es ward dunkel vor seinen Augen, die Lichter flimmerten, die Gestalten verschwammen zu einer wirren Masse. Er schlug mit der Faust auf die Tafel, daß die Krüge klirrten und lallte: „Teremtete! — Die Schlange — hat mich gestochen — ich sage — Teufel!" Sein Kopf sank schwer vor ihm nieder, die Arme hingen schlaff am Körper, kein Athemzug verkündete Leben in ihm. Die Zecher lachten, und als man entdeckte, daß sein Schlaf der Schlaf

des Todes war, hieß es: »der Trunkenbold hat sich zu Tode getrunken!« und kein Auge weinte ihm nach.

Bruno war unterdeß von der Königin gerufen worden. Sie schalt ihn aus, daß er seine Sendung an Volkmar schlecht ausgeführt. Bruno duldete es schweigend; dann erzählte er ihr von der Gefahr, die er abgewendet. „Wer ist der Verwegene?" fragte sie zürnend.

„Er schadet Euch nicht mehr," antwortete er tonlos. „Er ist todt!"

Barbara schauderte zusammen. „Es war für Euch!" flüsterte Bruno bittend. Die Königin reichte ihm die Hand. „Ich danke Dir!" sprach sie. „Morgen wird's vorüber sein, und Du bist wieder Bruno, mein holder Knabe! Heut' aber geh', geh', denn Du machst mir heute Grauen!" Bruno ging traurig.

Viertes Kapitel.

Der König Siegmund war lange nicht so heitern, unumwölkten Gemüthes gewesen, als heute, da er im prachtvollen Königsgewande, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, in den großen Audienzsaal, in die Mitte seiner Großen trat. Seine Augen strahlten vergnügt, seine Lippen lächelten, wie der Maihimmel. Er hatte aber auch Ursache auf eine Zeit lang

alle Sorge wegzuwerfen; denn freudige Botschaften waren ihm gekommen, nicht nur Botschaften von gewonnenen Schlachten, sondern auch Botschaften von gewonnenem Einfluß, abgewendeten Kriegen, was dem ohnedies durch langwierige Kämpfe hartbedrängten Volke mehr als der schönste Sieg werth sein mußte.

Der bosnische Krieg war noch nicht ganz geendigt gewesen, als schon ein anderer mit dem österreichischen Herzog Leopold auszubrechen gedroht hatte. Nach Herzog Wilhelm's Tode nämlich verlangte Leopold, als Aeltester der Habsburger, die Vormundschaft über seinen Vetter, den jungen Albrecht, Albrecht's IV. Sohn, ein Anspruch, dem sich Herzog Ernst hartnäckig widersetzte, bis die Landstände den Zwist unter den Brüdern dahin schlichteten, daß Ernst Leopolden die Vormundschaft überließ und dafür die Verwaltung Steyermarks behielt. Ein nochmaliger Ausbruch der Streitigkeiten wurde durch den Grafen Hermann von Cilly beigelegt. Nichts desto weniger brach kurz darauf ein furchtbarer Krieg zwischen Leopold und Ernst aus, da Letzterer sich mit Gewalt der Vormundschaft Albrecht's bemächtigte, weil Leopold damit umgehe, den jungen Albrecht ganz von der Regierung zu entfernen und sich zum Landesfürsten von dessen Erblande zu machen. Während Leopold nun selbst berüchtigte Räuberhauptleute, wie Johann Sokol von Lamberg, als Bundesgenossen nicht verschmähte, verband sich Ernst mit den Städten und Edlen Ober- und Unterösterreichs und wurde von diesen ermächtigt,

den König Siegmund von Ungarn, den Erzbischof Eberhard von Salzburg, den Grafen Hermann von Cilly und andere mächtige Herren in sein Bündniß zu ziehen. Das arme, unglückliche Land mußte die Leidenschaften seiner Herrscher, wie es zu gehen pflegt, mit seinem Blute bezahlen, und der allgemeine Jammer war schon auf's Höchste gestiegen, als die Brüder einen gezwungenen Frieden schlossen. Es war in der That ein von der Noth abgedrungener Friede gewesen, denn beide Fürsten trafen von Neuem Rüstungen; und als Leopold den strengen, aber rechtlichen Bürgermeister Vorlauf von Wien mit zwei Rathsmännern öffentlich hatte hinrichten lassen, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen und sich bei der niedern Volksclasse Anhänger zu gewinnen, loderte die Fackel des Bürgerkriegs wieder in hellen Flammen auf. Ein österreichischer Edelmann, Stuchs von Trautmannsdorf, erst aus türkischer Gefangenschaft zurückgekehrt, machte verheerende Einfälle in das ungarische Gebiet, an dessen Grenze seine Güter lagen, und bekriegte namentlich einen Herrn von Scharfeneck, mordete, plünderte und brandschatzte seine Besitzungen. Der Pole Stibor, Siegmund's Liebling und einer seiner besten Feldherren, nahm sich, wahrscheinlich nicht ohne Wissen und Willen seines Herrn, seines Verwandten, des Herrn von Scharfeneck, an, drang mit einer bedeutenden Streitmacht in Oesterreich vor, den Einfall des unbesonnenen Stuchs blutig rächend. Von Marchek bis in die Nähe von Wien wurde Alles verwüstet, geplün-

dert, niedergebrannt, die Einwohner größtentheils erschlagen. Leopold dagegen bot die Räuberhauptleute Sokol und Hechtl auf, nahm bömische, mährische und polnische Kriegsschaaren in seinen Dienst und schickte sie gegen Ernst's Anhänger und die Ungarn. Stibor, von Hechtl in seiner Siegesbahn aufgehalten, benachrichtigte seinen König von dem Gange des Kriegs und bat um bedeutende Verstärkungen. Siegmund, der bisher äußerlich strenge Neutralität beobachtet hatte, sagte diese nicht nur zu, sondern sammelte auch selbst am Neusiedler See ein Heer, womit er in Oesterreich einzufallen und dem die Ruhe der Nachbarstaaten gefährdenden Kriege ein Ende zu machen drohte. Dieses über Oesterreich schwebende Ungewitter stimmte die Parteien zur Versöhnung. Man kam überein, aus jedem der vier Stände vier Schiedsmänner zu wählen, welche die Friedensartikel festsetzen sollten; als Obmann wählte man den König Siegmund, der in streitigen Fällen entscheiden sollte. Siegmund nahm das Amt eines Obmannes an und schloß zu Preßburg mit dem Herzog Leopold einen Waffenstillstand. Einige Wochen später erst erklärte auch Ernst, sich dem Ausspruche des Schiedsgerichts unterwerfen zu wollen.

Diese Angelegenheit, worüber ihm eben Hinek von Dobrowicza auf's Neue beruhigende Nachrichten gebracht hatte, war es vornehmlich, die den König so heiter stimmte; denn durfte er den Krieg gegen Oesterreich grade nicht fürchten, so waren seine Streitkräfte doch ander-

weitig noch zu sehr in Anspruch genommen, um den Frieden nicht willkommen zu heißen. Mit gewinnender Freundlichkeit grüßte er die anwesenden Reichsbarone und Edlen, bestieg dann den purpurnen Thronsessel und sprach zu den begierig Lauschenden Folgendes: „Ich sehe die edelsten Männer des schönen Ungarreiches um mich versammelt, und mein Herz schlägt hoch vor Lust, indem ich sie als die Stützen des Thrones, als die festen Bollwerke gegen äußere Widersacher und innere Feinde, Feinde der Ordnung und des Gesetzes, begrüße. Doch wozu Euren Ruhm verkünden, edle Ungarn, da die Geschichte ihn deutlich genug auf ihre Tafeln schreibt? Wir waren in harter Bedrängniß, meineidige Rebellen streckten die freche Hand nach dem Thron aus, den wir durch den Willen der Nation, durch unveräußerliche göttliche Rechte besitzen. Ihr schirmtet ihn mit Eurem Blute, und der Feind liegt mit Gottes Hülfe am Boden. In der That vermögen wir die Gnade des Höchsten nicht genug zu preisen, die uns täglich und stündlich von Neuem überschattet. Ist es uns mit Eurer Hülfe gelungen, einen verderblichen Krieg durch Gewalt der Waffen zu endigen, so hat der Allmächtige einen andern gnädig abgewendet und uns vergönnt, durch unsern Rath und unsern Einfluß einem jungen Fürsten das bedrohte, geschmälerte Erbtheil zu sichern und einem durch wilde Bürgerkriege zerrissenen Nachbarvolke den Frieden zu verleihen. Ungarn wird groß und stark sein, so lang es den Wahlspruch befolgt: Einigkeit und

gegenseitiges Vertrauen zwischen König und Nation. Zu Euch, den edelsten Häuptern der Nation hegen wir die feste Zuversicht, daß es Eure höchste Lebensaufgabe sein wird, diesen Wahlspruch zu erfüllen, daß Ihr auch hinfort, wie bisher, die Krone des heiligen Stephan und das Glück und die Rechte der Nation beschützen werdet. So wollen wir einen Bund stiften, aus welchem dem Vaterlande die herrlichsten Früchte entsprießen sollen, eine Brüderschaft wollen wir aufrichten, die die Edelsten der Nation in sich vereinigen, die der Stolz Ungarns, die Zierde der Ritterschaft werden soll!"

Der König ließ hierauf die Statuten des neuen Ordens durch seinen Canzler verlesen, und nachdem die von ihm namentlich Aufgerufenen ihren Inhalt beschworen, schmückte sie der König selbst mit dem Ordenszeichen, einer doppelten goldenen Kette mit goldenem Kreuz, um das sich ein Drache von Gold schlang für die Ritter. Das Kreuz trug die doppelte Aufschrift: »O quam clemens et misericors est Deus« und »O quam pius et justus.« Die Aufnahme in den Drachenorden, der eigentlich die früher bestandenen Orden des heiligen Kreuzes und goldenen Spornes vereinigte, verpflichtete zum persönlichen Kampfe gegen die Ungläubigen und die Feinde des Reichs, zur Aufrechthaltung des Friedens und der Einigkeit unter ihren Mitgliedern und zur Erhaltung des Friedens im Allgemeinen, zum Gehorsam und zur Treue gegen den König und zur Vertheidigung seines Thrones, der Königin und königlichen Nach-

kommenschaft, zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung und der alten Reichsgewohnheiten. Jeder neue König sollte das Zeichen des Ordens zugleich mit der Krone annehmen und mit dem Krönungseide zugleich die Gesetze des Ordens beschwören. Die Anzahl der eigentlichen Ordensritter durfte nicht vierundzwanzig übersteigen; sie hatten freien Zutritt zum König, Theil an den geheimen Staatsberathungen, einen eigenen Gerichtsstand bei Streitigkeiten unter einander. Die kleineren Insignien, die nur in dem Drachen bestanden, konnten ohne bestimmte Zahl vom König den Würdigen, Fremden wie Einheimischen, ertheilt werden. Zu den Erstern gehörten die beiden Grafen Hermann und Friedrich von Cilly, der Palatin Nicolaus Gara und sein Bruder Johann, der Graf Stibor, Johann von Maroth, Ban von Machow, und sein Bruder Jacob, der Graf Pipo von Ozora, Peter von Pereny und Andere.

Als der König den Drachen dem Ritter Blasius Czerni von Baroth umhing, sagte er freundlich: „Mein wackrer Czerni, Deiner Treue bin ich versichert, auch ohne Schwur und Ordensregel."

„Wie der Liebe der schönen Elisabeth Morsinay," flüsterte Czerni keck. Der König lächelte und legte den Finger auf den Mund.

Es war während des türkischen Feldzugs bei der Belagerung von Klein-Nikopolis, daß Siegmund in Begleitung Czerni's sich von seinem Heere verirrt hatte und von einer Schaar Türken überfallen worden war.

Schon hatte ein Sipahi den Säbel über dem Haupt des Königs gezückt gehabt, als der furchtlose Begleiter den Hieb mit dem Schilde aufgefangen, den Türken getödtet und die Uebrigen in die Flucht geschlagen hatte. Darauf hatte er Siegmund in einem Kahn über die Donau geführt und den ganz Ermatteten durch eingesammelte Aehrenkörner, die er zerrieb, vom Hungertode gerettet. Der dankbare König hatte seinen Retter in den Adelstand erhoben und ihm in das Wappen einen gepanzerten Ritter gegeben, der in der rechten Hand einen bloßen Säbel mit einem Türkenkopf, in der linken drei Weizenähren hielt. Die Anspielung, die sich Czerni erlaubte, bezog sich auf Siegmund's Bekanntschaft während desselben Feldzugs mit der schönen Elisabeth Morsinay, welcher der große Hunyades entsprungen sein soll.

War der König die Heiterkeit und Freundlichkeit selbst, so war Graf Hermann von Cilly heute sein vollkommenes Gegenstück. Seine Stirn war umwölkt, seine Mundwinkel hatten sich in düstere Falten gelegt. Eine schwere Sorge schien sein Herz zu belasten. Als der König die Barone entlassen, begab sich der Graf nach den Gemächern der Königin, und ließ sich durch Bruno bei ihr einführen. Sie empfing ihn mit würdevollem Anstand, aber nicht mit jener kindlichen Liebe, die selten das Eigenthum höherer Standesverhältnisse ist. Der strafende, zürnende Blick, den der Graf auf ihr ruhen ließ, war auch schwerlich geeignet, sie zu erwärmen.

„Mit Freuden seh' ich Euch mit einem neuen Zeichen von des Königs Dankbarkeit geschmückt," sprach Barbara nach den ersten gegenseitigen Begrüßungen.

„Der König weiß die Treue zu belohnen," antwortete der Graf mit Nachdruck, „aber er weiß auch die Untreue zu strafen. Barbara, sieh' dieses ergrauende Haupt an! Möchtest Du ihm wohl Schande bereiten?"

„Ich versteh' Euch nicht, Vater!" entgegnete die Königin bestürzt.

„Möchtest Du, daß der König zu mir sagte: Ich hoffte, den schönsten Diamant meiner Krone aus Deiner Hand zu empfangen, und siehe, Du gabst mir schlechtes Glas. Alter Mann, Deine Thaten sind besser, als Deine Kinder!"

„Erklärt Euch! Ihr sprecht in Räthseln."

„Du verstehst mich wohl, ich seh' es an Deinem Erbleichen, daß Du mich verstehst! Mein Auge sieht Dich, wo Du Dich im Verborgenen, mein Ohr hört Dich, wo Du Dich unbelauscht wähnst. Unglückliche, was ist aus Dir geworden, und was wird aus Dir werden, so Du die sündige Bahn nicht verlässest. Du betrügst den König, betrügst die Nation, indem Du der Lust der Sinnlichkeit fröhnst, in ehebrecherischer Umarmung —"

„Haltet ein!" rief Barbara. „Ihr beleidigt nicht Eure Tochter, Ihr beleidigt die Königin von Ungarn!"

„Die mir — hörst Du es? — mir verdankt, was sie ist!" versetzte Cilly. „Leugne nur! Füge dies neue Verbrechen dem alten hinzu. Die siegende Kraft der

Wahrheit wird Dich zu Boden schmettern. Kennst Du den Namen Volkmar von der Hagen! — Du erröthest? Du kannst noch nicht lügen, Du bist noch nicht ganz verloren!"

„Ich kenne den Namen und sein Träger ist mir werth!" sagte Barbara stolz. „Wahr ist es, durch Euch trag' ich die Krone von Ungarn, aber fragt Euch selbst, was mehr in die Wagschale Eurer Handlungsweise fiel, mein Glück oder Euer Ehrgeiz? Ihr habt mir keine Wahl gelassen, ja Ihr erkanntet meinem Herzen keine Stimme zu in dieser wichtigsten Angelegenheit meines jungen Lebens. Ihr meinet, unter dem Purpur schlage kein menschlich fühlendes Herz. Ihr stießt mich in eine Wüste, in eine Wüste von Gold und Diamanten, und scheltet, daß ich nach der süßen, erquickenden Frucht greife, die eine Oase mir bietet. Ihr wißt es besser als ich selbst, wie der König den Treuschwur hält, den er mir gelobt!"

„Unglückliche, so ist es wahr, was ich noch so gern bezweifelte!" rief der Graf, die Hände krampfhaft in einander ballend. „Ich beschwöre Dich bei dem Schatten Deiner Mutter, ist Volkmar Dir mehr gewesen, als ein Freund?"

„Vater, ich besinne mich, ob die Königin von Ungarn Euch diese Frage beantworten muß! Doch Ihr fragt mich bei einem mir heiligen Andenken, und so antwort' ich: er ist es nicht!"

„So sei der Herr gelobt!" rief der Graf erleich-

terten Herzens. „Bei diesem Andenken beschwör' ich Dich auch: laß ihn nie mehr sein, als Deinen Freund! Bekämpfe siegreich die Versuchung und erspare Dir ein doppeltes Verbrechen! Frage mich nicht, ich kann, ich darf Dir mehr nicht sagen. Nur dies Eine präg' ich mit Flammenschrift in Dein Herz: laß den Junker nie Dir anders nahen als mit der Ehrfurcht eines Dieners vor seiner Königin! Verhüte, daß ich mit Jammer und Schande in die Grube sinken müßte!"

Er ging und begab sich zum König, mit dem er eine geheime Unterredung hielt. Cilly schloß dieselbe mit den Worten: „Ihr werdet es nimmer bereuen! Ich wüßte fürwahr keinen Geschicktern, als den Junker von der Hagen. Er ist klug, gewandt und ehrgeizig, genug, um die Rolle am Hofe Eures Bruders Wenzel mit Geschick zu spielen."

Barbara wußte sich den Eifer des Vaters nicht zu erklären; sie ahnte ein Geheimniß, wußte aber seine Lösung nicht zu finden. Bald beschloß sie, dem Befehl, der Bitte des alten Grafen zu gehorchen, bald aber übermannte sie wieder der Stolz und die Leidenschaft, und nach langen innern Kämpfen gab sie der Zeit die Entscheidung anheim.

Volkmar's letzter Besuch bei der Königin hatte ihm den letzten Schleier vom Auge gerissen. Er hatte zu scharf gesehen, um sich über das Verhältniß zwischen Beichtvater und Beichttochter täuschen zu lassen. Er sah in Barbara nur noch das sinnliche, bis zum Ver-

brechen sinnliche Weib, unfähig jeder edlern Liebe, und fühlte, wie jede ursprüngliche unverdorbene Natur, fast Ekel vor dieser mit blühender Körperschönheit übertünchten sittlichen Leiche. Aber noch ein anderes Verständniß ging ihm dadurch auf. Schändete nicht der, der sich einen Priester Gottes nannte, das Heiligste, indem er die Religion als Deckmantel seiner sündigen Lust gebrauchte? Volkmar war nicht nur in der wärmsten Gottesverehrung erzogen worden, es war ihm auch von frühester Jugend an die tiefste Ehrfurcht vor den äußeren Gebräuchen der Kirche und ihren Dienern eingeprägt worden. Das heilige Kleid, meinte er, ertödte alle menschliche Leidenschaft, streife die unlautere Hülle von der reinen Psyche. Spöttereien, die ihm über das unheilige Leben der Geistlichen je zuweilen zu Ohren gekommen, hatte er als schnöde Ketzereien verdammt, und selbst Pater Sever, der so schonungslos die Gebrechen der Hierarchie aufdeckte, hatte noch seine Zweifel herausgefordert. Durfte er aber seinen eigenen Augen nicht trauen? Sein unerschütterlicher Glaube an die unantastbare Heiligkeit der Diener der Kirche hatte einen argen Stoß erlitten. Er sollte noch mehr erschüttert werden. Der alte Gregor war sichtlich bemüht, mit seinem jungen Herrn, der seit einiger Zeit so einsylbig geworden war, daß er mehr als einmal verwundert den grauen Kopf schüttelte, ein Gespräch anzuknüpfen. „'S ist doch Alles ganz anders hier, als in unserm lieben Deutschland!“ meinte er. „Die Menschen sind im

Allgemeinen schlecht, falsch wie Katzen, von denen sie auch was in den Augen haben."

„Wie kommst Du zu dem harten Urtheile?" fragte Volkmar dagegen.

„Ein ehrlicher Kerl schämt sich, wenn er's sagen soll!" grollte der Alte. „Seht mich 'mal an, Junker! Seh' ich aus wie ein Schurke?"

„Welche Frage? Dein ehrliches Gesicht beantwortet sie selbst!"

„Ich denk' es auch, und doch hat man mich zu einer Schurkerei verleiten wollen. Ja, staunt nur! Daß man's nicht bei Euch versucht hat, dünkt mich schier ein Wunder! Denkt Euch, wie es mir arrivirt ist. Ihr wart nicht zu Hause, mein Mädel maulte und gab nicht ein Sterbenswörtlein von sich, das man ihr nicht abkaufte; mir war's ganz ärgerlich drüber zu Muthe und aus Langeweile ging ich fort, um mir die Herrlichkeit der Stadt zu besehen. Wie ich so die Häuser angaffe und die Menschen, die all' aussehen, als wollten sie den Teufel mit Haut und Haar verschlingen, tippt mich was auf die Schulter; ich wende mich um und sehe, Potz Blitz und Wetter! den Twartko Schura in leibhafter Gestalt. Nun wißt Ihr, daß ich seit der blutigen Affäre dem Bosniaken nicht ganz grün war, und daß ich auf dem Zuge vermied, meinem ehemaligen Herrn und Gebieter in den Gesichtskreis zu kommen. Ich war daher gewissermaßen verduselt, und mag nicht ausgesehen haben, als hätte sich meine Mutter selig

expreß für mich einen Trichter von Nürnberg verschrieben gehabt, wußt' auch gar nichts Anderes zu thun, als dem Herrn zu folgen, als er mir winkte, mit ihm zu gehen. Aber mir klopfte das Herz gewaltig, und ich wär' gern davon gelaufen, wenn ich mich nicht vor meinem innern Menschen geschämt hätte. Es dauerte also nicht lang, so traten wir in ein Haus und in eine Stube, wo's nicht eben fein herging mit der edlen Gottesgabe vom Rebstock. Twartko zieht mich mit sich fort an einen Tisch, wo mehrere Männer sitzen, die mich alle ansehen, als wollten sie mich mit den Augen durchbohren. Es war unter ihnen Einer, der hatt' ein so geistlich Gesicht, wenn auch keine Kutte; und wenn er auch einen Federhut trug, so paßte das Haar dazu doch gar nicht, und es sah aus, als trüg' er eine Glatze."

„Wie käm' ein Geistlicher in solche Gesellschaft?"

„Mag eben mit der Geistlichkeit nicht weit her gewesen sein. Ein Pfaffe war er aber gewiß, wie ich nachher als ausgemacht erfahren habe. Twartko Schura sieht mich ganz grimmig an und fragt: »wie theuer ich wohl Schloß Doboy verkauft habe?« Da hättet Ihr mich sehen sollen! Meine Furcht war auf einmal verschwunden; das Herzblut schoß mir in's Gesicht, und die Finger juckten mich, als sollt' ich den Schänder meiner Ehre erwürgen. Aber ich that's nicht, doch gab ich ihm Reden, die kein Pfaffe besser ausstudirt. Er gab denn auch klein bei, meinte, er habe's gleich nicht glauben wollen, was böse Zungen gesagt, und dergleichen

mehr. Das End' vom Liede war, daß er mich noch als seinen Diener ansah, und ich sollt' alsbald bei ihm bleiben. Mit nichten, sprach ich, wär' wohl längst ein Würmerfraß, wenn ein guter Engel nicht über mich gewacht hätte, und diesem Engel dien' ich, und unser Pact ist aufgehoben. Ich bin des Lösegeldes quitt und hab' nun meinem rechtmäßigen Herrn wieder Treue geschworen. Da erinnert er mich an alles Gute, das ich bei ihm und seinem Vater genossen, und ich könne ihm gefällig sein, auch ohne daß ich meinen jetzigen Herrn verlasse; es sei dies ihm sogar noch lieber. Als ich ihm nun zugesagt, zu thun, was er von mir verlange, und was sich mit meiner Ehre vertrage, da fing er ein langes Klaglied an über den Cilly, den Gara und andere große Herren, die ich nicht kenne, sprach von Schandthaten und Verbrechen, und wie sie den König verführten und Land und Volk unglücklich machten. Und der verkappte Kuttenträger, der bisher still geschwiegen, hub nun auch an, zu schimpfen und zu lästern, daß sie dem Volke die Seligkeit raubten, indem sie die Geistlichkeit drückten und ketzerische Lehren in's Land ließen, und der erwerbe sich den Segen der Kirche und die Märtyrerkrone, der das Land von diesem Gezücht befreie. Was sie mir für schändliche Anträge nun verblümter Weise gemacht, schäm' ich mich zu sagen. Mir loderte es siedheiß auf, ich hätte so gern dem Glatzkopf in's Gesicht gespieen, aber ich dachte klüglich: viel Hunde sind des Hasen Tod, schwieg still und machte

den Duckmäuser so meisterlich, daß der Glatzkopf nicht anders meinte, als mich gefangen zu haben. Sie verhießen mir außer der himmlischen Seligkeit auch noch irdischen Lohn, schärften mir Verschwiegenheit ein und wollten mir sogar einen Eid darauf abnehmen, wo mir aber durchaus nicht beizukommen war. Wohl oder übel mußten sie sich nun zufrieden geben, aber sie bestellten mich wieder, wo ich das Nähere erfahren sollte, und ließen mich gehen. Da ward mir nun zwar wieder leicht um's Herz, aber die Galle trat mir auf die Zunge wenn ich bedachte, daß die Buben mich zum Schurken machen wollten, oder mich gar schon dafür hielten."

„Und was gedenkst Du zu thun?" fragte Volkmar.

„Herr, wie fragt Ihr?" rief der Alte, ihn mit großen Augen ansehend. „In wen sie sich verrechnet haben, das ist Gregor. Die Buben können lange warten, wollen sie mich erwarten."

„Es ist nicht genug, ein Verbrechen nicht begehen, man muß es auch verhindern!" versetzte der Junker. „Die Unklugheit der Feinde hat sie in Deine Hand gegeben; den Sündenlohn, den sie Dir geboten, kannst Du auf ehrliche Weise Dir verdienen —"

„Nein, Herr, den Verräther mach' ich nicht, und ob sie's auch zehnmal verdienten!" antwortete Gregor entschlossen. „Ist ihnen der Strick bestimmt, so werden sie ihm nicht entgehen, ohne mich —"

„Und wenn das Verbrechen begangen, wirst Du umsonst die Stimme Deines Gewissens betäuben wollen.

Der Palatin muß wissen, welche Ränke gegen ihn geschmiedet werden. Ihn zu warnen mindestens ist Deine Pflicht, willst Du aus übertriebenem Zartgefühl Namen nicht nennen."

„Namen aber wird er wissen wollen."

„Wie sollst Du die Unzufriedenen im Ungarlande kennen? Er wird Dir glauben, wird seine Maßregeln ergreifen, und Dein Gewissen ist frei."

„Befehlt Ihr, daß ich's thue?"

„Ich will es und würde selbst es thun, wenn Du Dich weigertest."

„So muß ich wohl; aber am liebsten thät' ich's nicht. Es bringt nicht Ehre, den Angeber und Büttel zu machen, zumal da der König nicht in Gefahr ist."

„Wem anders gilt der ganze verrätherische Anschlag? Den König wehrlos, machtlos zu machen, ist der Sinn ihres Bestrebens, indem sie seine mächtigsten Freunde vernichten wollen. Das erfordert gar kein Nachdenken, und ist klar wie die Sonne."

„Ihr mögt schon Recht haben, und ich will auch thun, was Ihr sagt; ich meinte nur, daß ein braver Kerl nicht zu dergleichen geschaffen ist. Seht, daß es gar so viel Schurken hier zu Lande giebt, das macht mich auch sehnsüchtig nach dem Vaterland. In deutscher Zunge läßt sich dergleichen kaum ausdrücken; das macht, weil die welsche Tücke noch keine rechten Wurzeln bei uns geschlagen hat. Mir geht das Herz auf und wird jung, wenn ich deutsch sprechen höre. Drum war mir's

eine rechte Freude, als mir der Himmel mein Töchterlein schenkte. Da hatt' ich in müßigen Stunden den kleinen Narren auf dem Schooß und lehrte ihn die deutschen Worte, wie man den Papagei das Plaudern lehrt. Ach, und welche Freude! als ich's endlich so weit gebracht hatte, daß das Schnäbelchen redete, wie man an der Spree und Havel redet. Die Mutter verdarb mir zwar Manches, denn sie hielt fest an ihrem Gewelsche; und konnt' ich's ihr auch nicht verdenken, daß sie die Sprache liebte, in der sie groß gewachsen."

Der Alte würde vielleicht seine Apologie noch nicht geendet haben, wenn nicht ein unvermutheter Besuch erschienen wäre: Hinek von Dobrowicza. Volkmar begrüßte den Freund mit großer Herzlichkeit, und Gregor entfernte sich nach einer ehrerbietigen Verbeugung.

„Wie freut es mich, Euch wiederzusehen!" rief der Jüngling mit unverstellter Wärme. „Das waren lange, endlose Tage!"

„Und die Pflicht riß mich fort, ohne daß ich zuvor für Eure Unterhaltung etwas thun konnte!" antwortete der Böhme. „Ich glaub' es Euch, daß die Zeit bleierne Schwingen für Euch hatte. Ein kräftiges, lebensfrisches Gemüth befindet sich nicht wohl in diesem behaglichen Müßiggang, will immer mit dem vollen, frischen Strom schwimmen, bettet sich lieber auf harten Stein, denn auf Eiderdunen. Nun, die Zeit wird schon kommen. Wißt Ihr was? Laßt Euer Rößlein satteln! Wir reiten eine Strecke am Ufer der Donau hin;

die Sonne scheint gar prächtig, obwohl der Winter schon über die Haide bläſ't und die Berge weiße Kutten angezogen haben, wie Dominicanermönche. Sind wir müde, so beehrt Ihr mich in meiner Behausung, und ich mach' Euch mit meinem Töchterlein bekannt, das sich einsam fühlt wie Ihr in der großen volkreichen Hauptstadt des Ungarlandes."

Volkmar war alsobald bereit, den Ritter zu begleiten. Während er den bequemen Hausrock aus- und ein stattlich ritterliches Gewand anzog, fragte er: „Ihr habt ein Töchterlein? Und davon habt Ihr mir noch nichts gesagt?"

„Kam eben nicht darauf zu sprechen," antwortete Dobrowicza. „Ihr werdet sehen, ob es der Mühe lohnt, sie kennen zu lernen. Sie war noch ein halbes Kind, als ich sie aus Böhmen brachte, ist aber herrlich aufgewachsen unter den grauen Schwestern, denen ich mein Kleinod anvertraute, als ich den König in's Feld begleitete."

„Ich sehe schon im Geiste ein Ideal von Schönheit," versetzte der Jüngling.

„Schön ist Ludmilla, das darf ich mit gerechtem Vaterstolze sagen," fuhr der Andere fort. „Aber was mehr ist, sie ist lieb wie ein Engel und so himmlisch gut, wie eine Heilige. Sie ist meine Freude, die schönste Blume meines Lebenskranzes, der Mutter Abbild, der mir früh Geraubten."

Volkmar hatte seine Toilette unterdeß vollendet, und der alte Gregor meldete, daß die Rosse geschirrt und bereit seien. Gregor selbst sollte seinen jungen Herrn begleiten. Es dauerte nicht lange, so verließ die kleine Cavalcade das Königsschloß, sprengte keck an dem Rande des Felsens, der die stolze Buda trägt, dahin, und schlug dann den Weg längs des Donauufers hin. Der Himmel war klar und tiefblau, wie ein ungeheurer Demantschild; nicht der Hauch eines Wölkchens trübte die große Spiegelfläche, die in der Ferne auf den schneeigen Spitzen der Karpathen aufzulagern schien; die Luft war sonnig und von metallischem Schimmer, aber sie entbehrte jener Weichheit und Milde, auf deren Wellen die kleinen Liedersänger sich zu schaukeln lieben; sie war unbelebt; nur ein glänzender Eisvogel flog hier und da auf, oder ein Reiher schwang sich auf in den durchsichtigen Aether und verschwamm als ein winziger Punkt in die unermeßliche Ferne. Die Felder waren kahl, die Bäume standen traurig, ihres Schmuckes beraubt, die Donau rauschte ein Schlummerlied und der goldene Sonnenschein war gleichsam ein Kuß, mit dem die Mutter ihr geliebtes Kind dem Schlummer anvertraut.

„Mich stimmt das Anschauen solcher winterlichen Einöde trübe,“ bemerkte Volkmar. „Ich habe diese Fluren in des Frühlings höchster Pracht gesehen; Alles lebte und webte; die Blätter tanzten und kos'ten mit dem Morgenwinde, der ihnen die Perlen des Thaues

vom Angesichte wehte; die Gräser neigten sich zu einander und erzählten sich ihre Träume; eine neugierige Welle streckte sich über das Ufer und verlor sich, von Blumen und Kräutern gelockt, in der grünen Pflanzenwelt und ließ die Schwestern nach dem Meere ziehen, welche die Verlorne nicht vermißten. Als ich wieder kam, waren die Blumen verblaßt, die Blätter färbten sich, Alles zitterte unter dem Flügelschlage des Todesengels. Da ergriff eine namenlose Sehnsucht oft mein Herz, eine Sehnsucht nach ewigem Frühling, nach ewiger Jugend."

„Es ist das Bild des Menschenlebens!" antwortete der Ritter. „Fragt eine dieser Blumen, eines dieser Blätter, ob sie länger dauern möchten, als ihre Schwestern? Wenn der Herbst naht, da senken sie müde das Haupt und sehnen sich nach Ruhe, denn um sie her ist Alles anders geworden, und mit dem Lenz ihres Lebens Lust entschwunden. Sehet die Tannen dort an, die den Winter überdauern, wie düster ist ihr Antlitz; sie ruhten wohl gern auch den Winterschlaf, um von des Frühlings warmem Liebeskuß geweckt zu werden. Das ewige Weltgesetz hat es beschlossen, daß dem Tode neues Leben entkeimt, daß das Einzelne untergeht, damit das Ganze fortdaure! Ein Mensch mit ewiger Jugend würde doch nur ein ewiger Greis sein, denn die Welt wird immerdar von Neuem jung, Alles wandelt sich und im lebendigen Strom der Zeit würde er ein verwitterter Fels sein, ohne Lust an den kom-

menden Geschlechtern, weil ihrem Denken und Fühlen fremd."

„Ihr mögt wohl Recht haben," entgegnete Volkmar, „und doch, wie schmerzhaft zuckt das Herz zusammen, wenn es von Allem losgerissen werden soll, was ihm lieb und theuer ist, wenn mit einem Male der Tod eine unerbittliche Schranke zieht zwischen ihm und der Welt, die die blühenden Arme nach ihm ausstreckt und ihn nicht lassen möchte."

„Ihr seid noch jung; Euch ist die Welt noch die holde Geliebte, deren Reize noch süße Geheimnisse für Euch sind. Möge sie's immerdar Euch bleiben, möge die Leidenschaft nie den Blick Euch trüben, aus der heiß Geliebten eine ungeliebte Gattin für Euch machen. Das Leben ist so kurz, und doch ist es für die meisten Menschen zu lang, also daß sie sich den Becher des reinen Genusses durch Zwietracht, Neid, Haß und Wahn vergällen. Das Leben, das Geschenk Gottes, mit dem wir wuchern sollen, ist ihnen so wenig werth, daß sie es dahin geben für einen selbstgeschaffenen Wahn, für den Moloch, der noch heute, wie vor Jahrtausenden seine Arme ausstreckt und die Kinder Gottes verschlingt. Fluch diesem Wahn, mag er nun Herrschsucht heißen oder Glaubensfanatismus!"

Die letzten Worte grollte er mehr für sich selbst. Volkmar sah ihn überrascht an, aber der Ritter schien nicht geneigt, sich auf weitere Erläuterungen einzulassen. Er hatte seinem Roß die Sporen in die Weichen ge-

drückt, und dieses schoß nun in raschem Fluge mit ihm dahin. Volkmar folgte ihm, und der ungestüme Ritt machte ihm Vergnügen. Gregor's Klepper vermochte kaum mit jenen gleichen Schritt zu halten. Endlich ward umgewandt und langsamer ging es nun nach der Stadt zurück.

„Sehet an, welch' seltsamer Zug kommt uns dort entgegen?" sagte Volkmar, auf eine wirre Volksmasse deutend, welche sich durch das Thor der Stadt in's Freie wälzte. „Welcher Schalksnarr macht dem Pöbel seine plumpen Späße vor, daß er aufwiehert vor thierischer Lust?"

„Laßt uns sehen!" antwortete Dobrowicza. Als sie näher gekommen waren, erkannte Volkmar mit Befremden den Mönch Sever, der aufrecht mit seiner stolzen, hageren Gestalt daher schritt, von einem höhnenden Janhagel gefolgt. „Er ist ein Ketzer!" rief es durch einander. „Die ehrwürdigen Väter sagen's, daß er ein Ketzer ist! He, Pater Griesgram, rette Deine eigne arme Seele von der Verdammniß, ehe Du Andere verdammen willst! Ziehe hin, suche Dir Holz zum Scheiterhaufen! Wir wünschen glückliche Himmelfahrt!"

Wie der rauheste Nord den Gletscher der Alpe nicht bewegt, wie die Meeresbrandung am granitnen Vorgebirge zerschellt, so schien der Mönch der giftigen Spottpfeile nicht zu achten, die ihn hageldicht umschwirrten; er hatte das Haupt stolz erhoben, getragen von dem Gefühl seines innern Werthes, und als er die

glühend rollenden Augen jetzt gegen die Menge und die Stadt wandte und die Hände erhob, daß die Aermel der Kutte von den magern sehnigten Armen zurückfielen, da wichen die Spötter, wie unwillkürlich und scheu, zurück und es ward stille, todtenstille. „Ich schüttle Deinen Staub von meinen Füßen, Du stolze Königsstadt!“ sprach der Mönch. „Dein Haupt wird einst fallen und den Staub küssen und Deine Bürger werden Knechte werden, darum, daß Du den Gerechten von Dir weisest und die Wahrheit verspottest. Du wirst Buße thun müssen in Sack und in der Asche, ehe der Herr wieder gnädig sein Angesicht zu Dir wenden wird!“

Ungehindert schritt der Mönch nun weiter, und Volkmar, der mit andachtvoller Scheu den prophetischen Ausspruch des Verwiesenen gehört, war von seinem Roß gestiegen, trat dem Sittenprediger in den Weg, beugte sein Haupt und sprach: „Segnet mich, ehrwürdiger Vater!“

Der Mönch schien betroffen, hielt es vielleicht für einen neuen Spott und zögerte eine kurze Weile. In der Haltung des Jünglings lag aber eine so tiefe Ehrfurcht, daß jener Argwohn verschwinden mußte. Der Mönch legte die knöchernen Finger auf Volkmar's Lockenhaupt und sprach mild: „Der Herr segne Dich und behüte Dich und führe Dich seine Wege!“ Dann schritt er davon, und Volkmar bestieg wieder sein Roß und ritt ernst an der Seite seines Begleiters.

„Das ist auch ein Stück Fanatismus,“ sagte Do-

browicza nach einer unheimlichen Pause, „zwar der edlern Art, aber doch den Keim einer bösen Frucht in sich tragend.“

„Ein seltsamer Drang trieb mich zu den Füßen des Mannes, der mir so gewaltig vorkam, wie ein Löwe, mit dessen Mähne ein Heer von Mäusen ihr Spiel treibt!“ antwortete Volkmar. „Ich hatte ihn schon gehört, wie er Dinge sprach, die ich nie gedacht, und die mir doch wie entsetzliche Wahrheit erschienen. Ich sah, wie die rohesten Gemüther sich vor ihm im Staube neigten, wie er furchtlos die Sündenblößen von Hoch und Niedrig aufdeckte. O sagt mir, wie darf ein Mensch Worte sprechen, wie ich sie von ihm gehört, und ist es wahr, daß er ein Ketzer ist?“

„Wisset zuvor, daß der Name Ketzer eher ein Ehren-, denn ein Schandname ist,“ entgegnete der Ritter. „Ketzer bedeutet einen Reinen, und die wahnwitzigste Selbstverblendung machte ihn zu einem Brandmale. Als der heilige Franciscus von Assisi den Orden der Franciscaner stiftete, gab er Liebe, Demuth, Einfalt, Armuth und Freudigkeit in Christo seiner Brüderschaft als höchstes Gesetz; alle Creaturen sah er als seine Brüder und Schwestern an, und wäre gern in der innigsten Hingebung für sie gestorben. Da ihm aber dies blutige Märtyrerthum versagt war, so wollte er mindestens an Inbrunst des Herzens dem Gekreuzigten ähnlich werden und starb nackt auf der Erde in seiner Lieblingskirche an den Wunden Christi. Und der Orden

wuchs und dehnte sich weit über die Erde, anfangs stark durch den Geist des Stifters, durch heldenmüthige Entsagung alles Irdischen, endlich aber versinkend in Stumpfheit, Habsucht und geistige Nichtigkeit. Der Orden spaltete sich in eine geistigere, wissenschaftlich gebildete Partei, die irdische Güter dem Dienste des Herrn aneignete, und in eine andere, die in der Einfalt eines frommen Gemüthes, in vollkommener Weltentsagung das Heil sah. Jene nannten sich Fratres de communitate, diese Zelatores oder Spirituales. Aus langem Kampfe gingen die Ersteren siegreich hervor, die Letzteren aber wandten nun ihren Zorn gegen die römische Kirche selbst, die Partei gegen sie, die sich die wahren Jünger des heiligen Franciscus nannten, ergriffen. Abt Joachim von Floris in Calabrien weissagte um diese Zeit den Untergang der verderbten Kirche und ihre herrliche Erneuerung nach den Bildern der Offenbarung Johannis. Mit Franciscus und seinen wahren Jüngern sollte dies ewige Evangelium schon angetreten sein. Der verheißene Zeitpunkt des neuen Weltalters ging vorüber, aber die gläubigen Gemüther hörten nicht auf zu hoffen. Als Johann XXII. die Spiritualen der Inquisition preisgab, da starben Viele freudig für ihre Armuth, und die dem Scheiterhaufen der Inquisition entrannen, schweiften als Flüchtlinge umher und erhielten sich fort bis auf unsere Tage, bewältigt, aber nicht besiegt. Jener Mönch war von ihnen Einer, und so freudig er sterben würde, um seine

Lehre zu besiegeln, so fanatisch würde er mit Schwert und Fackel durch die Welt ziehen, um zu beweisen, daß die Jünger Christi keinerlei irdischen Guts besitzen dürfen. Ich kenne nur einen Mann, der neben dem heiligen Zorn der Begeisterung auch himmlische Milde und Duldung im Herzen trägt.

„Und wer ist dieser?“ fragte Volkmar.

„Er heißt Johannes Huß und lebt an der hohen Schule zu Prag,“ antwortete Dobrowicza. „Doch da sind wir an mein Haus gekommen. Heraus, Hanko, Jodok! Bringt die Rosse zu Stall und besorgt dem Alten einen Imbiß; den unsrigen, Junker, wird mein Töchterlein bereiten.“

Volkmar sprach beim Absteigen einige Worte zu Gregor, die dieser mit einem kurzen „Ich will es thun!“ beantwortete.

Dobrowicza führte seinen Gast eine breite Steintreppe hinauf in ein geschmackvoll ausgestattetes, traulich durchwärmtes Gemach, und eine weibliche Gestalt flog ihnen entgegen und hing mit den Worten: „Gottwillkommen!“ am Halse des Vaters. Dobrowicza küßte sie auf die Stirne, lös'te dann sanft und freundlich ihre Arme von seinem Nacken und sprach, seinen Gast vorstellend: „Junker Volkmar von der Hagen aus Deutschland — meine Tochter Ludmilla!“

Volkmar verbeugte sich, aber es war ihm nicht möglich, nur ein armes, kleines Wort über die Lippen zu bringen. Er hatte während der Begrüßungsscene

zwischen Vater und Tochter wie ein Bezauberter gestanden. Von so zartem Wuchs war die süße, holde Gestalt Ludmilla's, daß Volkmar meinte, ein Flügelpaar müsse aus ihren Schultern wachsen und sie nach dem Himmel, ihrer Heimath, tragen. Ihre Haut übertraf an sanftem Weiß die Blüthe des Apfelbaums und spottete des schneeigen Gewandes, das sich wie ein duftgehauchtes Wölkchen um ihre Glieder legte. Blonde volle Locken, glänzend wie Gold, schmiegten sich um das erröthende Engelsangesicht, um den Nacken, an die keusch verhüllte, knospende Brust, wie spielende Kinder an die Kniee, in den Schooß der Mutter. Und als er nun auffsah und das liebliche Antlitz, über welches eine holde Verwirrung geglitten war und rosige Spuren auf den Wangen zurückgelassen hatte, in vollkommenster Unschuld auf ihn gerichtet war, da ward ihm so warm, so beklommen um's Herz, und er hätte ewig in ihre Augen schauen können, die freundlich waren wie ein Maitag und klar und tief wie der Bergsee. Wie tief sank die stolze Schönheit Barbara's, die brennende Königsblume, vor dieser unentweihten Jungfräulichkeit, die noch kein trüber Hauch berührt zu haben schien. Und diese Stimme, wie klang sie so weich und flötend: „Seid willkommen und vergebt, daß ich nur Augen hatte für den Vater.“

„Vergebt Ihr mir, schöne Jungfrau, daß ich auf kurze Weile den Frieden Eurer stillen Häuslichkeit störe!“ antwortete Volkmar so innig, als gestalteten

sich neue Welten in seiner Brust, von einer neuen Seele belebt.

„Ihr seid ja nicht gekommen, den Frieden zu stören," lächelte der Ritter. „Laßt die glatten Redensarten, von denen selten das Herz weiß. Dir würden sie ohnedies schwer fallen, Ludmilla, und Euch möcht' ich nicht gern damit prunken hören, Junker! Nun, macht es Euch behaglich in meinem Hause, wo ich Euch oft zu begrüßen denke. Ihr seid ja mein Pflegbefohlener durch des Königs Wort und meine eigne Neigung, und darum kein Fremdling hier. Du aber, Ludmilla, sieh', was Keller und Küche vermag, denn nach einem scharfen Ritte schmeckt Trank und Speise doppelt."

Ludmilla schwebte davon, leicht wie ein Reh. Der Hausherr machte sich's behaglich und nahm auch dem Gaste Federbarett und Schwert ab. Volkmar fühlte sich so heimisch, ihm war so sehnsüchtig wohl, als könne er nimmer, nimmer diese Stätte des Friedens verlassen, als sei außerhalb dieser Schwelle eine unermeßliche Wüste. „Ihr schätztet Eure Tochter zu gering, als Ihr sie schön nanntet!" sagte er mit einer Wärme, die die Vorsicht vergeblich abzukühlen strebte. „Was ist Schönheit gegen diese Verklärung des Heiligen?"

Dobrowicza lächelte in gerechtem Vaterstolze. „Sie ist fromm, schuldlos und gut!" sagte er. „Diese drei Eigenschaften machen auch das körperlich Häßliche schön. Und häßlich ist mein Mädchen nicht; daß sie auch fromm

und schuldlos bleibe, ist das innigste Gebet meines Herzens."

„Sie wird es bleiben, wie das heilige Brot, das, selbst in den Staub getreten, in reiner Glorie leuchtete!" entgegnete Volkmar.

„Wahrlich, wer diese Blume mir bräche, den könnt' ich zertreten, und wär' er der König, und wär' er der liebste Freund meines Herzens! Als eine ächte Perle will ich sie dem Bräutigam zuführen."

Ludmilla erschien wieder und brachte Backwerk, Geflügel, Früchte und Wein. Sie verrichtete die Dienste einer liebenswürdigen Hausfrau mit einer Anmuth und Unbefangenheit, die bezaubern mußten, und weit köstlicher waren, als alle Leckerbissen der Welt für den Hungernden und Durstenden. Sie nippte selbst, wie ein Vöglein den Thau, der des Morgens auf den Blättern liegt, von dem edlen Traubensafte, der wie flüssiges Morgenroth in den Bechern funkelte; sie brachte es dem Gaste zu, indem holde Scham ihre Rosenfahnen auf ihren Wangen entfaltete, indem die langen goldenen Wimpern den Kristallspiegel ihrer Augen beschatteten.

Der Ritter war heiter und gesprächig, und der zwanglose Ton der Unterhaltung, wie der Geist des Weins lös'te auch Volkmar's Befangenheit. Dobrowicza sprach von seiner böhmischen Heimath, von der herrlichen Königsstadt Prag, von der hohen Libussa, von den kühnen Jungfrauen, die wie Männer geherrscht, gekämpft, gesiegt und untergegangen, von dem faulen

König Wenzel, der seiner Herrscherpflichten in der Völlerei vergesse, von der Hoffnung, die die Besseren auf den König Siegmund bauten, und von so manchem Andern, Kleinem und Großem. Auch Johannes Huß' erwähnte er wieder, des frommen Gottesmannes, der von allen Edlen geliebt und nur von den Unedlen, deren Laster er in kühner Rede angreife, gehaßt und verfolgt werde. Darauf beschränkte sich seine Mittheilung über ihn. Volkmar fragte wohl noch mehr; aber der Ritter glitt leicht und gewandt über solche Fragen hinweg.

Ludmilla horchte den Worten des Vaters mit kindlicher Ehrfurcht; aber wenn sie auch ihr Urtheil über die hochwichtigen Gegenstände der Politik und Religion zurückhielt, so blieb sie doch nicht theilnahmlos an der Unterhaltung. Sie schilderte ihre Wiege, das Böhmenland, die blühenden Ufer der Moldau, die bewaldeten, blauenden Berge mit einer Begeisterung, die ihre Farben dem Regenbogen zn entlehnen schien. Volkmar horchte ihr so gern zu; das Böhmenland tauchte vor ihm auf, Bergspitze um Bergspitze, bis es da lag in seiner ganzen Herrlichkeit, und er liebte es, weil sie es liebte, und würde die Wüste geliebt haben, deren weite Sandflächen sie mit solcher Innigkeit geschildert hätte. Er konnte sich nicht satt hören, er konnte sich nicht satt sehen. Zuweilen versank er in stille Träumereien, von Engelstimmen eingesungen; aber seine Augen hafteten immer wieder an ihrem holden, unschuldigen, lieben

Bilde, wie der Falter auf seinen bunten kleinen Schwingen immer wieder nach der Blume flattert, mag auch noch so oft ein Rauschen des Laubes, ein Luftzug oder eine Menschenhand ihn von der Auserkorenen verscheuchen.

Und so rannen die Stunden hin. Es ward Abend und Volkmar mußte an den Aufbruch denken. In süßem Vergessen hatte er sich nur der schönen Gegenwart hingegeben, und so war ihm der Gedanke, daß es nicht so bleiben könne, wie ein Nachtfrost der Blume, die, von einem verrätherischen Sonnenstrahl gelockt, ihre Knospe allzu früh geöffnet hat. Es schnitt ihm ein Weh' durch's Herz, daß es blutete und in sich erzitterte. Als bleibe sein Sein zurück, das er doch erst gefunden, war es ihm, und als scheide die kurze Jugend seines Glücks dahin auf ewig. Und nun ward gemeldet, daß sein Roß bereit stehe; er nahm Abschied, auch von ihr. Er blickte ihr innig in's Antlitz; ihre Augen flüchteten sich hinter die Wimpern, wie scheue Vöglein unter die Flügel der Mutter. Er soll bald, bald wiederkehren, rufen ihm die guten Menschen nach, und er sitzt zu Roß und sprengt schweigsam, träumerisch schweigsam durch die Straßen, den Felsenpfad hinan zur Königsburg. — Gregor berichtet ihm beim Entkleiden, daß er dem Befehl des Junkers gemäß dem Palatin von dem Complotte Nachricht gegeben habe, daß Gara vergebens nach Namen geforscht und ihm zugemuthet, die Rolle eines Mitverschworenen fortzuspielen und ihm Kundschaft

über Alles zu bringen, daß er entschieden das Verlangen abgeschlagen und alle Zweifel des Palatins, ob er nicht mehr wisse, als er verrathen wolle, durch ein geschickt erfundenes Mährchen beseitigt habe. Aber Volkmar hört ihm nur mit halbem Ohre zu, und der Alte schüttelt den grauen Kopf. Als der Junker ihn entlassen, sagt er zu Meta, besorgt und verwundert: „Was nur dem Junker fehlen mag?“ Meta forscht und forscht, ob sich aus der Erzählung des Vaters nicht ein Fädchen greifen lasse, das zu Entdeckungen, zu Vermuthungen wenigstens führe, aber sie muß ablassen, und kann sich nur ängstigen in still verschwiegener Brust.

Es war um dieselbe Zeit, als der Hofnarr, dem das Geschäft oblag, in müßigen Stunden dem Herrn durch Schwänke und Späße die Zeit zu vertreiben, ihm von der wunderholden Tochter des Ritters Dobrowicza erzählte, die wie ein süßes Geheimniß allen Männern die Köpfe verdrehe, obgleich sich Keiner rühmen könne, mehr als die zarten Umrisse ihrer Gestalt, wie sie sich vielleicht an den Fenstern abschatteten, gesehen zu haben. Der Ruf ihrer Schönheit sei plötzlich aufgetaucht, wie ein Meteor; Niemand wisse, aus welcher Quelle, und eben so wenig wisse Jemand, ob das holde Böhmenkind blaue, braune oder schwarze Augen, blonde oder dunkle Locken habe; dennoch zweifle Niemand, daß sie ein Meisterstück der Schöpfung sei, ausgenommen etwa die Frauen, die doch f ü r c h t e t e n, sie möchte es sein.

„Aber wie war es möglich, daß ein solcher Stern

so lange verborgen bleiben konnte!" rief der König. „Dobrowicza sagte mir nie von einer solchen Tochter. Er sprach einmal von einem unmündigen Mädchen, das er aus dem Böhmenlande mitgebracht."

„Aus dem Kinde mag eben eine Jungfrau geworden sein, wie es hier und da zu geschehen pflegt," antwortete der Narr. „Und daß er seinen Schatz so lange verborgen gehalten hat, mag wohl seine guten Gründe haben; sintemal die schönsten Blumen am liebsten gepflückt werden."

„So glaubst Du auch an ihre zauberhafte Schönheit?"

„Ich habe keinen Glauben, als den allgemeinen, der für Viele mindestens ein seligmachender ist. Kam mir nimmer in den Sinn, ketzerische Meinungen zu äußern."

„So wollen wir denn durch Anschauen prüfen, ob der Glaube nicht trügt," erwiederte der König. „Frauenschönheit ist nicht geschaffen, im Kerker zu welken; sie will bewundert, geliebt, genossen sein!"

„Seht Euch vor, damit es Euch nicht wie dem Geizigen gehe, der einen Schatz gefunden hat, und im Uebermaß der Freude ihn der Welt zur Schau legt; aber er hat hinfort keine ruhige Stunde mehr, denn er träumt nur von Händen, die nach seinem Goldhort greifen; er bereut es umsonst, daß er ihn nicht selbst dem Tageslichte verschlossen."

Der König schien nachdenklich zu werden. „Es

ist gut, Narr!" sagte er kurz. „Geh', laß Dir von meinem Säckelmeister zehn Kronen geben." Der Narr küßte dankbar den Zipfel des königlichen Gewandes und entfernte sich, pfiffig lächelnd.

Am folgenden Tage ritt Siegmund, nur von einem Leibpagen gefolgt, aus und hielt vor dem Palaste, den Dobrowicza bewohnte. Der Ritter empfing den hohen Gast mit aller Ehrerbietung, aber eben so großer Verwunderung. „Erlaubt, Ritter, daß ich Euch heimsuche," sagte der König leutselig. „Ich denke, einen frischen Trunk bei Euch zu thun, und Euer Töchterlein soll mir ihn kredenzen."

„So hohe Gnade!" entgegnete Dobrowicza befangen. „Mein Töchterlein ist ein schüchternes Kind der Natur."

„Um so besser, dann kennt sie die herzlosen Formen nicht, die ich verabscheue. In der That, Ritter, ich habe Euch in Verdacht, daß Ihr bisher unserer Hauptstadt ein Kleinod geflissentlich vorenthalten habt, das vom seltensten Glanze sein muß, da der Bewunderung schon ein Schimmer genügt, um sein Lob zu posaunen."

„Ich fürchte, die vielgeschäftige Fama hat Eure Erwartung allzu hoch gespannt," versetzte der Ritter. „Meine Tochter ist ein bescheidenes Veilchen neben der prächtigen Schönheitsrose unsrer allverehrten Königin. Zu einfach in ihrem Fühlen und Denken, um nach Bewunderung zu buhlen, findet Ludmilla ihr höchstes Glück

in häuslicher Zurückgezogenheit; zudem hab' ich sie kaum der Obhut des Klosters entnommen, der ich sie anvertraut, als ich mein Schwert gegen Eure Feinde trug."

„Eure Zurückhaltung, die selbst dem Vaterstolze Grenzen setzt, überzeugt mich nur mehr, daß ich eine seltene Blume sehen werde. Wollt Ihr Eurem Euch wohlgeneigten Könige den Trunk versagen, um den er Euch bittet?"

„Gebietet über meine ganze Habe!" entgegnete der Ritter. „Erlaubt, daß ich meine Tochter mit Eurem hohen Befehle bekannt mache, damit sie würdig ihren Schenkendienst verrichte."

„Keine Umstände, Dobrowicza! Ich bin nicht als König, sondern als Edelmann zu Euch gekommen. Die Schönheit ist am schönsten ohne allen äußern Prunk."

Dobrowicza beurlaubte sich, um seine Tochter von dem königlichen Willen, der keineswegs mit seinen Wünschen übereinstimmte, in Kenntniß zu setzen. Er zürnte ernsthaft auf Volkmar, denn von wem konnte der König sonst von Ludmilla's Schönheit erfahren haben? Siegmund schritt ungeduldig das Gemach auf und nieder, als nach kurzer Zeit sich die Thür öffnete, und Ludmilla, schüchtern und verwirrt, aber um so schöner, hereintrat, in der Hand eine silberne Platte mit goldenem Becher. Sie neigte sich ehrerbietig, nahm den Pokal mit zitternder Hand, flüsterte einige Worte und nippte von dem funkelnden Traubenblute. Der König war betroffen von Ludmilla's einfacher, jungfräulicher

Schönheit. Sein Blick haftete lodernd auf der zarten Elfengestalt, und mit einem bedeutsamen Ausdruck sprach er, indem er den Becher nahm: „Wahrlich, gegen Euch war Hebe nur eine arme Magd!“

Ludmilla erröthete noch mehr, als sie die Gluth seiner brennenden Augen fühlte; ihr Herz zitterte, wie ein vom Winde bewegtes Blatt. Dobrowicza beobachtete jede Bewegung, jeden Blick des Königs. Seine Stirne war umwölkt.

„Fürwahr, der Ruf Eurer Schönheit hat gelogen, Jungfrau,“ fuhr Siegmund fort, „wie ein armseliges Gemälde lügt, das die Pracht des Morgenaufgangs nachzubilden sich vermißt! Er ist ein erbärmlicher Stümper, der nicht ein Tausendtheil Eurer Holdseligkeit erreicht hat.“

„O erlaßt, ich bitt' Euch, meiner bescheidenen Ludmilla die Beschämung!“ sagte der Ritter fest, doch ehrfurchtsvoll.

„Die Wahrheit beschämt nie!“ versetzte der König. „Und unser ganzer Hof würde dieser Wahrheit freudig die Ehre geben, wenn es Euch gefallen wollte, Euer Anschauen ihm zu vergönnen. In der That, Ritter Dobrowicza, wollt Ihr Euch uns verbinden, so erlaubt uns, Eure Tochter den Ehrendamen der Königin, als den schönsten Stern unseres Hofstaats einzureihen.“

„Ich erkenne den vollen Werth dieser Ehre,“ antwortete der Ritter kalt. „Um so mehr thut es mir leid, diesem hohen Befehle nicht entsprechen zu können.“

„Nicht? Und warum nicht?" fragte der König betroffen.

„Weil — hoher Herr, sie ist nicht mehr mein!" entgegnete Dobrowicza anfangs zögernd, dann entschlossen. „Sie ist meiner Obsorge nur anvertraut, bis ich sie dem erwählten Gatten zuführe. Ludmilla ist Braut, seit ihrer frühesten Kindheit verlobt mit dem Sohne meines besten Freundes."

„Bei meinem Schwert!" rief der König leidenschaftlich. „Verlobt mit einem Manne, den die Jungfrau vielleicht nie gesehen!"

„Und hätte sie ihn nie gesehen, so ist Ludmilla doch zufrieden, glücklich in ihrem Loose. Ist es nicht so, mein Kind?"

„Es ist so!" flüsterte Ludmilla bebend.

Siegmund biß sich in die Lippen. „Ist der Glückliche meiner Unterthanen Einer?" fragte er.

„Es zu werden, ist sein innigster Wunsch. Er ist ein Böhme."

„So wird er dem Wunsche seines künftigen Königs nicht entgegen sein, der, wenn auch auf kurze Zeit, seinen Hof von der unschätzbarsten Perle seines Reichs geziert zu sehen wünscht. Wir werden ihm einst die Braut selbst in die Arme führen."

„Diese Gnade! Und doch es ist nicht möglich. Georg von Pretislaw verlangt nach der Braut; in wenigen Wochen ist Ludmilla seine Gattin."

„Ihr hintergeht mich, Ritter!" rief der König heftig.

„Wie dürft' ich so vermessen sein!" versetzte der Andere ruhig. „Wie könnte ich wagen, eine Gnade, die mir mein König huldvoll bietet, um nichtiger Gründe willen auszuschlagen?"

„So werdet Ihr uns mindestens erlauben, Ludmilla unserm Hofe vorzustellen. Wahrlich, man soll sehen, welche Perle unsere Hauptstadt verliert!"

Dobrowicza verbeugte sich; er sah ein, daß er diesem Verlangen nicht widerstreben durfte. Der König war verstimmt, Ludmilla scheu und befangen, der Ritter ernst und gemessen. So mangelte der Unterhaltung der freie Raum, in dem sie sich bewegen sollte, und der König schied früher, als er anfänglich gewollt. Als er davon sprengte, fiel Ludmilla dem Vater weinend um den Hals. Ihr Herz war so voll, daß es hätte springen mögen, und doch konnte sie nur die Worte hervorbringen: „O mein Vater!"

„Sprach ich nicht aus Deinem Herzen, mein Kind, als ich Bedenken trug, des Königs Wünsche zu erfüllen?" fragte er sanft. „Möchtest Du unter herzlosen Schranzen Bewunderung ernten? O Du weißt nicht, wie schlüpfrig die Bahn ist, auf welche Dich der König führen wollte!"

Ludmilla antwortete nicht. Sie wußte ja selbst nicht, welches unsichtbare Band ihre Seele umschlungen hielt, das zu zerreißen ihr so schmerzlich war. Sie wußte nicht, wer die Schuld trug, daß sie nur noch mit Wehmuth, mit Widerstreben an ihren Brautstand

dachte. Ein einziger Tag hatte hingereicht, einen mächtigen, obwohl noch unbewußten Umschwung in ihrem Herzen zu bewirken. —

Elisabeth Gara saß an dem Fenster ihres Gemachs, als der König vorübersprengte und einen flüchtigen Gruß zu der Erröthenden hinaufsandte, die dem königlichen Helden lange nachschaute, und die weißen Hände müßig auf der Stickerei ruhen ließ, mit deren Vollendung sie beschäftigt war. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust. „Glückliche Barbara!“ sagte sie leise; aber sie erschrak vor dieser unwillkürlichen Aeußerung ihrer geheimsten Gefühle und sah sich scheu und ängstlich um, als ob sie ein Lauscherohr in ihrer Nähe fürchte. Deshalb zitterte ihre geschäftige Hand, als eine Seitenthür sich öffnete, und ein Mann mit ergrauendem Haar und tiefliegenden, aber noch feurig blitzenden Augen hereintrat. Es war der Palatin Nicolaus Gara.

„Mein Gemahl!“ rief Elisabeth überrascht, mit etwas unsicherer Stimme.

„Warum so befremdet, Elisabeth?“ versetzte Gara. „Du weißt es, daß ich bei Dir Ruhe und Erholung suche, wenn ich müde bin von der Bürde, die auf meinen Schultern liegt. Ich erhole mich gern bei Dir, denn Du bist mild und gut, bist ein freundlicher Stern, der meinen trüben Lebenshimmel erheitert. Du weihest Deine Jugend gern dem alternden Manne, dessen volle Jünglingskraft in einer drangvollen Zeit dahingeschwun-

den. Erlaube mir, daß ich an Deiner Seite sitze, meine Elisabeth!"

„Gern, gern!" erwiederte sie gepreßt. „Ihr wißt, daß Ihr mir stets willkommen seid!"

„O nicht diese kalten Formeln, Elisabeth!" sagte der Palatin. „Sprich zu mir in der Sprache des Herzens. Durch sie werd' ich gesunden! Dein liebes Auge wird die Stürme zerstreuen, die über mein Haupt sich wälzen! Was ist das?" fragte er, auf die Stickerei weisend.

„Es ist eines meiner Lieblingsplätzchen in der Nähe unseres väterlichen Schlosses," antwortete die Frau, sichtbar erleichtert durch die Wendung, welche das Gespräch zu nehmen schien. „Wie schön der Wechsel zwischen dem Silbergrün der Birken und dem Dunkel der Tannen, und über die Rasenbank wölbt sich ein wilder Rosenstrauch in Gestalt einer Laube. Ich hab' ihn selbst gepflanzt und saß oft unter seinem Schatten und sah dem blauen Himmel zu, der durch die Baumwipfel hereinhing, und dem funkelnden Sonnenschein, der sein Goldnetz durch die Blätter wob, oder dem Monde, dessen Silberglanz auf den Zweigen zitterte. O es war schön!"

„Und diese schöne, glückliche Zeit ist Dir verloren!" entgegnete Gara verdüstert. „Du fühlst Dich nicht befriedigt in dem Glanze, mit dem meine Liebe Dich umgiebt. Du sehnst Dich zurück nach Deinen Wäldern, in die Tage Deiner Kindheit!"

„Das hab' ich nicht gesagt!“ rief Elisabeth bestürzt.

„Aber Du hast es gedacht!“ antwortete er finster. „Und hast Du's nicht gedacht, so hat der böse Feind es Dir zugeflüstert, der böse Feind, der seine kalte Todtenhand stets zwischen Dich und mich zu strecken strebt. O ich weiß es ja! Sie hassen mich Alle, und der König selber liebt mich nicht, wie ich's doch um ihn verdient. Sie dingen Meuchelmörder gegen mich, und wo ich Frieden suche, da mußt Du Dinge denken, die mir nimmer, nimmer die Ruhe geben!“

Er war von dem Sessel, auf dem er sich niedergelassen, aufgesprungen und maß das Gemach mit starken Schritten. Elisabeth war zum Tode erbleicht. „O mein Gemahl,“ rief sie, „welch' entsetzlicher Argwohn beschleicht Euch! O glaubet doch nicht, daß Euch Alle hassen! Wer hätte nicht Feinde, und wär' er so fromm wie ein Heiliger! Aber Ihr seid auch geliebt und verehrt! Der König liebt Euch und ich — ich lieb' Euch!“ Ihr Herz sträubte sich gegen diese Lüge und darum flüsterte sie die letzten Worte mit niedergeschlagenen Augen.

„Du liebst mich, Elisabeth!“ fuhr er düster fort. „Ich will es glauben, weil Du es sagst, weil es der Rettungsanker meiner verlorenen Ruhe ist. Aber kannst Du das blutige Gespenst verscheuchen, das allnächtlich zu meinen Häupten steht?“

„Um aller Heiligen willen, bannt diesen Wahn aus Eurer Seele!“ versetzte Elisabeth schaudernd. „Ihr

seid krank; im Fieber seht Ihr das Gespenst, das in der Wirklichkeit nicht Raum hat. Denket nicht an jene grauenvolle Zeit, und Ihr werdet es nicht mehr sehen."

„Ja, wer das könnte!" murmelte der alte Mann vor sich hin. „Ich will es versuchen, will sehen, ob es weicht, ob ich sein Zähnefletschen nicht mehr sehen muß. Er war ja ein Kronenräuber, ein Eidbrüchiger, ein Gebannter! Sieh', Elisabeth! wenn Du bei mir bist, da ist mir, als hätt' ich Frieden, da seh' ich ihn nicht mit den klaffenden Wunden. Wenn Du bei mir bleiben wolltest, Elisabeth!"

„Ich will ja gern, wenn es Euch Frieden schafft!" entgegnete sie mild, doch im Herzen schaudernd.

„Du bist gut, unendlich gut!" sagte Gara, die Gattin umschlingend, seine bärtigen Lippen auf ihre glänzende Stirne drückend. Da trat Einer seiner Haiducken ein und meldete, daß ein fremder, hochgewachsener und seltsamer Mann Einlaß begehre. „Wir wiesen ihn ab, wie Ihr's uns befohlen, aber er wich nicht und sagte, er müsse Euch sprechen und er beschwöre Euch darum bei dem Andenken der Königin Elisabeth."

„Sein Name?"

„Den nannte er nicht; Euch allein dürf' er ihn sagen, sonst keinem Menschen auf der Welt."

„So laß ihn seine Waffen ablegen und führ' ihn her."

„Zu dem Erstern hat er sich selbst erboten," berichtete der Haiducke; „aber er sagte ausdrücklich, allein

müsse er Euch sprechen, am wenigsten in Gegenwart Eures Weibes. Es sei nicht gut, meinte er."

„Hört ihn nicht, mein Gemahl!" sprach Elisabeth ängstlich.

„Ich will ihn hören!" entgegnete Gara entschlossen. „Führ' ihn nach meinem Gemach, doch lockere Deinen Säbel in der Scheide und verlass' ihn nicht, bis ich's gebiete."

Der Haiduck verbeugte sich und ging. Elisabeth wagte noch einmal, den Blick bittend zu dem Gemahl zu erheben. „Wenn Euch Gefahr bevorstände!"

„Sei ruhig, liebes Weib!" tröstete er. „Er hat mich bei einem theuren Namen beschworen, und Du siehst ja, daß ich mit Vorsicht handle." Er bot der Gattin die Hand, lüftete den Dolch in seinem Gürtel und verließ das Gemach auf demselben Wege, den er gekommen.

Der Fremde erwartete ihn schon, eine riesenhafte Gestalt, in einen Mantel gehüllt; das gebräunte Gesicht war von wirrem zottigen Hauptthaar und einem starken dunklen Bart beschattet; die stark ausgeprägten Züge waren unschön und hart, die Augen unheimlich stechend. Er stand mit verschränkten Armen und schien des Haiducken nicht zu achten, der hinter ihm stand und jede seiner Bewegungen mit scharfem Auge maß.

Als Gara die Thür öffnete, trat der Fremde einen Schritt vor, ohne seine Arme zu rühren, und sprach mit fast gebieterischem Tone: „Allein wollt' ich Euch

gegenüberstehen! Mißtrauet Ihr auch dem Waffenlosen noch, daß Ihr ihm ein Geleite gebt. Seht, mein Mantel birgt weder Schwert noch Dolch, weder Streithammer, noch —"

Gara war entsetzt auf der Schwelle stehen geblieben. Sein Auge starrte auf den Fremdling, als sei er ein dem Grab entronnenes Gespenst. Mit einer unsichern Handbewegung befahl er dem Haiducken: „Geh'!" und als dieser dem Gebote gehorcht, fuhr er finster fort: „Was willst Du, Blasius Forgacz? Ich hoffte, Dir in diesem Leben nicht wieder zu begegnen!"

„Ich glaub' es wohl!" antwortete der Andere mit kaltem entsetzlichen Hohn. „Ich wäre mir auch am liebsten nicht mehr begegnet, und doch warf mir jeder Wassertropfen das Bild zurück, das der Stahl des blutenden Königs gezeichnet. Ich glaube, wir haben ewiges Leben Beide. Ich suchte den Tod in Schlachten, und fand ihn nicht; rechts und links wurden die Kameraden von feindlichen Hufen zertreten, und ich allein blieb verschont. Ich floh vor mir, wie vor der herabstürzenden Lawine, aber ich fand mich immer wieder, selbst da, wo kein menschlicher Fuß noch gestanden. Ich fand mich immer wieder, und der blutende König stand neben mir. Wißt Ihr es, welche Qual das ist? Ihr müßt es wissen, mehr es wissen, denn ich; denn Ihr habt die That verschuldet!"

„Was willst Du?" fragte Gara streng.

„Die Frucht der That mit Euch theilen, Palatin!"

antwortete Forgacz. „Ich will nicht mehr allein das Entsetzen tragen. Ich will Eure Qual sehen und mich der meinen trösten. Ich will nicht mehr geächtet und vogelfrei sein, denn wißt, so gern ich manchmal das Leben von mir würfe, so fürcht' ich doch die Vergeltung. Ich will nicht mehr ein Bettler sein, da Ihr es nicht seid. Euer Lohn war karg, erbärmlich karg für einen Mord, bedenkt für einen Königsmord!"

„Unglücklicher! Ich will Dir Gold geben, Gold so viel Du begehrst, nur vergifte mir das Dasein nicht durch Deine Gegenwart!"

„Nicht wahr, die Erinnerung ist gräßlich? Ich seh' es wohl, daß Ihr Euren Theil habt. Ihr fürchtet Verräther und Meuchelmörder, Ihr fürchtet, daß die Vergeltung mit gezücktem Dolche vor Euch hintrete. Ihr müßt mir reichen Lohn geben, soll ich von Euch weichen. Dann will ich in ein fernes Land gehen, wo meine Sprache nicht verstanden, kaum von Menschenohren gehört wird; dort will ich bleiben, mir ein Weib nehmen, in dessen Armen ich entschlafe, vergesse, und Ihr sollt mich nimmer wieder sehen."

„Thue so!" sagte Gara mit erleichtertem Herzen. „Hier hast Du Gold," fuhr er fort, indem er ihm einen strotzenden Beutel zuwarf; „und mehr sollst Du haben, wenn Du thust, wie ich Dir sage. Merk' auf, wenn Du mir ferner dienen willst. Du bist zuverlässig, ich weiß es. Gehe täglich in die Schenke »zum grünen Stab«; lausche jedem Worte, das gesprochen wird,

schelte auf mich, schwöre mir den Tod, fluche mir! Deine Worte werden ein Echo finden. Ersinne ein Mährchen, wer Du seiest und warum Du mich hassest; lasse Dich in den Bund aufnehmen und merke Dir die Männer, die solches thun. Berichte mir Alles treu, was sich begiebt und Dein Lohn soll sich zehnmal verdoppeln."

„Einen neuen Mordplan? Nun, die Last wird nicht schwerer werden!" entgegnete Forgacz mit wildem Hohn. „Topp! ich bin der Eure! Und Ihr sollt mit mir zufrieden sein, wie damals —"

„Schweig' und geh'!" gebot der Palatin. „Meine Wachen werden Dich fürder ungehindert ziehen lassen. Du bist treu, Blasius, ich weiß es."

Gara fühlte sich sichtbar erleichtert, als der unheimliche Gast gegangen war. Er schritt einige Male auf und ab; plötzlich zuckte er zusammen und rief, die Hand abwehrend von sich streckend: „Weiche von mir, Du blutiger Schatten!" Dann strich er sich mit der Linken über die Stirne, preßte sie auf die Augen und sprach murmelnd vor sich hin: „Ich rächte meine Königinnen! Ich strafte den Meineid! Er war ein Räuber, er war gebannt! — Ach, und doch," fügte er schmerzlich seufzend hinzu, „und doch war es ein Mord!"

Fünftes Kapitel.

„Beim Himmel, Euer Vater hat Recht, wenn er die Bahn schlüpfrig nennt, die Euch der König führen wollte!" sagte Volkmar, der bisher fast ein täglicher Gast in Dobrowicza's Hause gewesen war. „Wohl würde Eure Schönheit Alle, Alle überstrahlen, aber Ihr würdet dort kein Herz finden, kein Herz, daß Euch anbetend liebte, wie Ihr doch geliebt werden müßt. Sie würden Euch bewundern, sie würden Euch huldigend zu Füßen liegen, aber sie können nicht lieben!"

„Ich weiß von diesen Dingen nichts," anwortete Ludmilla. „Mir war so bange, als der König zu mir sprach, ich fürchtete mich vor dem Loose, das er mir beschieden. Ihr wißt es ja, ich bin in stiller Häuslichkeit aufgewachsen, und ich wäre gewiß recht ungeschickt gewesen in den Marmorsälen des Königsschlosses."

„Ihr würdet sie zieren, ein neuer Zauber würde von Euch ausstrahlen, ein Zauber, den jene Hallen nie gesehen!" rief der Jüngling. „Aber Eure Heimath ist der stille häusliche Herd; das war mir kund, als ich zum ersten Mal Euch sah. Ja, ich wünschte im tiefsten Herzen, daß Ihr also immer verborgen blühen möchtet, wie das Veilchen! Ich war eifersüchtig auf den Sonnenstrahl, der Euch küßte, ich war eifersüchtig auf das Lüftchen, das den Klang Eurer süßen Stimme weiter trug: und darum hätt' ich um die Welt nicht

Eure liebliche Einsamkeit verrathen, ich hätte Euren Namen zu entweihen gefürchtet, hätt' ich ihn einem sterblichen Ohre zugeflüstert. Darum kränkt' es mich tief, als der Vater diesen Argwohn gegen mich aussprach. O nicht wahr, Ihr habt es nicht geglaubt?"

„Ich dachte nicht daran," entgegnete die Jungfrau. „Und hätt' ich's geglaubt, warum hätt' ich Euch zürnen sollen?"

„Ihr hättet mir zürnen müssen, wenn Ihr — — doch vergebt, daß Euch, was ich da rede, ohne Sinn und Verstand erscheint. Ach, hätt' ich es gethan, so wäre doch die Strafe allzu hart!"

„Welche Strafe?"

„Daß ich Euch schon verlieren soll, wo ich Euch kaum gesehen!" erwiederte Volkmar feurig. „Ich wag' es kaum zu denken, daß es so ist. O geht Ihr denn gern von hier in das finstere Böhmenland, das ich hassen möchte, weil es Euch von hinnen reißt?"

„Es ist ein schönes Land, nicht finster, wie Ihr es scheltet!" antwortete Ludmilla. „Ihr solltet es sehen im Schmuck des Frühlings prangen, und Ihr würdet es lieben!"

„Aber findet Ihr dort auch Herzen, die Euch schlagen?"

„Ein Bruder lebt mir dort, dessen Bild wie eine Nebelgestalt in meiner Phantasie auftaucht;" erwiederte sie. „Ich war noch ein kleines Mädchen, als er aus dem Elternhause schied. Er hatte mich lieb, denn als

er ging, nahm er mich auf seinen Arm, küßte mich und sprach: »Sei gut und fromm, lieb Schwesterlein!« Wie freu' ich mich darauf, ihn wiederzusehen! Dann lebt ein Mann, den ich liebe und verehre, wie meinen Vater fast. Ihr habt seinen Namen schon gehört. Er heißt Johannes Huß. Ein edlerer Mensch hat nie gelebt, und doch nennen sie ihn einen Ketzer. Sein Sinn ist so fromm, als groß. So warm hat nach dem Erlöser noch Keiner die Menschheit geliebt. Nur der Menschheit schlägt sein großes Herz, der Menschheit, die er glücklich, rein und edel machen möchte. Er haßt nur das Schlechte, das Niedrige, das er mit der Wurzel ausrotten möchte. Wenn er spricht, so ist es Euch, als sei ein Prophet auf die Erde gestiegen und rede aus dem Munde Gottes, als umwehten Euch Flügel der Engel; wenn er Euch anblickt mit dem dunklen Auge, so ist es Euch, als scheine die Sonne in Euer Herz, und es schlägt ihm entgegen, wie die Blume dem Licht entgegenblüht; wenn er die Hand segnend auf Euer Haupt legt, so fühlt Ihr Euch geweiht und gottbegeistert, und es ist Euch, als könntet Ihr nicht mehr sündigen. Ihr würdet ihn lieben, sähet Ihr ihn."

„Und warum nennt man ihn Ketzer?" fragte der Jüngling.

„Weil sein heiliger Zorn die Laster der Priester trifft, wie die der Laien," anwortete sie; „weil er Menschensatzungen verwirft, die den goldenen Kern des Christenthums mit unwürdiger Hülle umgeben; weil er

Dinge lehrt, vor denen sich die Priester entsetzen, und die doch klar sind, wie die Sonne, und voll Frömmigkeit, wie voll Wahrheit. Habt Ihr's noch nie gefühlt, daß Ihr frömmer und besser seid, wenn der Odem Gottes Euch anweht in der heilig stillen Natur? Jedes Gräschen, jedes Blatt, jedes Lüftchen flüstert Euch da von der Liebe Gottes, und Euer aufjubelndes Herz bringt ein heiligeres Meßopfer, als der Priester in den düstern Mauern mit Weihrauch und Wedel! Seht, so lehrt er, aber begeisterter, überzeugender, als ich's vermag nachzusprechen. Jahre sind vergangen, seit ich ihn nicht sah, und doch steht sein edles Bild vor mir, als ob ich's greifen könnte. Er war mein Lehrer, aber er war auch mein Freund. Er sprach so liebreich zu mir und so hohe Worte, daß sie mir im Herzen wuchsen und ich sie nimmer vergessen konnte. Nicht wie der überlegene, hochgelehrte Weise redete er zu mir, nein, wie der Vater zum lauschenden Kinde, ja wie der Bruder zur Schwester. Darum hafteten seine Lehren so tief, darum verehrte ich ihn so hoch!"

„Der Glückliche! Er wird von Euch geliebt!" seufzte Volkmar.

„Es ist nicht die Liebe, die Ihr meint!" versetzte Ludmilla erröthend. „Ich lieb' ihn, wie ein Kind den Vater liebt, wie die Engel den Schöpfer lieben müssen. Und solcher Liebe ist er werth, und jede andere ist seiner unwürdig."

„So scheidet Ihr gern von hier, um den Bruder,

um den Freund, den Lehrer Eurer Kindheit wiederzusehen?"

„Wohl freu' ich mich auf das Wiedersehen," entgegnete Ludmilla, „und doch fällt mir das Scheiden so schwer, daß ich's nicht sagen kann. Es ist Alles so lieb und traut um mich, das Leben erblühte mir so frisch —"

„Und die Liebe kam, Dich mit Rosen zu umwinden!" fiel der Jüngling leidenschaftlich ein, zu ihren Füßen sinkend, ihre Hand, die die Erschrockene ihm umsonst zu entziehen strebte, mit heißen Küssen bedeckend. „Ja, Du sollst es wissen, daß ich Dich liebe, Du Reine, Du Holde, Du Heilige! Ich liebe Dich mehr, als sich Engel lieben; ich liebe Dich so, daß ich Dich umfassen möchte und nimmer lassen bis an das Ende der Welt! Alle meine Pulse jauchzen Dir zu, mein Herz schlägt Dir entgegen, meine trunkenen Augen schwelgen in Deiner Schöne, und meine Seele kann sich nicht sättigen an Deinem Glanze!"

„Um Gott! was sprecht Ihr da?" flüsterte Ludmilla bebend.

„Wie es ein Gott mir eingegeben!" entgegnete er. „Ich habe es nicht gelernt, es ist gekommen, wie ein Maienregen über die dürstende Flur. Als ich Dich sah, da ward mir im Herzen weh', und ich wußte nicht, was mir fehlte. Ich war krank und träumte nur von Dir, bei Tag und in der Nacht. Wo ich stand, da standest Du; wo ich ging, da gingest Du; ich mochte die Augen

schließen, so sah ich Dich, und Deine süße Stimme klang mir im Ohr. Aus jedem Wölkchen, das über den blauen Himmel zog, tratest Du wie aus einem Schleier, auf jedem Sonnenstrahl schwebtest Du. Da dacht' ich: »Ist das nicht Liebe?« — Ach, ich hatte sie ja noch nie gefühlt, die Liebe hatt' ich noch nie gekannt! Und in mir rief's: »Es ist Liebe!« — Weißt Du, wie es der Blume ist, wenn sie ihren Kelch dem Morgenstrahle öffnet? Weißt Du, wie es dem Vogel ist, wenn er zum ersten Male die Flügel entfaltet in der seidenweichen Lenzesluft? Ich weiß es, Ludmilla, und Du weißt es auch, wenn Du nur zum tausendsten Theil mich liebst, wie ich Dich liebe!"

Er war zauberhaft schön, wie er so vor ihr lag, das liebetrunkene Antlitz zu ihr gewandt, das gluthbegeisterte Auge zu ihr aufgeschlagen; die reichen blonden Locken umwogten seine Schultern, seine Stimme drang geflügelt in ihr Herz. Die sinnliche Liebe in ihrer edelsten Gestalt war auf allen seinen Zügen ausgeprägt. Und Ludmilla wußte wohl, wie es der erwachenden Blume, dem zum ersten Mal im Aether badenden Vogel zu Muthe sein mochte. Ihr Herz drängte ihm entgegen, und nur mühsam hielt sie es mit angstvollem Finger zurück; ihr Auge ruhte wonnig auf dem Jüngling, Liebesmorgenroth umflammte ihre Wangen, aber sie verzagte scheu, wenn sie der eisernen Pflicht gedachte. „Um aller Heiligen willen, steht auf!" flüsterte sie ängstlich. „Ich darf Euch so nicht sprechen hören!"

„Und warum nicht, Du Geliebte?“ versetzte er. „Ich will vor Deinen Vater treten und ihm mein Herz darlegen, wie jede seiner Fasern nur von Dir belebt wird; ich will mich ihm zu Füßen werfen; der König, der mich liebt, soll für mich sprechen, und glaube mir, er wird unsere Liebe nicht grausam zertreten. Mein Stamm ist so edel, wie der seine —“

Er schwieg, denn der Gedanke, daß er ja nicht wisse, ob er nicht ein falsches Reiß auf dem edlen Stamme, schnitt ihm eisig durch die Seele.

„Er wird es nicht, glaubt es mir!“ antwortete Ludmilla. „Ach, Ihr wißt ja nicht —“

„Ich weiß, daß keine Macht der Erde, kein Gott Dich mir rauben soll, wenn Du mich liebst!“ fuhr er sturmbeflügelt fort. „Ich will Deinen Huß lieben, weil Du ihn liebst; ich will glauben, was Du glaubst; ich will beten, wo Du betest. Es giebt ja nur eine Religion, die Liebe! Sie hat mir ihre Wunder, ihre Geheimnisse aufgethan, und alles Andere erscheint mir als erbärmliches Menschenwerk. Wie bin ich anders geworden, seit ich Dich gesehen! Ich war sündig, und nun bin ich rein! Alle Schlacken fallen von mir ab, von Deinem Hauch berührt. Ich träumte in kindischer Gedankenlosigkeit mein junges Dasein hin, und Du hast mir die Augen geöffnet, daß ich sehe, wie der helle Tag seine Pforten vor mir öffnet. Wie nichtig war mein Streben, wie kleinlich meine Wünsche! Um Dir werth zu sein, möcht' ich eine große, gewaltige That

vollbringen! Ich möchte den Kampf aufnehmen mit Allem, was nicht rein und gut; Du würdest mich begeistern, Du würdest mich umschweben. So über allen Ausdruck lieb' ich Dich!"

„O schweigt, schweigt! Mir wird so bange bei Euren Worten! Ihr dürft mich ja nicht lieben; denn wißt: ich bin schon einem Manne verlobt!"

Als spalte sich die Erde vor ihm zu einem gähnenden klaffenden Abgrunde, als griffen tausend feurige Krallen nach seinem Herzen, so schrak Volkmar zurück; sein Herz hörte auf zu schlagen, also, daß alles Blut aus den Wangen wich; seine Augen stierten glanzlos, so daß Ludmilla erbebte. „So brich denn, Du armes Herz!" sagte er dann in namenloser Trauer. „Zum Unglück bin ich geboren, das Leben grinzt mich an mit höhnender Fratze! Was willst Du noch auf der Erde, Unglückseliger? Ludmilla liebt nicht Dich, liebt einen Andern!"

„Wie könnt' ich einen Mann lieben, den ich nie gesehen?" zitterte es von ihren Lippen.

„Nicht? Du liebst ihn nicht?" jauchzte Volkmar auf. „Dann fordr' ich dich heraus, Schicksal, dann kämpf' ich mit dir auf Leben und Tod um die holde Braut! Und wärest Du ein Stern am Firmament, Ludmilla, ich risse Dich herab und legte Dich an meine Brust! Ich verspielte die Seligkeit um Dich, ich raubte Dich vom Altare des Klosters! Mein bist Du, wenn Du mich liebst! Wo ist der Freche, der die Hand nach

meiner Blume ausstrecken wollte? Welches Recht hat er auf Dich, das nicht von Menschen gemacht? Mein Recht aber ist von Gott, von dem Gott, der die Liebe ist! Ich folge Dir, wohin sie Dich auch senden. Ich hänge mich an Deine Fersen, und wer Dich bräutlich umfassen will, der soll mich erst zertreten! Nur sage, sage, daß Du mich liebst!"

„Wilder Mann!" flüsterte Ludmilla, und ihre Nerven durchbebte es, wie wenn der Wind die Saiten der Aeolsharfe berührt; duftend öffnete die Rose ihres Herzens den Purpurschooß und schwoll ihm mächtig entgegen. Auf ihrem Antlitz glänzte es wie Sonnenschein, Liebe, Liebe verkündete ihr seliges Auge.

„O sage, daß Du mich liebst, sage, daß Du mein sein willst im Leben und über den Tod hinaus!" drängte der Jüngling. „O sag' es, Engel meines Lebens, sag' es!"

„Muß ich's denn sagen?" hauchte sie und stand zitternd, von Seligkeit durchglüht, von den Rosen jungfräulichster Scham geschmückt. Er sprang jubelnd auf, schloß die Liebliche in seine Arme, küßte sie auf die Purpurlippen, und sie duldete es; ein elektrischer Funken durchzuckte sie. Aber im nächsten Augenblicke drängte sie ihn sanft zurück. Sie sah ihn an mit einem Blick voll unendlicher Liebe. „Nun weißt Du es, und nun laß mich!" flüsterte sie und wollte fliehen. Auf der Schwelle wandte sie sich um, und als sie sah, wie Volkmar ihr traurig und doch selig nachsah, da flog sie an

seine Brust zurück, küßte ihn und rief innig und bewegt: „Ich liebe Dich, ich will Dich ewig lieben! Aber hab' Erbarmen mit mir!“ Nun floh sie, und der Jüngling stand allein, aber in einem Sturm von Wonne, Seligkeit und Schmerz. Er preßte sein glühendes Haupt in die Polster, wo sie gesessen, dann ging er, warf sich auf sein Roß und durchsprengte die Straßen, daß sein Lockenhaar wie die Mähne und der Schweif seines edlen Thieres flog.

Im Schlosse angekommen, erwartete ihn der Befehle, sich zum König zu verfügen; er kam ihm nicht gelegen. Am liebsten hätt' er einsam von seinem Glück geträumt und das ganze Meer der Wonne, das ihn umfangen, noch einmal durchkostet. Dennoch mußte dem Befehle Folge geleistet werden. Volkmar kleidete sich um, und während Gregor ihm in diesem Geschäfte beistand, plauderte der Alte: „Habt Ihr schon von dem Mord gehört, der die Zungen von ganz Ofen oder Buda, wie's hier zu Lande heißt, in Bewegung setzt? Es ist in derselben Schenke gewesen, wo mich der Twartko Schura zur Schurkerei hat verleiten wollen. Da haben sie einen Mann gefunden von starkem Wuchs und wildem Angesicht, der hatte drei Dolchstiche in der Brust und konnte kaum noch röcheln, und war mit einem schauerlichen Fluch verschieden, ehe man Hülfe herbeischaffen konnte. Derselbige Mann ist der Blasius Forgacz gewesen, so weiland den König Karl ermordet, und was man aus seinen Reden vernommen, haben ihn einige

Männer erkannt, die er hat auskundschaften wollen. Ich fürchte, daß der Palatin Nicolaus Gara seine Hände da im Spiele gehabt hat, und die Mörder sind dieselben gewesen, von denen ich Euch erzählt habe. Nun der Forgacz hat seinen verdienten Lohn. Es bleibt schon nichts unbestraft auf dieser Welt."

Volkmar schenkte der Erzählung wenig Aufmerksamkeit, so sehr sie unter anderen Umständen ihn interessirt haben würde. Als sein Anzug vollendet, begab er sich zum König, der ihn freundlich, wie immer, aber mit mehr als gewöhnlicher Feierlichkeit empfing. „Komm', setze Dich zu mir," sprach der König und wies ihm einen Sessel an seiner Seite an. „Du sollst mir von Deiner Jugend, von Deiner Heimath erzählen, was ich lange verschob, weil es mir an Zeit und Stimmung gebrach."

Der Jüngling ließ sich nieder; doch wie gern hätte er die geforderte Erzählung abgelehnt, wenn dies nur angegangen wäre. „Meine Jugend rann in stillem, harmlosem Frieden dahin," antwortete er. „Ich weiß keinen Zug, der Eure Theilnahme erwecken könnte."

„Wer hat Dir das gesagt?" versetzte Siegmund. „Grad' in Dein heiteres Stillleben möcht' ich einen Blick thun, von dem Grün Deiner Wälder mich umrauscht fühlen. Erzähle denn und verhehle mir nichts."

„So lang' ich denken kann, begann Volkmar, erinnr' ich mich keiner andern Heimath, als des grünbewaldeten Berges, auf dem meines Vaters Schloß stand, und des

lieblichen Thales mit den fetten Weiden und fruchtbaren Feldern, dem blauen geschlängelten Fluß und dem friedlichen Dörfchen, in welches man von den Zinnen der Burg niederschaute. Mein Vater war ein hoher, stattlicher, ernster und doch milder Mann, meine Mutter eine Mutter im vollsten, edelsten Sinne des Wortes. Sie liebten mich wahrhaft, sie nannten mich oft ihren Stolz, ihre Freude."

„Mein braver Kunz!" sagte der König dazwischen.

„Ich sollte ritterlich Gewerbe treiben, also wollt' es mein Vater, und ich war den Kinderschuhen noch kaum entwachsen, als mich ein Knecht meines Vaters, mit Namen Hans, im Klettern und Werfen unterwies, und mich mit der Armbrust schießen lehrte. Als mein Arm stärker geworden, mußte ich fechten mit Schwert und Streitaxt, die Lanze schwingen und ein Roß tummeln. Auch an dem edlen Waidwerk mußt' ich Theil nehmen, und so lernt' ich den grünen schattigen Wald noch lieber gewinnen, als ich ihn schon hatte. Wenn das Halali an den Bergen wiederhallte, die Hörner schallten und das Wild durch Dickicht und Gebüsch brach, von den schlanken, leichtfüßigen Rüden verfolgt, da durchdrangen mich süße Schauer, und es klang in mein Ohr wie Trompetengeschmetter und Kampfruf. Aber manchmal strich ich auch einsam durch den Wald, hörte die Vöglein um mich singen, das Laub flüstern und rauschen und die fernen Heerdeglocken läuten. Auf einer sonnigen Halde, von der ich das Land weit über-

schauen konnte, hielt ich dann wohl mein Rößlein an, band es an eine knorrige Eiche, warf mich nieder in das hohe seidenweiche Gras und wandte den Blick träumerisch in die Abendwolken, die wie zerrissene Fahnen den blauen Himmel durchzogen, oder in die Ebenen und Thäler, die der magische Abendsonnenschein überfluthete, oder mein Auge schweifte auch nach der fernen blauen Bergkette, die duftig, geheimnißvoll den Himmel begrenzte. Eine namenlose Sehnsucht kam dann über mich, ich träumte mir goldene Länder, ein frisches, freies Heldenthum jenseits jener Berge; denn nicht nur in ritterlichem Spiel war ich aufgewachsen, mein Vater hatte auch Sorge getragen, meinen Geist zu bilden. Es könnten Zeiten kommen, so meinte er, wo mir die Wissenschaft so viel und vielleicht mehr noth sein werde, als ein gutes wohlgeführtes Schwert. In dem Dörfchen, das zur Burg gehörte, wohnte ein alter Geistlicher, ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauem spärlichen Haar. Er versah zugleich den Dienst auf der Burg und wanderte täglich den steilen Berg hinan, war aber nicht dazu zu bringen, bei uns zu wohnen; denn er meinte, dem Hirten zieme es, bei seiner Heerde zu bleiben, und zwar am meisten da, wo die schwächsten seiner Schafe seien. Vater Martin, der allverehrte Greis, ward mein Lehrer. Er unterwies mich nicht nur in den Grundsätzen und den Geheimnissen der Religion, sondern bereicherte auch meinen Geist durch die tiefen Schätze seiner Erfahrung und Weltkenntniß, er weihte

mich ein in die Geschichte der Völker, er lehrte mich lesen und schreiben, und die lateinische Sprache ward mir bald geläufig, wie meine Muttersprache. Welche köstliche Bronnen der Weisheit thaten sich mir da auf, eine neue Welt erschloß sich meinem Geiste. Ich las von den Thaten der römischen Helden, und meine Jünglingsträume mahnten mich, ihnen gleich zu werden. Es war eine schöne, selige Zeit. Aber auch andere Schriften erstrebte mein rastloser Eifer. Ich las und hörte von tapfern Rittern, die auf Abenteuer auszogen und wunderbare Thaten verrichteten, Drachen tödteten und grausame Riesen besiegten. Ich träumte mich in dieses bunte Heldenleben, und es gefiel meinem thörichten Sinne mehr, als der Römer starre Großthaten, deren Ernst mich überwältigte. So war ich achtzehn Jahre alt geworden, als der Vater davon sprach, mich in ein fernes Land zu senden, damit ich ritterliche Sitte lerne; »denn,« fügte er hinzu, »Du bist vielleicht zu einem bessern Loos erkoren, als in unsern Wäldern auf einer einsamen Burg Dich zu vergraben. Ein Höherer wird dies Schicksal bestimmen, seiner Sorge will ich dich empfehlen.« Ich jubelte, denn ich sollte ja nun über jene Berge ziehen, die die Vormauer meiner goldenen Träume waren. Ich zog ab, von den Segenswünschen des Vaters begleitet, und das Uebrige ist Euch bekannt."

„Kunz hatte Recht: Du bist zu Besserem geboren!" antwortete der König. „Du sollst ritterliche Sitte und Wesen lernen, aber der Wissenschaft sollst Du darum

nicht entfremdet werden. Die Zeiten sind dahin, wo das Schwert allein galt. Bereite Dich auf die Reise gen Prag vor. Du sollst dort Bürger der Hochschule werden und dem Studium der Rechte Dich weihen. Willst Du?"

„Gen Prag sagt Ihr?" rief der Jüngling im vollen Jubel der Freude.

„Es ist mir lieb, daß Du gerne gehst!" fuhr der König fort. „Die Böhmenhauptstadt wird Dir fürwahr gefallen, und ich werde sorgen, daß Dir alle Ehren zu Theil werden, die Du nur wünschen kannst. Ich will Dir einen Brief an meinen königlichen Bruder Wenzel mitgeben. Du wirst ihn sehen, sprechen! Stelle Dich unbefangen, ihm ganz ergeben; sein Gemüth, obgleich voll finstern Argwohnes, ist dennoch kindlich vertrauend. Merke auf Alles, was Du siehest und hörst, und gieb mir genau Rechenschaft darüber. Auch die Stimme des Volkes belausche, vorzüglich die der Großen, in deren Kreise ich Dich durch einen andern Brief einführen will. Handle treu in meinem Interesse, in das Du noch näher eingeweiht werden wirst, und ein glänzender Lohn soll Dir nicht entstehen."

„Ich fürchte, dieser schwierigen und wichtigen Rolle nicht gewachsen zu sein;" wandte Volkmar, dessen gerader Sinn sich gegen den zweideutigen Auftrag sträubte, schüchtern ein.

„Du hast Muth, Scharfsinn und guten Willen, und die nöthige Lebensklugheit wirst Du bald Dir an=

geeignet haben," antwortete Siegmund. „Noch Eins! Kunz von der Hagen hat mir Vollmacht gegeben, Dir von den Verhältnissen Deiner Geburt vollständige Nachricht zu geben, sobald ich's für nöthig erachte. So wisse denn: Der, den Du bisher als Vater liebtest, ist es nicht!"

„Also doch!" rief der Jüngling mit gepreßtem Athem. „Wer aber ist es, o sagt, um aller Heiligen willen, wer ist es?"

„Du wirst ihn an die Brust drücken, sobald Du Dich meines Schutzes werth gezeigt!" versetzte der König „Erwerbe Dir meine Zufriedenheit durch genaue Erfüllung meines Auftrags, und ich schwöre Dir bei meinem Königswort, Du sollst Deinen Vater nicht nur kennen, sondern auch ein glänzendes Loos mit ihm theilen."

„Ihr spielt grausam mit meinem Herzen!" klagte Volkmar. „Ihr raubt mir den Vater und gebt mir dafür ein kaltes Versprechen. Wie soll ich fürder den Namen ohne Scham führen, der mir nicht gebührt?"

„Du darfst es und sollst es!" erwiederte Siegmund. „Denn wahrlich, Du stammst aus edlerem Blute, als Kunz von der Hagen, der treue Pfleger Deiner Kindheit, sich rühmen kann. Handle treu, handle klug, und Du sollst den Vater bald umarmen, der mir ein gar lieber Freund ist. In seinem Namen küss' ich Dich mit diesem Freundeskuß!" Er küßte fast zärtlich den mehr und mehr erstaunten Jüngling. „Wahrlich,

Du gleichst Deiner Mutter wunderbar!" fuhr er fort, in seinem Anschauen versunken.

„O sagt," rief Volkmar, „Ihr habt meine Mutter gekannt?"

„Ich habe sie gekannt."

„Lebt sie?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Siegmund nach kurzem Besinnen, „doch hoff' ich zu Gott, daß sie noch lebt. Von ihr nicht, nur von Deinem Vater ward mir Kunde."

„Und warum hab' ich meinen Vater noch nicht gesehen?" fragte jener weiter. „Warum gab er mich in eines fremden Mannes Hände und erntete selbst den Schatz kindlicher Liebe nicht, die ich ihm geboten hätte?"

„Eiserne Verhältnisse wollten es so!" entgegnete der König. „Er hat Dich gesehen und gesegnet, ohne daß Du es ahntest. Frage nicht! Alles soll Dir noch offenbar werden, wenn die Zeit gekommen. Vergiß es nicht: nur wenn Du treu mir dienst, erwirbst Du Dir den Vater. Er will es selbst also! Nun geh', bereite Dich zur Reise! In drei Tagen sollst Du ziehen."

Volkmar ging, mit einem Sturm widerstrebender Gedanken in seiner Brust. Ein Zweifel war gelös't: daß Kunz von der Hagen nicht sein Vater sei; aber neue Geheimnisse woben ihre undurchdringlichen Schleier vor seinen Augen. Wer war nun sein Erzeuger? Daß

er dem Herzen des Königs nahe stand, hatte dieser ihm selbst gesagt, und eine glänzende Zukunft ihm verheißen. Sein Herz schlug stolzer bei dem Gedanken an diese Zukunft, die er sich mit dem holden Bilde Ludmilla's ausschmückte. Aber um welchen Preis sollte er diese Zukunft erwerben? Er sollte sich in ein fremdes Vertrauen schmeicheln und es verrathen, zum Spion sollte er sich erniedrigen, der Sprößling edlen Blutes. Und doch war kein anderer Weg, doch hatte der Vater es selbst gewollt. Der Gedanke, daß er nun Ludmilla in Prag wiedersehen sollte, behielt endlich die Oberhand. Er mußte der Geliebten es verkündigen, und kaum hatte er dem alten Gregor ein freudiges: „In drei Tagen reisen wir!“ zugerufen, als er sich wieder auf sein Roß warf und der Wohnung Dobrowicza's zuflog.

„Nun, das muß ein herrliches Reiseziel sein,“ brummte Gregor, „das dem Junker die Unbilden des Winters vergessen macht. Mir ist's recht! Behagt mir nicht unter dem Magyarenvolke, und Siegmund ist mir auch fremd geworden. Wenn ich mein Deutschland wiedersähe!“ Er berichtete die Mähr seiner Tochter. Meta jubelte laut auf. „Aber bedenke, sagte der besorgte Alte, die Fahrt durch Schnee- und Eisfelder!“ — „Bin ich nicht ein Kind der wilden Berge?“ antwortete das Mädchen heiter und sorglos. —

„Ihr seid in seltsamer Aufregung, mein junger Freund!“ sagte Dobrowicza zu dem Jüngling, als er

hastig, mit geröthetem Antlitz in das Wohngemach des Ritters trat. Ludmilla stand schüchtern in einiger Entfernung, die schönen Augen verwirrt zu Boden geschlagen.

„Denkt Euch, der König sendet mich nach Prag," antwortete Volkmar und erzählte Alles, was zwischen ihm und dem König vorgegangen, bis auf das, was seine Herkunft betraf.

Dobrowicza ward nachdenklich. „Hat Euch der König sein Vertrauen geschenkt, so will ich Euch auch das meinige nicht länger entziehen. Ihr wißt, daß Siegmund während Wenzel's Gefangenschaft Reichsverweser in Böhmen war, und daß wichtige Verträge zwischen den königlichen Brüdern geschlossen wurden in Bezug auf die Nachfolge auf dem Throne Böhmens. Wenzel aber ward wieder frei und erklärte Alles, was während seiner Gefangenschaft in Böhmen verfügt und angeordnet war, für ungültig. Die Kurzsichtigen, die mit Wenzel's Thatlosigkeit noch mehr zufrieden waren, als mit Siegmund's strengem Regiment, jubelten und Siegmund's Statthalter mußten Böhmen verlassen. Es entbrannte ein blutiger Krieg, und Wenzel schloß insgeheim einen Erbvertrag mit den österreichischen Herzögen, wonach Wenzel in seinem und der beiden Markgrafen Jobst's und Procop's Namen verordnete, daß, im Falle sie ohne männliche Nachkommenschaft mit Tode abgingen, die österreichischen Herzöge das Königreich Böhmen und die abhängigen Länder erben sollten; des

Königs Siegmund wurde nicht gedacht. Wahr ist es, Siegmund's Statthalter brandschatzten unser Vaterland mit schnöder Habsucht, wahr ist es ferner, daß Siegmund nicht immer mit der Offenheit eines redlichen Mannes handelte; aber die Jahre haben seinen Charakter geklärt, unter der aufbrausenden Hitze seiner Leidenschaft ist ein edler Kern, Kraft und Klugheit verborgen. Darum sind Alle, die das Wohl des Ganzen höher schätzen, als das des Einzelnen, überzeugt, daß Siegmund ihnen ein besserer Herrscher sein wird, als der faule Wenzel, die falschen Markgrafen oder die Herzöge von Oesterreich. Mein armes unglückliches Vaterland! Wie ist es zerspalten von dem Eigennutz und der Herrschsucht! Der blutige Mord durchras't auf feurigen Rossen seine Gauen; Räuber und Diebe brandschatzen die Hütten der Armen und den friedlichen Reisenden. Böhmen ist zur Mörderhöhle geworden. Das muß anders werden! Ein besserer Herrscher muß die Zügel erfassen, und Ordnung und Ruhe müssen wieder wie Himmelsthau die Felder befruchten! Siegmund ist der Herrscher, den wir suchen! Er ist kein Fanatiker, er läßt dem Glauben freie Bahn und hat die Macht der römischen Hierarchie in seinem Ungarn gebrochen. Wo könnten wir einen bessern Schirmherrn für unsern jungen, gereinigten Glauben finden, als an ihm? Wir sind der Fremden- und Pfaffenherrschaft müde und kennen keinen Mann, der meines edlen Freundes Huß' Werk besser zu schützen und zu fördern fähig wäre. In diesem Sinne wirke

ich, seit ich in Ungarn bin; und auch Ihr dient einer guten Sache, wenn Ihr die Rolle durchführt, die der König Euch vorgeschrieben, so schwer sie Euch auch fallen mag."

„Es ist mir noch nicht Alles klar," antwortete Volkmar, „doch mögt Ihr besser wissen, was Eurem Vaterlande frommt."

„Ihr werdet Freunde finden in Prag," fuhr der Ritter fort. „Mein Sohn Georg wird Euch ein treuer Bruder sein. Auch dem edlen Huß will ich Euch empfehlen, und Ihr werdet mir danken, daß ich Euch die Bekanntschaft dieses Gottesmannes verschafft. Ich zweifle nicht, Ihr werdet ihn in Kurzem lieben und achten, wie ich selbst. In drei Tagen sollt Ihr reisen, sagtet Ihr? Ei, das trifft sich glücklich, denn auch Ludmilla soll ihre Fahrt nach Prag um diese Zeit antreten. Der wackere Slobek, den Ihr kennt, und der sich nach der Heimath sehnt, wird sie begleiten. Wollt Ihr Euch anschließen, so wird sie einige tapfere Arme mehr zum Beistand in etwaiger Gefahr haben. Die Tochter Eures Knechtes, den Ihr doch nicht zurücklassen werdet, würde ihr die weibliche Dienerschaft ersetzen. Wollt Ihr Eure Ritterdienste meiner Tochter weihen?"

„Mit tausend Freuden!" rief der Jüngling entzückt, daß der kühnste Wunsch seiner Gedanken übertroffen. Die flammende Röthe seines Antlitzes hätte des Jünglings Gefühle dem Vater verrathen müssen, hätte dieser darauf geachtet.

„Ich weiß, daß Ihr den Werth dessen zu schätzen wißt, was ich Eurer treuen Obhut anvertraue!“ redete Dobrowicza weiter. „Ihr werdet mit Eurem Leben mein Kleinod beschützen und Ludmilla wohlbehalten in die Arme ihres künftigen Gatten führen, der Euch durch treue Freundschaft vergelten wird.“

Wie ein Messer durchschnitt die Erwähnung von Ludmilla's Brautstand des Jünglings Herz; doch zwang er sich, unbefangen zu bleiben. „Eher müsse mein Blut die winterliche Flur färben,“ rief er emphatisch, „ehe ein Feind eine Locke ihres Hauptes krümmte! Wie bin ich beneidenswerth, daß Ihr zu einem so holden Dienste mich auserseheu! — Erlaubt, Jungfrau,“ wandte er sich an die bebende, befangene Ludmilla, „daß ich mich zu Eurem Ritter weihe; und wenn der goldene Sporn auch meinen Fuß nicht ziert, so sollt Ihr doch erfahren, daß mir weder ritterlicher Sinn, noch Muth gebricht. Ja, ich sehne die Gefahr herbei, um Euch zu beweisen, wie gern ich mein Leben gegen Eure Sicherheit als Pfand einsetze.“

Dobrowicza lächelte. „Besser wohl ist es, Junker,“ sagte er, „es thut nicht noth, daß Ihr Euer Schwert entblös't, und Ihr kommt friedlich gen Prag. Es werden Euch noch andere Lorbeeren grünen, die nicht unter der Todesangst eines schwachen Weibes wachsen. Gebe der Himmel Euch sonnige Tage auf der langen Reise. Ungern geb' ich mein Kind dem launischen Winter preis, aber es muß also sein!“

Eine heitere Unterhaltung überflügelte die Wehmuth, die der Gedanke an Trennung von dem geliebten Kinde auf des Ritters Stirn gelagert. „Bald hoff' ich Dich wiederzusehen, Ludmilla," sagte er, „und auch Euch, mein junger Freund, den ich, Gott weiß es! wie einen Sohn liebe; denn bald müssen ja die Zügel der Regierung der Hand des Trunkenbolds Wenzel entsinken, und wenn ein thatkräftigerer Herrscher Libussa's Thron besteigt, dann ist meine Sendung vollendet, und ich kehre in die heißgeliebte Heimath zurück, wo mir alle Herzen schlagen, die mir theuer sind! Dann tritt mir Ludmilla, vielleicht mit einem holden Säugling auf dem Arm entgegen, und ich denke der Zeit, wo Deine Mutter, Ludmilla, mit meinem Erstgeborenen mir entgegentrat."

In der Jungfrau Brust wogte es heiß; ein schwerer, schmerzlicher Seufzer erstarb auf ihren Lippen. Sie fühlte ihr trauriges Loos, einem ungeliebten Mann, mit einer andern Liebe im Herzen, angehören zu müssen, um so tiefer, als der Vater süße Hoffnungen der Zukunft darauf baute. Und als Volkmar fort war, da drängte sie's mehr als einmal, sich dem Vater zu Füßen zu werfen, ihm ihre Liebe zu entdecken, um seinen Segen zu flehen. Aber eine unbezwingliche Scheu hielt sie dann wieder zurück. Sie wußte, daß Dobrowicza mit einer Bestimmtheit von dieser Verbindung sprach, die jeden Einwand abschreckte, daß er nimmermehr das seinem Jugendfreunde gegebene Wort zurücknehmen werde.

So mußte sie ihren Gram still in sich verschließen, und noch dazu all' ihre Mienen und Worte bewachen, damit sie ihr Geheimniß nicht verriethen und ihr den süßen Trost raubten, wenigstens noch eine Zeit lang in des Geliebten Nähe zu weilen. Wie ein spielendes Kind sah sie die Gefahr nicht, die sich verrätherisch in Rosen hüllte.

Volkmar kam fröhlich in die Königsburg zurück. Die Reisetage, die er mit Ludmilla verleben sollte, dünkten ihm eine Ewigkeit voll Wonne. Er pries die spätaufgehende und frühscheidende Wintersonne, die nur kurze Tagereisen gestattete. Er dachte schon nicht mehr an den Bräutigam, dem er selbst die Geliebte zuführen sollte; denn er war entschlossen, Alles an ihren Besitz zu setzen, sie dem Gegner mit dem Schwerte abzukämpfen, sollte es nöthig sein. Erfüllte der König sein Versprechen, so mußte sich ja der böhmische Edle hochgeehrt fühlen, seiner Tochter Hand in die seinige zu legen. Hochfliegende Plane durchkreuzten sein Gehirn, und die allzeit freundliche Hoffnung wiegte auch seine Zweifel in Schlummer. Daß er das Vertrauen seines sorglosen Freundes täusche, kam ihm wohl in den Sinn; aber er beschwichtigte die ernst mahnende Stimme des Gewissens durch Trugschlüsse. „Er wird es mir danken, daß ich ihn vor einer Grausamkeit bewahrte!" sprach er zu sich selbst. „Geht das Recht des Vaters so weit, daß er sein Kind verkaufen kann, ehe dies selbst unterscheiden gelernt hat? Ein Leben voll Schmerz

und Gram ist Ludmilla's Loos, wird des Vaters Wille vollzogen; ich biet' ihr ein Leben voll unendlicher Lust. Sie, die schüchterne Taube, wagt nicht, den Vater an seine heilige Pflicht zu erinnern; so will ich für sie handeln und ihr Glück erringen!"

„Freue Dich, alte Seele!" rief er Gregor zu, den alten Mann stürmisch umarmend. „Es geht fort aus der Ungarnhauptstadt, fort aus dem ganzen Ungarnlande, das Dir so mißbehagt!"

„Zieht Ihr in die Heimath zurück?" fragte der Alte in freudiger Erwartung.

„Nicht in die Heimath; doch in ein Land, das meine zweite Heimath werden soll!" antwortete Volkmar. „Nach Böhmen geht es, in Libussa's prächtige Stadt. Von dort kannst Du leicht in das Vaterland gelangen, wenn es Dich nach der märkischen Erde zieht, Du treues Herz! Ich gebe Dir gern Urlaub und trenne mich auf ewig von Dir, wenn Du im Lande Deiner Väter sterben willst."

„Ihr wißt ja, daß ich nicht von Euch weiche," entgegnete Gregor fast unwillig. „Es stirbt sich überall leicht, so man nur ein frei Gewissen hat, und das hab' ich, Gott sei Dank! Sorge macht mir nur mein Mädel, das ich doch nicht zurücklassen kann. Sie freut sich zwar kindisch auf die Reise, aber ich glaub', es paßt sich doch nicht so recht."

„Vortrefflich paßt sich's, mein Alter! Denn wisse, daß wir noch Gesellschaft bekommen, eine gar feine,

holde Gesellschaft, die Tochter unseres Freundes des Ritters Dobrowicza. Und die schöne Ludmilla könnte fürwahr nirgends ein lieblicheres Zöfchen finden, denn Meta."

König Siegmund konnte die reizende Ludmilla nicht vergessen; ihre Schönheit hatte ihn so bezaubert, daß er ernstliche Plane gebaut hatte, sie zu besitzen; der gewandte Sieger über Frauenherzen war aber, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, auf Schwierigkeiten gestoßen, die schwerlich zu überwinden waren. Aus den frommen Augen des Mädchens leuchtete ein so keuscher, reiner Sinn, daß selbst Siegmund eine gewisse Scheu fühlte, diesen klaren Seelenspiegel durch einen Hauch unlauterer Leidenschaft zu trüben. Rücksichten gegen den böhmischen Ritter verboten ihm aber auch, den Vater mit der Tugend der Tochter feindseligen Planen zu reizen. War er nun auch gezwungen, seine Wünsche zu unterdrücken, so wollte er sich doch einen heimlichen Triumph bereiten, indem er den berühmtesten Schönheiten Buda's das einfache, aber unendlich liebreizende Kind entgegenzustellen und jene durch dieses zu verdunkeln dachte. Ein Vorwand war bald gefunden. Die Ankunft eines päpstlichen Legaten bot die Veranlassung, Alles was mit dem Hofe in näherer oder entfernterer Beziehung stand, um die Person des König zu versammeln.

Der glänzende Königssaal füllte sich mit prächtig geschmückten Männern und Frauen. Alle jedoch über-

strahlten an Pracht der König und die Königin. Letztere glich einer Fürstin des Morgenlandes, einer Fee, die, in Besitz ewiger Schönheit, stolz auf die Erdentöchter herniedersieht, deren Reize sterblich, wie die Blumen des Feldes. Durch das schwarzglänzende Haar schlang sich der goldene Königsreif, aber brennender als die Diamanten darin waren ihre Augen. Der Hermelinmantel umwallte die stolzen üppigen Formen, der kleinste Fuß, dessen Haut rosig durch die seidenen Strümpfe schimmerte, mit Ringen geschmückt, stahl sich unter dem Gewande hervor. Alle Blicke flogen bewundernd nach ihr.

„Wann wird Euer Wunderkind erscheinen, mein Gemahl?" fragte Barbara mit einem spöttischen Zug um den Purpurmund. „Ihr spannt die Erwartung hoch; die Arme müßte mehr als himmlischen Reiz haben, wollte sie diese Erwartung erfüllen."

„Ich bange nicht um Ludmilla's Sieg!" antwortete der König lächelnd. „Sie hat nicht Eure Augen, nicht Eure Gestalt, sie ist nicht die Königin der Schönheit, die leuchtende Sonne, wie Ihr; aber sie ist eine Göttin an Anmuth und Liebreiz, und ohne Neid werdet Ihr den nächsten Platz nach Euch ihr gönnen."

„Sollte die Königin von Ungarn ein Weib beneiden dürfen?" sprach Barbara dagegen.

„Bei meiner Krone, nein!" antwortete Siegmund. „Und doch will die Schönheit stets allmächtig herrschen und auf die anderen Frauen hinabsehen, wie auf Sclaven.

Nur Ludmilla ist voll Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, sie ist sich ihrer Schönheit nicht bewußt, wie das Veilchen, das seinen Reiz unter grünen Gräsern birgt."

„Und doch sagt Ihr, daß Eure Hauptstadt diesen Diamant verliere?"

„Der Verlust ist nicht zu hindern. Der wunderliche Vater sendet sie nach Böhmen, wo sie seit frühester Kindheit einem Manne verlobt ist."

„Ein Glück, daß Ihr bald König von Böhmen heißen werdet!" spöttelte Barbara.

In Siegmund's Antlitz flammte es auf in flüchtigem Roth; eine allgemeine Bewegung, die im Saal entstand, ersparte ihm die Antwort. Dobrowicza war mit seiner Tochter eingetreten, und alle Blicke flogen nach der wunderholden Erscheinung und hafteten darauf, wie Eisen am Magnet. Fast jedem Munde entfloh ein bewunderndes „Ah!" und selbst die Königin mußte sich im tiefsten Grunde ihres Herzens gestehen, daß das bescheidene, anspruchslose Mädchen ihr eine gefährliche Nebenbuhlerin sei; sie stand auf einmal allein, unbeachtet, unbewundert, und mit Groll im Busen warf sie wilde Gluthblicke nach der Glücklichen.

Ludmilla war aber auch über allen Ausdruck schön; ihr einfach weißes Atlasgewand umhüllte wie eine Wolke die edlen, schlanken Glieder, eine Perlenschnur wand sich durch das blonde Haar, eine andere umschlang den schneeig weißen Hals; es war fast der einzige Schmuck, den die Kunst dem hinzugefügt, mit welchem die gütige

Mutter Natur sie ausgestattet. Der König fühlte sich selbst überrascht; denn als sie die schüchtern gesenkten Augen aufschlug, da wehte es ihm weich und mild, wie eine warme Sommernacht entgegen, und ihre Wangen blühten wie Rosen. Sie erschien ihm eine Andere, nicht mehr das scheue Kind, das ahnungslos in's Leben blickt, sondern die von einer höhern Empfindung durchgeistigte, durchglühte Jungfrau. Er wußte nicht, daß die Poesie der Liebe über sie gekommen und einen vollen, klingenden, duftenden, farbenprangenden Frühling in ihrer Brust geweckt.

Siegmund trat ihr entgegen und hieß sie willkommen; dann faßte er ihre Fingerspitzen und führte sie zu der Königin. Als sie den Gruppen ihrer stummen Bewunderer vorüberwandelte, fiel ihr Blick auf ein wehmüthig schwärmerisches Jünglingsantlitz, das ihr mit den hellen Augen so tief in die Seele schaute, und sie erröthete tief und fühlte sich befangener als je in dieser glänzenden Umgebung. Die Königin sprach mit freundlicher Herablassung zu ihr; die Arglose fühlte nicht, daß in jedem der gleißenden Worte ein Dolch sich barg, daß jedes Liebeswort aus einer Quelle des Hasses kam. Ludmilla konnte fast kein Wort hervorbringen vor Verlegenheit und Beschämung, und als die Königin mit eiskaltem Lächeln sprach: „Nun gebt Eure seltene Schönheit der Bewunderung preis; ich bin nicht selbstsüchtig genug, um allein Anspruch auf Sonnenschein und Sternenglanz zu machen," da durchfröstelte

sie ein leises Weh', sie fühlte sich unendlich einsam, und ihr Auge fiel wie Hülfe suchend auf Volkmar, der den trunknen Blick noch nicht von ihr verwandt. Mit ehrfurchtsvoller Verbeugung trat sie von der stolzen herzlosen Frau zurück und fühlte ihr Herz erleichtert, als sie den Vater wieder an ihrer Seite sah.

Barbara sah ihr mit spöttischem Lächeln nach; sie war sich bewußt, die Arme, Schuldlose verletzt zu haben, und freute sich darüber; sie genoß in ihrem argen Herzen einen unbeneidenswerthen Triumph. „Nun, Junker," fragte sie Volkmar, dem Unbeweglichen einen Schritt näher tretend, „seid Ihr auch bezaubert von diesem Feenkinde?"

Volkmar sah erschrocken, in seinen tiefsten Gedanken gestört auf: „Wie befehlt Ihr, hohe Frau?" versetzte er.

„Eure Frage beantwortet die meine," entgegnete sie lachend. „So ist es denn wahr, daß diese stumme Schönheit mit einem Zauberer im Bunde ist, um alle Männerherzen zu verdrehen. Verblendete, Ihr sehet Alle nicht so tief, als ein Weib! Ich glaube, den Zauberer zu kennen. — Arme Thoren, die Ihr Eure Herzen in einem allerdings feingewobenen, aber doch trugvollen Netze fangen laßt!"

„Dies Netz ist ihre Schönheit, ihre Unschuld, ihre Jungfräulichkeit!" antwortete Volkmar, von dem verdächtigenden Spotte der Königin unangenehm berührt.

„Ihr seid selig in Eurem Glauben, und ferne

sei's von mir, ihn erschüttern zu wollen! — Treuloser," fügte sie mit einem heißen Blick hinzu, „Ihr seid ein Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert!"

Der Jüngling fühlte ihr leidenschaftlich loderndes Auge, aber er war gewappnet gegen die Versuchung, ihr niedriger Hohn hatte ihn noch mehr gewappnet; er fühlte keinen Funken Liebe, aber desto mehr Verachtung für das buhlerische Weib. „Ich fand nur eine Blume," sprach er.

Barbara mißverstand ihn. Mit voller Gluth erwachte ihre Leidenschaft wieder für den Jüngling. „Und doch suchtet Ihr sie nicht wieder, als zweimal Euch ein unseliger Zufall vertrieben! War es Scheu oder Stolz, was Euch ferne von mir hielt?"

„Königin!" versetzte Volkmar betroffen, doch alsbald wieder gefaßt, „ich fürchtete, noch einmal Eure Beichte zu stören."

Obgleich Barbara die Ironie aus diesen Worten nicht heraushörte, so erschrak sie doch; aber sie bezwang sich und versetzte lachend: „Unnütze Furcht! Pater Dominik hat als mein Beichtvater gar viel müßige Stunden. Nur zuweilen setzt er meiner armen Seele mit gottseligen Ermahnungen zu, meine Sündenlast in seine Brust abzuschütteln. Ihr werdet den wunderlichen Kauz nicht mehr bei mir finden, Junker! Der Legat hat mich eine Weile von ihm befreit. Seht Ihr, wie vertieft er mit dem Hochwürdigen im Gespräch, also

daß er selbst Dobrowicza's Wunderkinde nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenkt!"

So angelegentlich und ausschließlich aber auch Pater Dominik mit dem Legaten zu verkehren schien, so entging ihm doch kein Zug im Antlitz der Königin. Er gewahrte die heißen Blicke, die sie dem Jüngling zuwarf, und sein Herz kochte Groll gegen den Schuldlosen. Als Volkmar durch den Grafen von Cilly, der ebenfalls die Unterredung mit Falkenaugen beobachtet hatte, aus seiner unheimlichen Lage erlös't wurde, rief ihn Pater Dominik zu sich. Der Junker folgte dem Rufe mit Widerwillen, verbeugte sich ehrfurchtsvoll gegen den Legaten und wandte sich mit den eiskalten Worten an den Pater: „Was wünscht Ihr, Ehrwürden?"

„Ich vernehme," antwortete Dominik mit glatter Freundlichkeit, „daß wir nicht lange mehr die Freude haben werden, Euch zu besitzen, daß der König Euch nach Prag sendet. Nun möcht' ich Euch um eine Gefälligkeit bitten, die Euch zugleich von Nutzen sein kann. Ich habe einen gar lieben Freund dort, einen geistlichen Herrn, der hohen Ansehens genießt. Ich würde Euch seiner warmen Freundesſorge empfehlen, wolltet Ihr Euch mit einem Brief an ihn belasten."

„Ich dien' Euch gern," versetzte Volkmar.

„So werd' ich Euch heute noch das Schreiben senden," sagte der Pater, „und zwar durch den Pagen

Bruno, den Ihr ja kennt. Ich wünsch' Euch glückliche Reise und ihren trefflichen Erfolg!"

Volkmar dankte kalt und ging.

„Wer ist der junge Mann?" fragte der Legat.

„Ein Deutscher und seit Kurzem des Königs Liebling," antwortete der Pater. „Ich habe meine eigenthümlichen Gedanken darüber; das Wunderbarste ist, daß noch Niemand dieselbe Vermuthung zu hegen scheint. Der König sendet ihn nach Prag, wahrscheinlich in geheimen Aufträgen, die böhmische Königskrone betreffend, wonach Siegmund mehr als je gelüstet."

„Es wäre die Frage, ob wir von Siegmund uns Besseres zu versehen haben, als vom Trunkenbold Wenzel!" schaltete der Legat ein.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht!" versetzte Dominik. „Es würde die Frage sein, wie hoch ihn die Erwerbung dem apostolischen Stuhle verpflichtete. So viel ist gewiß, daß die Kirche dort eines kräftigen Streiters gegen Ketzerei und Unglauben, der sich immer breiter macht, bedarf. Eben so gewiß ist aber, daß eine ketzerische Partei Hoffnungen auf Siegmund setzt, die dieser, leider muß ich es gestehen! wohl verwirklichen könnte. Gelingt es, den deutschen Junker mit der ketzerischen Lehre zu befreunden, so befürcht' ich einen schädlichen Einfluß. Dies zu verhindern, ist der eigentliche Zweck meines Briefes, den ich dem Deutschen mit nach Böhmen geben will. Ihr werdet mir das Zeugniß nicht versagen können,

daß ich als eifriger Diener der heiligen Mutter Kirche ihre Wohlfahrt stets vor Augen und im Herzen habe. Leider kommt das Aergerniß von Oben und leistet der Ketzerei allen erdenklichen Vorschub. Dies unselige Schisma zersplittert die Macht der Kirche im Innern und nach Außen."

„Wir haben die Hoffnung, daß es bald ein Ende nehmen wird!" entgegnete der Legat. „Es ist der Hauptzweck des nach Pisa zusammenberufenen Conciliums, den ärgerlichen Zwiespalt durch thatkräftigen Entschluß zu enden. Legt bis dahin Keiner freiwillig den Hirtenstab St. Petri nieder, so wird die Synode sie Beide der Tiara für verlustig erklären und ein neues Kirchenoberhaupt wählen."

Pater Dominik schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich sehe kein Ende des Unheils ab," sagte er. „Der Papst war bisher das untrügliche, unantastbare Haupt der Kirche, die Fleisch gewordene Idee des Christenthums; es ist nicht gut, wenn die Kirche selbst diese Idee vernichtet, den Fürsten und Völkern das Beispiel giebt, daß der Schlüssel St. Petri seinem Träger genommen werden kann. Die Blinden, die nicht erkennen, was ihnen selbst frommt!"

„Wohl habt Ihr Recht, Pater!" versetzte der Legat seufzend. „Und doch vermag ich kein anderes Ende abzusehen!"

Der herantretende König unterbrach das Gespräch. Dominik trat ehrfurchtsvoll zurück, während sich zwi-

schen Siegmund und dem Legaten eine ernste, eifrig geführte Unterhaltung entspann, die in immer tiefere Fragen eindrang und den König endlich so ausschließlich beschäftigte, daß er der Gesellschaft ganz entrückt zu sein schien. Auch der Palatin wurde hinzugezogen, und im Saale flüsterte man sich's halblaut in's Ohr, daß eben um die böhmische Königs- und deutsche Kaiserkrone gefeilscht werde.

Ludmilla war fortwährend von einer Schaar Bewunderer umringt, deren lästige Schmeicheleien sie durch Scherze abzuwenden bemüht war. Mit dem ihrem Geschlechte eigenthümlichen Takte hatte sie sich schnell auf dem ihr ungewohnten Boden bewegen gelernt; aber sie that sich Zwang an, ihre Rolle festzuhalten. Es war ihr, als lege sich ein Eispanzer um ihre warme, fühlende Brust in der Fluth geheuchelter Worte und Empfindungen, in der sie wider ihren Willen schwimmen mußte. Volkmar ließ sie nicht aus den Augen. Es that ihm wehe, 'sie anscheinend so heiter und unbefangen zu sehen; er hätte vielleicht den verleumderischen Worten der Königin Glauben zu schenken begonnen, hätte der Genius der Unschuld nicht noch mitten unter den neckenden Geistern des Scherzes den Thron auf Ludmilla's reiner Stirn behauptet. Und wenn ihn ihr inniger, gleichsam um Vergebung flehender Blick traf, da sank er in Gedanken reuevoll vor ihr nieder und bat ihr alle und jegliche bösen Zweifel ab. Als er einen Augenblick erhaschen konnte, wo der Kreis um

sie sich lichtete, beugte er sich zu ihr nieder und flüsterte: „Wie befindet sich mein Herz unter diesen Larven?"

„Ach, unsäglich übel!" antwortete sie. „Ich bin so fremd hier, daß ich mit Zungen sprechen muß, die ich selbst nicht verstehe. O wären wir fern von diesem Prunk, der, wie Du sagst, nur Larven bedeckt!"

„Ja, wären wir fern!" seufzte der Jüngling. „Ich bin eifersüchtig auf jeden Blick, den sie Dir stehlen, auf jedes Wort, das sie Deinen Lippen entlocken! Ich werde glücklich sein, wenn wir einsam durch's Gebirge wandeln, wo der hohe Himmel sich über uns wölbt und unsre Schwüre hört, wo kein Fremdes sich zwischen unsre Herzen drängt! Freust Du Dich nicht darauf, Ludmilla?"

„Vergieb mir, daß ich's nicht so recht von Herzen vermag!" bat die Jungfrau. „Mir bangt davor, so daß ich oft den Vater bitten möchte, mich allein den Weg wandeln zu lassen, der mir nicht erspart sein soll. O denkst Du denn nicht an das freudlose Ziel, das meiner harrt?"

„Ich denke wohl daran, aber ich hege zugleich die Zuversicht, es zu besiegen!" versetzte Volkmar. „Und wartete morgen der Tod auf uns, so wollen wir heute des Lebens Wonnebecher in seligen Zügen schlürfen! Laß Dir nicht bange sein, Geliebte! Die einsame Reise wird uns zum Glück, zum Frieden führen; der starre Winter wird sich beugen unter unserm Fuß, unsere Liebe wird die schneeige Einöde in ein Paradies ver-

wandeln, aus dem uns ein Frühling voll Blumen, Laubesgrün und Vogelsang entgegenblüht, entgegenjubelt!“ Ludmilla sog die begeisterten, tröstenden Worte des Jünglings, wie die Biene süßen Blumennektar; sie lächelte selig, wehmüthig, überredet, doch nicht überzeugt.

Wie ein Alp fiel es ihr von dem Herzen, als der König, der sich lange mit ihr unterhalten, das Zeichen zum Aufbruch gab, und sie des lästigen Zwanges ledig wurde. Die kalte Winterluft umfächelte sie wie Frühlingsathem, als die Hallen und Mauern der Königsburg hinter ihr zurückwichen. Dobrowicza war schweigsam ernst; der Schmerz der nahen Trennung nagte wohl an seinem Herzen.

Volkmar hatte seine Briefe in Empfang genommen und war zur Abreise bereit; die aufgezäumten Rosse scharrten schon den Boden, und Gregor war beschäftigt, das Gepäck zu ordnen. Der König hatte den Jüngling freigebig ausgestattet, in Auftrag seines Vaters, wie er sagte; und diesem schwoll das Herz vor Lust, wenn er an die nächste Zukunft dachte. Deshalb war er auch mit seinen Gedanken anderswo, als Siegmund ihn zum letzten Lebewohl zu sich beschied, und theilte die Rührung nicht, die den König sichtbar übermannte. „Geleite Dich Gott!“ sprach dieser. „Mögest Du so handeln, daß ich dem Vater Dich bald an's Herz legen darf! Sei klug und treu! Diese Worte sind das Einzige, was ich Dir als Lebensregel mitgebe;

sie führen Dich zum Glück, zum Heile! Mannichfaltige Verführungen werden Dir nahe treten, Dich berücken; doch habe stets die Bahn vor Augen, ohne welche Du wie ein einsamer Stern verlöschen wirst. Laß bald von Dir hören und lebe wohl, Sohn meines liebsten Freundes!" Er umarmte den Jüngling und küßte ihn.

Im Fluge sprang er die Treppen hinab und fand Gregor, wie er schon den Steigbügel zum Aufsitzen bereit hielt. Freigebig vertheilte der Junker Münzen unter die gaffende Dienerschaft, schüttelte einigen Bekannten die Hand, schwang sich blitzschnell in den Sattel seines Rosses und ließ es den Druck seines Schenkels fühlen. Gregor hatte seiner Tochter auf das für sie bestimmte Maulthier geholfen und selbst seinen Klepper bestiegen. Das Thor öffnete sich, die Zugbrücke fiel, und von Glückwünschen der Beschenkten begleitet, verließ die kleine Cavalcade das Königsschloß.

Vor Dobrowicza's Wohnung wurde gehalten. Auch hier standen die Rosse schon bereit, Slobek in voller Wehr, einen schneeweißen Zelter am Zaum haltend, der für das Fräulein bestimmt war. Volkmar sprang ab und eilte nach den Zimmern seines Freundes. Slobek ließ sich mit Gregor in ein Gespräch ein und sprach seine Freude aus, die Reise in so lieber Gesellschaft machen zu können. Er warf dabei einen flüchtigen Seitenblick auf Meta, den diese nicht beachtete

oder nicht beachten wollte. Es war klar, daß das Mädchen dem Böhmen ein ungewöhnliches Interesse einflößte, aber sein Benehmen gegen sie war befangen und scheu; die wenigen Worte, die er an sie zu richten wagte, waren zitternd gesprochen, seine Augen suchten den Boden, wenn sie ihn mit den dunkeln Sternen ansah. Um so mehr beschäftigte er sich mit dem Alten, und Gregor hatte ihm in wenig Minuten Geschmack abgewonnen, abgesehen von der Verbindlichkeit, die er ihm schuldete.

Ludmilla's weiße zitternde Hand ruhte in der gebräunten Rechte des Vaters; ihre Wangen waren thränenbleich, an ihren gesenkten Wimpern hingen zwei goldhelle Tropfen. Dobrowicza's Stimme schwankte, als er zu ihr sprach: „So behüte Dich Gott, mein Kind, und sei mit Dir auf allen Deinen Wegen! Wenn des Vaters Segen und seine heißen Wünsche zum Himmel steigen und Wiederklang dort finden, so wird Dein Lebenspfad von den herrlichsten Rosen umblüht sein, so wird ein Paradies von Glück sich auf Dich herabsenken und der bittre Schmerz wird ewig von Dir ferne bleiben. Ja, mein Kind, dies war mein brünstiges Gebet Tag und Nacht, und alle meine Sorgen gingen dahin, Dir ein Loos zu bereiten, das Deines frommen Herzens, Deiner ganzen spiegelreinen Seele würdig sei! Gefällt es Gott, so sehen wir uns bald wieder, freudiger als wir scheiden! Ich lasse Dich unter der ritterlichen Obhut eines Freundes, der nie

vergessen wird, was er Deiner und seiner Ehre schuldig ist! — Nicht wahr," wandte er sich an Volkmar, „Ihr versprecht es mir, daß Ihr Ludmilla mit dem letzten Blutstropfen schützen wollt?"

„Ich versprech' es bei dem Haupte meines Vaters!" antwortete Volkmar aufgeregt.

„Ich glaub' Euch, denn ich les' es in Euren Augen, daß Ihr Wort halten werdet!" fuhr der Ritter fort. „Der Vater vertraut Euch sein liebstes Kleinod, seine Tochter, Ihr werdet dies Vertrauen zu schätzen und zu rechtfertigen wissen, und so geb' ich auch Euch meinen Segen!"

Auf Ludmilla's Wangen brannte lichte Rosengluth; sie fühlte ihr Unrecht, vor dem so zärtlich besorgten Vater ein Geheimniß zu haben, und ihre Lippen bewegten sich, es zu offenbaren; aber Volkmar, der errathen mochte, welchen Kampf ihr Herz zu bestehen hatte, senkte einen so tiefen, bittenden Blick auf sie, daß sie mit einem leise verhauchenden Seufzer schwieg. Ihre Hand ruhte noch immer in der des Vaters, sie wagte nicht, sie daraus zu lösen.

„Leb' wohl, leb' wohl!" sagte Dobrowicza endlich und hatte Mühe, die hervorquellenden Thränen zu verbergen, die sich in dem Ton der Stimme nur allzu sehr offenbarten. Da warf sich die Jungfrau mit allem Ungestüm der Leidenschaft an seine Brust und rief unter Schluchzen: „Vater, Vater! Laß mich nicht von Dir!"

„Es muß so sein!“ erwiederte der Ritter mit erzwungener Festigkeit. „Gedenk' an das Wiedersehen! Leb' wohl!“ Er drückte noch einen Kuß auf ihre Stirne und lös'te sich dann sanft aus ihrer Umarmung. „Leb' wohl!“ flüsterte Ludmilla tonlos und wandte sich zum Gehen.

„Lebt wohl, Ritter!“ sagte auch Volkmar, „und baut auf mein Versprechen!“ Stumm schüttelte Dobrowicza seine Hand.

„Ludmilla!“ rief der Ritter noch einmal, so weich und flehend, als komme das Wort aus einem schmerzbewegten Mädchenherzen, nicht aus der Brust eines starken Mannes. „Noch einen Kuß, den letzten — auf lange Zeit!“

Ludmilla flog an seinen Hals und bedeckte seine bärtigen Lippen mit Küssen. „So ist es gut!“ sagte er. „Nun geht und Gott sei mit Euch!“ Er ging mit raschem Schritt von dannen, und Volkmar leitete seine schöne Schutzbefohlene zu den Rossen.

„O Volkmar, mir ist so bange!“ flüsterte sie, sich an ihn schmiegend.

„Fürchte Dich nicht, mein Lieb!“ versetzte er tröstend. „Es wird Alles, Alles gut werden!“ Er half ihr den Zelter besteigen und hüllte mit zärtlicher Sorge den wärmenden, pelzgefütterten Mantel um sie. „Das ist Deine Herrin künftig,“ sprach er zu Meta; „sei ihr treu und willfährig zu Handen!“

Meta hatte schon den Blick auf der liebreizenden

Gestalt ruhen lassen, und ihre Wangen wurden bald blaß, bald roth; ihre Brust durchschnitt ein unsägliches Wehe, und sie preßte die Hand auf das stürmisch klopfende Herz, als wollte sie es beruhigen. Sie hatte mit dem scharfen Auge der Liebe erkannt, was Volkmar für seine holde Begleiterin fühlen mußte, und eine dunkle Ahnung bemächtigte sich ihrer, daß er auf ewig für sie verloren sei, nachdem sie kaum in ihren kühnsten Träumen auf seinen Besitz gehofft. Als Volkmar sie anredete, stammelte sie einige Worte, um ihre Ergebenheit auszudrücken und ihre Treue zu versichern.

Und nun setzte sich der Zug in Bewegung durch die menschenbelebten Straßen. Das müßige Volk gaffte ihm nach und machte Bemerkungen über das schöne Paar. Die Stadt lag hinter ihnen und die sonnig beglänzte Landschaft, die selbst noch in der Oede des Winters eigenthümliche Reize besaß, breitete sich vor ihnen aus. Volkmar ritt neben Ludmilla, und suchte die Wolken, die ihr Antlitz verdüsterten, durch lebendiges Wort, Erzählungen und Schilderungen zu zerstreuen. Und je weiter sie sich entfernten, um so freudigern Erfolg hatte seine Bemühung, und als das ungarische Königsschloß in duftiger Ferne versank, da war auch ihr Gemüth heiter, wie der blaue Himmel, der seine majestätische Kuppel über die Erde wölbte.

Sechstes Kapitel.

Man hatte schon mehrere Tagereisen zurückgelegt und noch nichts hatte die Harmonie gestört, die in der kleinen Gesellschaft waltete. Das heiterste Wetter, wie es nur der beginnende Winter bringen kann, beglückte die Erde, die sich im Glanze der Wintersonne behaglich zu dehnen und zu strecken schien. Die schneeigen Gipfel der Karpathen leuchteten in blauer Ferne; die nahen Höhen des Wiener Waldes prangten noch im dunkeln Grün ihrer Tannen. Dörfer um Dörfer schwanden vorüber, viele in ihren verbrannten Hütten, zertretenen Feldern und bettelnden Bewohnern noch die Spuren des verderblichen Krieges an sich tragend, der zwischen den österreichischen Fürstensöhnen geschlichtet werden sollte. Bewaffnete Banden zogen noch hier und da plündernd herum, aber der Geleitsbrief des ungarischen Königs hielt selbst die wildesten in Ehrfurcht.

Ludmilla schien Alles vergessen zu haben, was ihre Brust bisher bedrängt hatte; sie gab sich ganz der heitern Gegenwart hin, als ob diese nimmer enden sollte. Volkmar ritt stets neben seiner schönen Begleiterin, verkürzte ihr den Weg durch seine Unterhaltung und sorgte mit der Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit eines Liebenden für ihre kleinen Bedürfnisse. Er half ihr vom Rosse, wenn sie ruhen wollte, und bot ihr die Hand, es wieder zu besteigen; in den Herbergen war

ihr Wohlergehen seine erste Sorge, und auf der Straße hütete er sie, daß ihr Zelter keinen falschen Tritt thue. Für dies Alles fühlte er sich reich belohnt, wenn ihr warmer Engelsblick ihm dankend in die Seele leuchtete, oder wenn ihr sanfter Händedruck aussprach, was der Mund verschweigen wollte. Auch die übrige Reisegesellschaft befand sich in ihrer Art glücklich. Gregor war voll heiteren Humors, zumal als die deutsche Sprache wieder überall an sein Ohr tönte. Er unterhielt sich oft mit den Landleuten, ließ sich ihre Sorgen und Trübsale erzählen und wußte sie auf so launige Weise zu trösten, daß oft der bitterste Ernst in einem Lächeln unterging. Slobek war in anderer Art vergnügt; er trieb sein Rößlein neben das Meta's, und sein Auge ruhte mit stillem Wohlgefallen auf der Jungfrau. Er erzählte ihr von seiner Heimath, von seinen häuslichen Verhältnissen, von dem alten Vater, der seiner warte und ihm das Geschäft abtreten werde, von seinen Hoffnungen und Entwürfen für die Zukunft, von dem Sparpfennig, den er heimbringe und mit dessen Hülfe er seinen Hausstand zu erweitern gedenke, kurz von Allem, was dem glücklich beschränkten Sinne des jungen Böhmen von Interesse war; und wenn auch Meta selten darauf antwortete, ja in den meisten Fällen die Herzensergießungen ihres jungen Gefährten kaum zu hören schien, so machte dies dem Böhmen selten Verdruß. Meta war in der That die Einzige, durch deren Gemüth düstere Wolken zogen. Sie war traurig,

wenn Volkmar neben Ludmilla ritt, und bald überzog Leichenblässe, bald dunkler Purpur ihr Antlitz, wenn sie einen seelenvollen Blick, einen Händedruck erlauschte, den die Beiden tauschten. Weder Volkmar, noch Ludmilla ahnten, mit welchem Scharfblick sie beobachtet wurden, und Meta leugnete sich oft selbst, daß sie mit Willen Blick und Wort der Liebenden belausche.

Je näher man der Stadt Wien, der Hauptstadt der österreichischen Herzöge, kam, um so deutlicher konnte man bemerken, daß man sich in einem kurz zuvor vom Bürgerkriege heimgesuchten Lande befand. Bis an die Thore der Stadt hin war Alles verwüstet, und die Wege waren belagert von müßigem, wildaussehendem Volke, das der Parteienkampf um seine Habe gebracht oder das der Waffenstillstand brotlos gemacht. Hier und da streckte ein Verstümmelter die Hand bettelnd nach den Reisenden aus, dort vertrat ihnen ein zerlumpter Bewaffneter den Weg und forderte trotzig eine Wegzehrung, um in seine Heimath gelangen zu können. Es war nicht gerathen, Einem dieser Bettler etwas abzuschlagen oder ihnen gar ihr unhöfliches Benehmen zu verweisen; denn man befand sich in einem fremden Lande und durfte nicht allzu sehr auf den Schutz der Bevölkerung rechnen. Ludmilla fühlte sich von dem zur Schau getragenen Elende zum tiefsten Mitleiden bewegt; sie bat oft ihren Begleiter, der auch ihr Schatzmeister geworden war, nur ja nichts zu sparen, um die Noth der Armen zu lindern.

„Gern hätte ich Euch diesen Anblick des Jammers erspart,“ antwortete Volkmar auf eine solche Bitte, „aber welchen Weg wir auch wählen mögen, so finden wir Schaaren dieser Unglücklichen, und die Heerstraße ist dann dennoch die sicherste.“

„Hat dies Alles der Krieg gethan,“ versetzte Ludmilla, „so begreif' ich nicht, welcher Menschenfreund ihn lieben kann, und wie die Großen dieser Erde seine Fackel so leichtsinnig entzünden können, vielleicht um einer Scholle Landes oder einer Laune ihres Ehrgeizes willen! Sie sollten in die Hütten niedersteigen, ehe sie die eisernen Würfel rollen lassen; vielleicht dann schauderte ihr Herz, wenn es noch einen Funken Menschlichkeit beherbergt.“

„Ihr sucht Feigen an den Dornen, edle Jungfrau!“ fiel Gregor ein. „Menschlichkeit, was hat sie mit dem Ehrgeiz zu schaffen? Der Krieg ist ein adlig Vergnügen, wie die Jagd, und wer fühlt Mitleid mit den armen Thieren, die, zum Tode gehetzt, unter dem Zahn der Meute verbluten? Ist denn der Bauer mehr als ein Thier? Das wär' eine große Neuigkeit für die edlen Herren.“

„Wohl darf Eure schöne Seele vor den Greueln schaudern, die der Krieg bei jedem Schritt entfaltet!“ sprach Volkmar. „Der Krieg ist ein Unglück; aber jedes Uebel trägt auch den Keim zum Guten, jedes Unglück ein verborgenes Glück in sich, wie mir mein ehrwürdiger Lehrer so oft eingeprägt, und so denk' ich

wird es auch mit dem Kriege sein. Seht die Natur, wie sie nach langem unveränderlichen Frieden des Himmels nach einem Wassertropfen lechzt, der die dürstende erquickt, wie matt die Pflanzen ihre Häupter senken, und wie schlaff die Blätter an den Zweigen hängen! Nun umwölkt sich der Himmel, die friedliche Bläue verwandelt sich in dräuendes Schwarz, der Donner rollt furchtbar durch die Berge, die Blitze zucken flammend durch das zerrissene Gewölk, der Regen stürzt in Bächen nieder und fragt nicht, ob er hier und da eines armen Mannes Feld verwüste. Aber nun verhallt allmälig der Donner, seltener und schwächer zuckt der Blitz, der Himmel heitert sich auf, die Sonne lacht auf die Erde nieder und spiegelt sich in den Millionen und aber Millionen Regentropfen, die Blätter und Halme schmücken, und Alles ist erfrischt, ein neues Leben puls't die Schöpfung, des armen Mannes Klagen über seine zerstörte Ernte müssen schweigen."

Ludmilla schüttelte zweifelnd den Kopf. „Der Krieg ist mehr, als ein wohlthätiges Gewitter," sprach sie dann; „er ist ein verderblicher Hagelschlag."

„So nehmt einen andern Vergleich und sagt: der Krieg ist ein Aderlaß der Menschheit," antwortete Volkmar.

„An dem sie verblutet!" fiel die Jungfrau ein. „Ihr überredet mich nie, daß der Krieg etwas Anderes sei, denn ein roher Ausbruch menschlicher Leidenschaften, verderblich für gegenwärtige und künftige Geschlechter."

„Wenn Ihr denn Recht behalten wollt, so sei es!“ versetzte Volkmar. „Das aber werdet Ihr bekennen müssen, daß der Krieg Tugenden entwickelt, die das Weib an dem Manne vor allen anderen schätzt.“

„Ihr meint den Muth und habt Recht, daß er die Männerseele adelt,“ erwiederte Ludmilla, „aber Ihr habt Unrecht, daß nur der Krieg diese Tugend entwickle. Jene Tollkühnheit, die blind sich in Gefahren stürzt, ist ja der rechte Muth nicht; auch der gereizte Stier wirft sich vernichtend auf seinen Treiber. Der wahre Muth blickt kühn der Gefahr in's Auge und weiß sie zu besiegen. Reißt mich vom gähnenden Abgrund, der beim ersten Fehltritt Euch selbst verschlingen würde, zurück, vertheidigt den Wehrlosen gegen den überlegenen Feind, und ich preis' Euch als muthig! Aber es giebt auch noch einen andern Muth, der nicht mit körperlichen Waffen kämpft; es ist der Muth des Geistes, der ungebeugt seine Gesinnung vertritt, der sich nicht besiegen läßt durch Drohungen weder noch durch Bestechungen, und diesen, mein Freund, halt' ich für den höchsten Muth!“

„O daß es mir vergönnt wäre, Dir zu beweisen, daß Du Deine Liebe keinem Unwürdigen schenkst!“ flüsterte Volkmar der im Eifer ihrer Rede Hocherröthenden zu. Sie senkte die Wimpern und schwieg. —

Die geräuschvolle Hauptstadt nahm unsere Reisenden auf. Hier schien die allgemeine Noth ihre Endschaft erreicht zu haben. Man sah den feisten lachenden

Gesichtern keinen Mangel an; nur hin und wieder schlich eine ärmliche verkümmerte Gestalt scheu vorüber, als schäme sie sich der Blöße ihres Elendes. Bewaffnete Haufen zogen singend, jubelnd durch die Straßen, aus den Herbergen schallte fröhlicher Tumult; die Würfel klapperten, Schweiß und Blut des armen Landmannes wurden vergeudet. Der kleine Zug unserer Freunde sah sich oft durch das Gedränge am Weiterschreiten verhindert. Ludmilla hatte ihr Antlitz in dichte Schleier gehüllt, und auch Meta hatte diese Vorsicht einigermaßen beobachtet. Dessenungeachtet konnte es nicht fehlen, daß mancher neugierige Blick die neidischen Hüllen zu durchdringen suchte, und Volkmar, Gregor und Slobek hatten Mühe, Zudringlichkeiten aller Art zurückzuweisen, was nicht selten zu ziemlich handgreiflichen Demonstrationen führte.

Lärmend war eine halbtrunkene Rotte eben im Begriff vorüberzuziehen, als die Vordersten, der Fremden ansichtig werdend, ihnen ein Halt zuriefen: „Was soll es?“ fragte Volkmar mit fester Stimme.

„Nicht so trotzig, junges Bürschlein!“ antwortete der Eine. „Wo Ihr herkommt und wohin Ihr gedenkt, wollen wir wissen, und ob die Frauen da schön sind oder häßlich, wollen wir sehen!“

„Habt Ihr ein Recht dazu?“ fragte Volkmar ruhig.

Der Andere erhob ein schallendes Gelächter. „Da hört nur den Gelbschnabel!“ rief er. „Du mußt weit her kommen, junger Gesell, da Du nicht weißt, daß

Sokol's tapfere Jungen nach Recht oder Unrecht nicht um eines Pfifferlings Werth fragen. Heda!" fuhr er zu den Frauen gewendet fort, „laßt sehen, ob Eure Gesichter des Anschauens und Küssens werth sind!" Er griff mit seiner rohen Faust nach dem Schleier Ludmilla's. Da kochte der Zorn in Volkmar's Brust gewaltig empor. „Weg da, Du ungehobelter Patron!" rief er, mit der Roßpeitsche dem Unverschämten so derb über die Finger schlagend, daß er laut aufschreiend die Hand zurückzog. Der Junker erkannte zu spät, wie sehr er sich übereilt. „Wollen wir uns das gefallen lassen?" heulte der Mißhandelte. „Pfui der Schande!" Es hätte der Mahnung nicht bedurft; die trunkene Rotte hatte nur der Veranlassung gewartet, ihre Zügellosigkeit entfesseln zu können. Die wilden Gesellen des Räuberhauptmanns Sokol knirschten Rache und drangen nun wuthschäumend auf den Jüngling ein. Gregor drängte sich an seine Seite, um ihm beizustehen, während Slobek den Rücken der angstvoll aufschreienden Frauen deckte. Volkmar hatte sein Schwert gezogen, mehr zur Abwehr, als zur Gegenwehr. Kam nicht zu rechter Zeit Hülfe, so mußte er der Uebermacht erliegen, das sah er wohl ein. Sein Zweck war daher, Blutvergießen zu vermeiden, was dem Kampfe eine rasche für ihn ungünstige Entscheidung gegeben haben würde.

Noch war es keiner feindlichen Waffe gelungen, Volkmar zu verwunden; aber sein Arm, der so gewandt das Schwert schwang, begann zu ermatten, und sehn-

suchtsvoll schaute er nach Hülfe aus. Ach, sie wollte nicht erscheinen! Bürger und Soldaten hatten sich in Menge um den Kampfplatz geschaart; aber Keiner fühlte sich berufen, zu Gunsten der Bedrängten einzugreifen; sie würden vielleicht gar noch für die Uebermacht Partei genommen haben, wäre Blut von dieser Seite geflossen. Der ungleichartige Kampf schien den Meisten Unterhaltung zu gewähren; man bewunderte die Gewandtheit des Jünglings und belachte die Bärbeißigkeit des alten Gregor.

Da in der höchsten Noth hörte Volkmar plötzlich den Hufschlag eines Rosses, sah, wie die Menge dem Dahersprengenden eine breite Gasse machte. War es Freund oder Feind? Ach, fast hatte er die Hoffnung aufgegeben, einen Freund zu finden. „Halt da!“ rief eine Donnerstimme. Im Nu wichen die Angreifenden zurück und ließen ihre Waffen sinken. Volkmar konnte frei aufathmen; auch er ließ sein Schwert sinken und betrachtete seinen Retter in der Noth genauer. Es war ein hoher stattlicher Mann in der Blüthe des Mannesalters, in reichem halb kriegerischen Gewande; die Nase war groß und kühn gebogen, auf der etwas vorspringenden Unterlippe lagerte Trotz, aus den hellblauen, von buschigen Brauen überschatteten Augen leuchtete kriegerischer Ehrgeiz, die hohe, weitgewölbte Stirne schien einem Herrscher zu gehören. Mit kurzen Worten erkundigte sich der Unbekannte nach der Ursache des Streites, und als er darüber genügende Auskunft er-

halten, herrschte er den Freibeutern zu: „Laßt ab, bei meinem Zorn! Wißt Ihr nicht, was der Mann dem Geschlechte der Frauen gegenüber schuldig ist? — Ihr aber," wandte er sich zu den Fremden, „zieht in Frieden Eures Weges; sie werden Euch ungekränkt lassen, denn ich befehle es!"

Wirklich wich die Menge zurück und machte den Reisenden freie Bahn. Volkmar wollte seinem einflußreichen Beschützer danken, aber dieser war bereits verschwunden. Ungefährdet erreichten sie eine Herberge, die freundlich und wohnlich genug war, um das bestandene Abenteuer vergessen zu machen. Für Volkmar hatte es bereits sein Schreckniß verloren, und er sprach schon mit einer gewissen Heiterkeit davon. Ludmilla machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er sein Leben so leichtsinnig der Gefahr preisgegeben. „Wir sprachen erst heute von dem wahren Muthe," sagte sie. „Das aber war Tollkühnheit, wie Ihr die Rache dieser Elenden reiztet. Nichts desto weniger danke ich Euch für den Eifer, den Ihr zu meinem Schutze bewiesen, und wünsche, Euch einst vergelten zu können."

Meta, das unter einem kriegerischen Volke aufgewachsene Mädchen war dieser Meinung nicht; für sie hatte die kecke Handlung des Jünglings etwas so Uebereinstimmendes mit ihrem Ideale von Männlichkeit, daß Volkmar nur noch höher in ihrer Achtung und in ihrer Liebe stieg.

Es war noch ziemlich hoch am Tage, und man

hätte die Reise noch eine Strecke Weges fortsetzen können; Volkmar aber fand es für gut, sich vom Herzog Leopold einen Geleitsbrief auszuwirken, da die Straße nach Böhmen zu nicht nur durch die verabschiedeten Kriegsrotten, sondern auch durch adlige Hegereiter unsicher sein sollte. Mit dem Geleitsbrief des ungarischen Königs versehen, machte er sich nach dem herzoglichen Schlosse auf den Weg und fand ungehinderten Eintritt in den Burghof. Weiter vorzudringen war schon schwieriger; von einem Hofbeamten zum andern gewiesen, ward ihm überall der ausweichende Bescheid, Durchlaucht, eben erst von einem Spazierritte zurückgekehrt, seien nicht zu sprechen. Mißmuthig darüber wollte Volkmar seinen Vorsatz schon aufgeben, als ihm das Mittel einfiel, das in solchen Fällen verschlossene Thüren zu öffnen pflegt. Die Höflinge wurden geschmeidiger, als Volkmar seine Fragen durch klingende Münzen unterstützte und von diesem Talisman geführt, gelangte er bald in das Vorzimmer des Fürsten.

Unter den hohen und niederen Personen, welche hier der Audienz harrten, fiel ihm ein baumstarker wildbärtiger Kriegsmann auf, dessen breite Brust eine goldene Kette schmückte; er hatte die Linke trotzig auf den Knauf eines gewaltigen Schwertes gelegt, das fast auf dem Boden nachschleifte. Eine rothe Narbe theilte das Gesicht fast in zwei Hälften und steigerte noch den wilden Ausdruck der groben, von Kampf und Wetter gebräunten Züge. Es war der Räuberhauptmann Sokol,

den der Herzog zu seinen Feldzügen gedungen, wie Volkmar aus leisen Aeußerungen der Umstehenden erlauschte.

Es dauerte lange, ehe an unsern jungen Freund die Reihe kam, bei dem Fürsten einzutreten. Als endlich das geschah, war er, auf's Höchste überrascht, kaum eines Wortes fähig. Der Herzog war kein Anderer, als jener Unbekannte, der ihn aus den mordgierigen Händen von Sokol's Raubgesellen befreit. Leopold bemerkte des Jünglings Ueberraschung und sagte lächelnd: „Wir kennen uns schon, wie ich sehe. Es freut mich, daß ich Euch einen Dienst erweisen konnte. Denkt nach dem, was Euch widerfahren, nichts Schlimmes von unsern guten Oesterreichern. Der Krieg ist kein Freund feiner Sitte, und Ihr hattet es noch dazu mit den wildesten Gesellen zu thun."

„Ich schätze mich glücklich, daß der sonst verdrießliche Vorfall mir Gelegenheit gab, die Macht eines Fürstenwortes zu bewundern," versetzte Volkmar.

Der Herzog fühlte sich offenbar geschmeichelt; er strich sich den Bart und ließ den Blick lange und wohlgefällig auf dem Jüngling ruhen. „Gedenkt Ihr längere Zeit in Wien zu verweilen?" fragte er.

„Nicht länger als diesen Tag und die folgende Nacht," antwortete Volkmar, „wenn es Ew. Durchlaucht bis dahin gnädigst gefallen sollte, mich und meine Begleitung mit einem hohen Geleitsbrief durch Dero Staaten zu versehen."

„Wer ist die edle Frau, die Euch begleitet?“ fragte Leopold.

Die Tochter eines böhmischen Ritters, den ich meinen Freund nennen darf, und der mich mit dem Auftrag beehrte, sein einziges Kind aus der ungarischen Königsstadt nach der Heimath, nach Prag zu geleiten.“

„Ihr kommt aus Ungarn, vom Hofe König Siegmund's?“ fuhr der Herzog mit größerem Interesse fort. „Wißt Ihr mir nichts Neues von daher zu berichten?“

„Nichts, was die tausendzüngige Fama nicht längst zu Euren Ohren getragen haben sollte,“ entgegnete Volkmar. „Mein Leben floß so fern von dem Geräusch des Hofes dahin, daß mir nichts mehr kund ward, als was bereits den Weg in's Volk gefunden hatte.“

„Wird Prag das beständige Ziel Eurer Reise sein?“ fuhr der Herzog abbrechend fort.

„Ich werde mich auf der dasigen hohen Schule der Rechtswissenschaft widmen,“ entgegnete der Jüngling.

„Hm, Ihr haltet es mit den Neueren, die mit der Feder schlichten und heben wollen, statt mit dem Schwerte!“ versetzte Leopold. „Das ist nicht gut. Der Mann wird am Ende nichts mehr gelten, und der Buchstabe wird schärfer sein, denn die Streitaxt. Jeder Wicht wird mit Sylben fechten, und die guten Schwerter werden rosten. Dann ade, Ritterschaft, dann ade, Ruhm Deutschlands! Ihr habt ein so adlig Ansehen, und ich hab' Euch die Klinge so wacker führen sehen: würd' es Euch nicht mehr behagen, im Sattel zu sitzen, als

auf der Schulbank? Bleibt bei mir, wenn Ihr adlig Gewerbe treiben wollt. Zwar hoff' ich zu Gott, der Zwist zwischen uns und unserm Bruder solle mit Gottes und König Siegmund's Hülfe gütlich vertragen werden, doch blüht uns über Nacht vielleicht ein Strauß, und im Turnier ist unser Hof in Deutschland hochberühmt."

„Ich weiß die Ehre zu schätzen, mit welcher Ew. Durchlaucht mich beglücken," erwiederte Volkmar, „und doch muß ich meinem Berufe folgen. Meine Verwandten wollen, daß ich das Recht studire, und ich meine, die Führung der Waffen lasse sich gut damit vereinigen. Das Recht als Schild in der Linken und das Schwert in der Rechten, so mein' ich, müsse es sich gut fechten lassen."

„Jeder nach seinem Glauben!" brach Leopold verstimmt ab, rief seinen Geheimschreiber, ließ den erbetenen Geleitsbrief ausfertigen, drückte mit dem Knauf seines Schwertes sein Wappen in das weiche Wachs, überreichte dem Jüngling das Document und wünschte ihm in kurzen Worten glückliche Reise. Volkmar dankte und ging.

Wohlgemuth kam er in die Herberge zurück und trat Ludmilla mit den Worten entgegen: „Wißt Ihr auch, wer unser freundlicher Beschützer war? Kein Anderer, als Herzog Leopold selbst!"

„Ich ahnte es!" erwiederte die Jungfrau. „Wessen Wort hätte auch sonst bei den Räubern so viel gegolten, als das des ritterlichen Fürsten?"

„Das ihres Hauptmanns Sokol wohl nicht minder," versetzte Volkmar, „obwohl dieser mir nicht der Mann scheint, der den Zügellosigkeiten seiner Rotte ein Halt zurufen würde. Nun, der Himmel gebe uns weiter eine gute Fahrt; es ist nicht die Schuld dieses Schutzbriefes, wenn wir in weitere Fahrniß kommen."

Der Abend war hereingebrochen, und Volkmar ließ Ludmilla mit ihrer Zofe allein, um selbst einen leckern Abendimbiß zu bestellen. Der Wirth versprach die pünktlichste Bedienung und pries seine Küche und seinen Keller als die besten der Stadt Wien. „In ganz Deutschland nicht findet Ihr kräftigere Suppen, leckerere Pasteten," sprach er, „und was den Wein betrifft, so müßt Ihr wissen, daß die feinsten Zungen ihm die Krone zuerkennen. Habt Ihr schon von den tapferen Hauptleuten Sokol und Hechtl gehört? Die Herren haben schon so manchen Kloster- und Herrenkeller durchkostet und nirgends bessere Sorten gefunden, wie sie mir selbst gesagt haben; und doch haben sie die beste Blume meines Kellers noch nicht entdeckt. Warum? Blos darum, weil die Herren oft mehr Redensarten auf der Zunge, mehr Durst in den Kehlen, als Geld in den Taschen haben. Von dieser Blume aber sollt Ihr kosten, mein schmucker Junker!"

„Recht so, mein wackrer Wirth!" entgegnete Volkmar. „Tragt nur immer von Küche und Keller das Beste auf und seht uns nicht als halbe Gäste an."

Der Wirth nickte freundlich und plauderte fort:

„Was Einem zuweilen für sonderbare Gäste über die Schwelle kommen, weiß nur der, der wie ich schon dreißig Jahre lang die Wirthschaft des »deutschen Ochsen« geführt hat. Meine Herberge ist die berühmteste unserer guten Stadt, ja ich darf sagen, ganz Oesterreichs, und kein Wunder ist es also, daß Pfaff, Bürger und Rittersmann dem »deutschen Ochsen« zuläuft. Es ist noch keine Stunde her, da kommt ein Kuttenmann, klopft bescheidentlich an und bittet um Gotteswillen um ein Obdach. Ihr könnt Euch denken, daß ich ein ziemlich saures Gesicht zog; jedennoch ist man ein Christ, deshalb biß ich in den herben Apfel und küßte dem Pater die Hand. Derselbe war aber nicht ein feistes rundes Mönchlein, wie sie jetzt auf allen Gassen zu sehen sind, sondern hager, daß die liebe Sonne hätte hindurchscheinen können. Ich kratzte mich hinter den Ohren und dachte: O wehe Deiner Küche und Deinem Keller! Der fromme Herr ist ausgehungert, wie ein Häslein im Winter, und wird nicht übel im Weinberge des Herrn arbeiten; er ist deswegen wohl nicht zu den Klosterbrüdern gegangen, sondern hat sich eine fettere Weide ausersehen. Was schafft's? frag' ich kleinlaut und glaube meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als der Mönch sagt: »Ich bitt' Euch um einen Krug Wasser und einen Bissen Brot«. An einem Bissen Brot ist noch kein Mensch verarmt, und Wasser schenkt der liebe Herrgott unentgeltlich aus; wenn der fromme Vater nicht mehr begehrt, so sind Küche und Keller wohlgeborgen. Da der

geistliche Herr so genügsam war in Speis' und Trank, beschloß ich ein Uebriges zu thun und ihm eine gute Lagerstatt zu bereiten. Denkt Euch, er schlug es aus und begehrte bei den Rossen im Stalle zu schlafen; »auch Jesus, unser Heiland, sei in einer Krippe geboren«, sprach er. Denkt Euch! Ein Mönch, und verschmäht Wein und weiche Kissen! Nun liegt er neben Euren Rossen auf dem Stroh!"

„Das ist Pater Sever und kein Anderer!" rief der Jüngling und begab sich nach den Ställen, um sich von der Wahrheit seiner Vermuthung zu überzeugen. Im Begriff, die Stallthüre zu öffnen, hörte er im Innern ein seltsam schallendes Geräusch, wie auf einen nackten Körper fallende Geißelhiebe, und dumpf gemurmelte Worte. Er lauschte mit angehaltenem Odem und vernahm den Inhalt eines Gebetes, das in brünstig flehendem Tone hervorgestammelt wurde. „O Herr," hörte er sprechen, „laß Dir das Opfer Deines demüthigsten Knechtes wohlgefallen, und vergieb ihm nicht nur seine Sünden, sondern geh' auch um seinetwillen mit der ganzen Welt nicht allzu streng in's Gericht. Du, o heiliges Gotteslamm! hast Dich schlachten lassen für die sündige Menschheit, Du warst groß im Himmel, und hattest auf Erden keinen Raum, wohin Du Dein Haupt legtest, Du ließest Deinen heiligen Leib geißeln, und Dein Haupt mit Dornen krönen: siehe, Dein Knecht sehnt sich, Dir nachzueifern, und ist freudig bereit, zu sterben für Dich, wie Du für ihn gestorben. Sieh',

ich geißle meinen Leib mit Ruthen und bete bei jedem Streiche, daß jeder Blutstropfen, der von meinem Fleische rinnt, eine Sünde tilge. Mein Geist ist voll Sehnsucht, Dir nachzustreben, und möchte sich geläutert gen Himmel schwingen, aber das Fleisch zieht ihn wie ein Gewicht zur Erde zurück. Weiche von mir, du sündige Lust, gieb den unsterblichen Geist frei, du stinkiges Gefäß aus Staub und Koth!" Und immer heftiger schallten die Geißelhiebe, und dunpfe Gebete entströmten den Lippen des Mönchs.

„Mir durchfröstelt's alle Glieder!" sagte der Wirth, der ebenfalls herzugetreten war und gelauscht hatte. „Hilf Himmel, welch' ein Nachtimbiß! Und dieser Knochenmann will noch sündige Begierden haben, und das Gewicht eines Körpers soll ihn zur Erde niederziehen. Ein dreitägiges Kalb wiegt schwerer, als dieser Schatten."

Volkmar sah unfreundlich zu den Späßen des Wirthes; er war erschüttert von der Inbrunst, mit welcher der Mönch seinen armen müden Leib kasteite, und er beschloß, ihn in seiner Andachtsübung nicht zu stören. Allmälig fielen die Hiebe schwächer, der Arm des Selbstpeinigers schien zu erlahmen, und endlich hörten sie ganz auf. Es war nichts zu vernehmen, als ein leises schmerzliches Stöhnen, welches ganz zu unterdrücken selbst die Riesenkraft des Fanatismus nicht im Stande sein mochte. Auch dies Stöhnen endete, und ein hohles Schnarchen bezeugte, daß der Mönch in den

Schlaf der Ermattung gesunken war. Volkmar öffnete jetzt leise die Thür und trat in den Stall, mit einer kleinen Leuchte den Raum erhellend. Die hagere Gestalt des Mönchs lag auf einem Haufen halbverfaulten Strohes, bis zum Gürtel nieder entblößt, Schultern, Brust und Rücken voll blutiger Striemen. Das Gesicht war todtenblaß; die Rechte hielt noch die Geißel umfaßt, ein zerschlagenes Ruthenbündel lag daneben. Volkmar erkannte in der Jammergestalt den Pater Sever. Der Jüngling stand und wußte nicht, sollte er den Asceten beklagen oder bewundern; der Wirth fröstelte und schlug vor sich ein Kreuz. „Ich glaubt' es nimmer, hätt' ich's nicht gesehen!" sprach er. „Hierher möcht' ich unsere feisten Dominicaner führen und sprechen: »Seht, das ist auch ein Nachfolger Christi, der aber das Kreuz auf eignen Schultern trägt, und seinen Leib nicht mästet auf ungerechte Kosten, wie gewisse Leute«."

„Ihr sprecht frevelhaft, Meister!" sagte Volkmar, mit seinem Begleiter den Stall verlassend. Der Wirth erschrak. „Hab' ich Thörichtes gesprochen, lieber Herr!" sagte er, „so wollet bedenken, daß ich ein alter Mann bin und noch dazu Stunden habe, wo meine Sinne nicht recht beisammen sind. Nicht wahr, Ihr bedenket das, edler Jungherr? Ich bin ein guter Christ und es fällt mir gewiß nicht im Ernst ein, über die heiligen Männer Gottes frevelhaft zu sprechen, der ich nicht werth bin, ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Ihr werdet einen alten Mann nicht in's Unglück und schlech-

tes Geschrei bringen, der Euch niemals was zu Leide gethan hat, sondern im Gegentheil dankbar für Eure Nachsicht sein wird."

„Seid guten Muths!" lächelte Volkmar. „Ich bin kein Spürhund der heiligen Inquisition, und sind Eure Gerichte nur schmackhaft und Euer Wein gut, so mag Euer Gewissen beschaffen sein, wie es will!"

Freudig und flink sprang der Wirth, schaffte selbst in Küche und Keller, feuerte Knechte und Mägde an durch fleißigen Zuspruch und bestellte in verhältnißmäßig kurzer Zeit für die Fremden eine Abendtafel, die in der That ihres Gleichen suchte. Er selbst bediente sie so behend, als es nur seine umfängliche Leibesconstitution gestattete, und erzählte dabei mit geläufiger Zunge die interessantesten Stadtneuigkeiten. „Gott sei's geklagt," sprach er, „in unsrer Stadt fehlt es nie an Neuigkeiten, freilich fast nichts als Hiobsposten. Seit die fremden Völker bei uns liegen, reißt es gar nicht ab. Der Krieg mag seine schönen Seiten haben, aber was zu lange währt, hört auf, gut zu sein. Ja wenn die Leute noch Geld im Säckel hätten, aber die edlen Herren von der Landstraße hausen wie in Feindesland. Wird Mühe kosten, die Hechtl und Sokol wieder von den Schultern zu schütteln; sind wie Kletten und noch ärger. Ach, das war eine Zeit! Mochte man früh oder Abends gen Himmel schauen, so war er geröthet von einer Feuersbrunst, und was die Herren mit einander hatten, das mußte der gemeine Mann

ausbaden, wie es immer geht. Führte ein gar strenges Regiment, unser gnädigster Herzog. Ließ er nicht den Bürgermeister Vorlauf mit zwei Rathsherren öffentlich enthaupten, was noch nicht dagewesen ist, so lange Wien steht? — Aber ich schwatze da in den Tag hinein, aus welcher Ursach? Weil ich Vertrauen zu den edlen Herrschaften gefaßt habe, und es Unsereinem wohlthut, wenn er das Herz einmal entladen kann."

Er war eben mit der Zerlegung eines Truthahns beschäftigt, als eine brüllende Stimme durch das ganze Haus nach ihm rief. „Joseph und Marie!" sagte der Erschrockene. „Das ist Hechtl, der wilde Hechtl, der mich noch zum armen Manne schmausen wird. Entschuldigt, edle Herrschaften! Bin ich dem Saufaus nicht zu Willen, so geht es meinem armen Rücken schlechter, als meinem Tokaier!" Er lief spornstreichs davon und rief dem Tobenden dienstfertig entgegen: „Bin schon zu Eurem Befehl, gnädigster Herr! Was schaffet's?"

„Wo steckst Du, alter Schlauch?" war die Antwort. „Soll Dir mein Schwertknauf Beine machen, elender Spießbürger! Wein her und von Deinem besten, oder ich befördre Deine Seele in Abraham's Schooß, betrügerischer Jude!"

„Bin ich doch ein guter Christ," versetzte der Wirth unter tiefen Bücklingen, „Ihr wißt ja, gnädigster Herr, daß ich Euch stets bediene, wie es recht ist und billig, wenn es Euch auch noch nicht gefällig gewesen ist,

daran zu denken, daß mir die liebe Gottesgabe nicht in's Haus schneit."

„Nicht gemuckst!" drohte Hechtl. „Sei froh, daß wir Dir die Ehre anthun, Deinen Wein schmackhaft zu finden, wenn er auch zuweilen sauer ist."

Hier fühlte sich das Ehrgefühl des Wirths an der empfindlichsten Seite gekränkt. „Mein Wein sauer?" rief er. „Das kann Euer Ernst nicht sein!"

„Nun ja, so mag's Spaß gewesen sein!" lachte der Räuberhauptmann. „Nun aber fort, lauf' und bringe Wein!"

Der Wirth machte gute Miene zum bösen Spiel und ging, den Kellerschlüssel hervorsuchend, während Hechtl sich mit einigen Genossen, die mit ihm gekommen, schwerfällig auf die Bank, welche um eine große eichene Tafel lief, niederwarf. Er war von untersetzter Statur; ein dichter Bart beschattete Lippen und Kinn; eine weinrothe Nase leuchtete wie eine Flamme aus dem fahlen, aufgedunsenen Gesicht und die kleinen Augen rollten unstät in ihren Höhlen. „Mich verdrießt die Bärenhäuterei!" rief er, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Keine ehrliche Arbeit mehr, nichts als Müßiggang! Unsre Faust würde erlahmen, wenn sie nicht noch zum Becher und zu den Würfeln griffe. Das fehlte noch, daß Leopold ein Menschenfreund wird und das Bürger- und Bauernpack in Schutz nimmt! Scheint es sogar ernstlich mit dem Frieden vorzuhaben, weil ihm das Herz in die Kniee gefallen.

Als wenn er da zu fürchten hätte, wo Männer unseres Gleichen sind. Stieß sich nicht der prahlhansige Stibor den Schädel ein, wo ein Hechtl commandirte? Wir müssen auf eigene Faust uns zu thun machen, wenn wir nicht verkommen wollen!"

So eben trat der Wirth mit einigen großen Humpen Wein vor die unwillkommenen Gäste; Hechtl that einen langen Zug, der dem Wirth einen leisen Seufzer entlockte. „He, Patron!" redete er ihn dann an. „Wer sind denn die Gäste, die Du so stattlich bedienst? Haben sie Geld in der Tasche?"

„Wird nicht viel sein!" meinte der Wirth achselzuckend. „Hab' meine Zeche schon aufgenommen, denn ich hab' einen Vogel pfeifen hören, als wäre die Großsprecherei eben das Beste an ihnen. Ich habe sie selbst bedient, weil ich ihnen, ehrlich gestanden, nicht über den Weg traue, und deswegen bitt' ich auch, mich einstweilen zu entlassen, der Vorsicht wegen. Ich bin auf Euren Ruf gleich wieder zu Diensten."

„Also keine Vögel für uns, die zu rupfen sind, wenn der Wirth uns anders nicht belogen hat, wofür ihm der Teufel die Mahlzeit gesegnen sollte!" sagte Hechtl zu seinen Spießgesellen, während der Wirth, ohne Erlaubniß abzuwarten, sich davon gemacht hatte und die Fremden zu bedienen fortfuhr. „Da unten zechen sie richtig, wie die Heiden, von meinem Hab und Gut!" sagte er seufzend. „Und damit noch nicht zufrieden, wollen sie mich gar zu ihrem Diebshelfer ma-

chen. Haltet die Waffen bereit und seid wachsam. Zwar hab' ich Alles gethan, ihnen den Appetit zu verderben und werde noch ferner die Hand über Euch halten, aber ihr Gelüste könnte wieder erwachen, und heut zu Tage ist man nicht Herr seines eigenen Hauses."

Volkmar dankte und versprach, den guten Rath zu befolgen. So eben erschallte wieder die Stimme Hechtl's, der seinen Humpen bereits geleert und nach einem neuen dürstete.

Volkmar's Vorkehrungen, einem etwaigen Anfall der Räuber erfolgreich zu begegnen, waren zweckmäßig und machten seinem Feldherrntalent Ehre. Da wo ein Angriff am ersten zu befürchten war, wurden Slobek und Gregor aufgestellt. Auf das erste verdächtige Geräusch sollten sie ein Zeichen geben, die Räuber arglos näher kommen lassen und sie in nächster Nähe dann herzhaft begrüßen. Auch Meta erhielt einen Wachtposten anvertraut, und sie fühlte sich nicht wenig von dieser Ehre geschmeichelt. Den Schutz Ludmilla's wollte er keinem Dritten anvertrauen; er selbst wollte ihren Schlummer bewachen und das Leben für ihre Sicherheit einsetzen; auf der Schwelle ihres Gemachs wollte er erwarten, was da kommen möge.

Ludmilla war nicht zaghaft; sie weigerte sich zu ruhen, während alle Andern des Schlafs entbehrten. Umsonst bot Volkmar alle Ueberredungskraft auf, sie von diesem Entschluß abzubringen. Sie wußte ihn durch die Versicherung, keine Müdigkeit zu fühlen und

durch das Versprechen, sich dann, wenn dies geschehe, dem Schlummer zu überlassen, zu beruhigen. Bis dahin möge er ihr Gesellschaft leisten. So hoffte sie nicht nur den Schlaf zu überwinden, sondern auch dem Jüngling die selbstauferlegte Pflicht zu erleichtern.

Was konnte Volkmar willkommener sein, als die Erlaubniß, in so traulicher Stunde bei der Geliebten weilen zu dürfen? Er vergaß fast den gefürchteten räuberischen Angriff und gab sich ganz der schwärmerischen Seligkeit der süßen Gegenwart hin. Das Gemach Ludmilla's war traulich durchwärmt und vom sanften Dämmerlicht einer Ampel erhellt. Das schöne Mädchen lag auf weiche Seidenpolster dahingelehnt, und ihr seelenvolles Auge ruhte liebend auf dem Jüngling, der zu ihren Füßen saß. Volkmar fühlte sich das Herz so voll, daß er meinte, es müsse zerspringen vor namenloser Wonne. Er schaute begeistert zu ihr auf und flüsterte in den weichsten Tönen der Liebe, ihre Hand an seine Lippen pressend: „Wie glücklich bin ich! Weißt Du, mir war es wie dem Blindgeborenen, dem ein Wunder des Himmels plötzlich die Augen aufthut, und er sieht nun die heilige Sonne in rosiger Morgengluth und in immer neuem Glanze erscheint sie ihm und er kann sich nicht sättigen an ihrem Anschau'n.“

„Ach, Du nennst Dich glücklich?“ entgegnete sie. „Und doch wie bald muß dieses Glück zerrinnen, wie ein Traumbild!“

„Es wird nicht zerrinnen, niemals, niemals!“ rief

er feurig. „Vertraue dem Stern unserer Liebe! Er glüht glanzvoll in meiner Seele. Für mich hat die gütige Natur Dich geschaffen, wir haben uns gefunden unter Millionen Wesen. Welcher Sterbliche hat ein Recht auf Dich, denn ich? Ich will Dich vertheidigen, ich will Dich beschützen bis zum letzten Athemzuge, bis sie Dich von meiner blutenden Brust zum Altar reißen."

„Gegen wen willst Du mich vertheidigen, gegen wen beschützen?" versetzte Ludmilla sanft. „O bedenkst Du nicht, daß es der Vater ist, gegen den Du in die Schranken treten willst?"

„Gegen eine Welt will ich Dich vertheidigen!" rief Volkmar. „Was kümmern mich menschliche Gesetze, wo das göttliche Recht auf meiner Seite steht?"

„Ach, unser Bund ist ein sündhafter, wenn Du ihn herniederziehen willst in die Welt des Staubes!" antwortete die Jungfrau. „Rein fanden sich unsere Seelen, rein, aller irdischen Wünsche bar sollten sie sich treu bleiben über das Erdenleben hinaus in das Jenseits, und dort erst im Reiche seliger Geister sollten sie die Vereinigung finden, die ihnen das Schicksal hienieden versagt. So dacht' ich mir's und war glücklich in meinem Glauben, daß es also sein müsse. Du willst es anders und entzündest auch in meinem Herzen statt des göttlichen Feuers eine irdische Flamme, die mich verzehren muß."

„Lasse den Engeln die Liebe, von der Du sprichst!"

entgegnete er. „Wir sind Menschen und würden verschmachten müssen beim Nektar der Götter. Wer gab uns die Liebe, die flammende, menschliche Liebe, als die Gottheit selbst, und sollen wir den edelsten Keim tödten, den der Schöpfer in unsere Brust gelegt? Fasse Muth, Geliebte! Wir werden uns gehören, nicht im Jenseits nur, sondern auch hienieden schon im Gewande von Staub. Meine Hoffnung schwingt sich höher, als die Deine. König Siegmund ist mir freundlich gesinnt; er wird das Band durch seinen mächtigen Einfluß zerreißen, mit dem Dich die Unbesonnenheit an einen ungeliebten Mann geknüpft. Nicht in das Brautgemach des Gehaßten will ich Dich führen, eher müsse die Erde mich verschlingen. Aber ich muß wissen, daß Du mich liebst, heiß und inbrünstig wie ich Dich, nicht mit der kalten Flamme einer überirdischen Liebe, sondern mit der lebendigen Gluth, wie Du sie meinem Herzen entlodern siehst. Liebst Du mich so, Ludmilla?“ Er faßte mit Ungestüm ihre Hände, erhob sich halb zu ihr, halb zog er sie zu sich hinab und schaute tief in ihre Augen.

„Ungestümer Mann!“ lispelte sie. Er umschlang sie inniger, Mund sog von Munde berauschende Wollust. Jede Fiber zitterte, jeder Pulsschlag jauchzte Seligkeit. „Erbarmen, Erbarmen!“ klagte Ludmilla. „Sieh', ich bin nur ein schwaches Kind! Tödte mich nicht! Stürze meinen Leib und meine Seele nicht in's Verderben!“ Sie suchte sich seiner zu erwehren, sie versuchte, ihn

sanft zurückzuschieben, der Stolz der Jungfräulichkeit trat schützend vor den bedrohten Tempel der Unschuld; aber ihre Bitten verhallten ungehört, ihre schwachen Kräfte erlahmten vor dem Ungestüm des Jünglings, der schützende Genius entfloh vor der sengenden Fackel der Leidenschaft, das süße Gift seiner Schmeichelworte stahl sich in ihr Herz, ermattet ließ sie die Arme sinken, dann schloß sie erbangend die Augen. Und nun umfaßte sie ihn mit der Gluth vollkommenster Hingebung. „Dein, ewig Dein!" bebte es von ihren Lippen, Kuß auf Kuß brannte, und sie ward sein Weib. —

„Weh' uns, was haben wir gethan!" rief es trostlos aus ihrem Herzen, und sie barg das bleiche, thränenüberfluthete Antlitz in den Händen. Volkmar sank auf die Kniee vor ihr und bat sie in den süßesten Tönen der Liebe um Vergebung; sie schluchzte, einer büßenden Magdalena gleich, und die goldenen Thränen rollten durch die weißen, schlanken Finger. „Weine nicht, mein Herz, mein Leben!" flehte er. „Wir haben kein Verbrechen begangen, denn die Liebe kann nicht fallen. Rein bist Du noch, wie Gottes Sonnenlicht und trägst das Kleid der edelsten Jungfräulichkeit. Sieh', nun bist Du mein, meine Geliebte, meine Braut, mein Weib! Nun laß sie anstürmen und uns trennen wollen. Kein Priester hat uns vereinigt, aber der Himmel hat uns eingesegnet, und Hymens Fackeln leuchten dort oben in ewiger Klarheit."

„Du leugnest nicht den Flecken der Schuld hin-

weg, der den Spiegel unsrer Seele getrübt!" versetzte Ludmilla traurig. „O diese unselige Nacht!"

„Sprich nicht so, mein Lieb!" bat der Jüngling. „Verbrechen wär' es nur, wenn Du anders gehandelt, als Du gethan, ein Verbrechen an der Liebe, die hoch über allen Menschensatzungen steht. Blicke froh und heiter, Ludmilla! Lächle mir; ich müßte sonst wähnen, daß Du mich hassest. Und ist Dir der Bund nicht heilig genug, den wir selbst geschlossen, so soll noch Priestermund sein Amen darüber aussprechen. Ja, so soll es sein, Geliebte! In verschwiegener Nacht wollen wir uns trauen und also durch die Macht der Kirche das Band unsrer Herzen unauflöslich machen. Willst Du so, Ludmilla?"

„Mein Herz, das ewig Dir gehört, verlangt eine solche Bestätigung nicht," versetzte sie. „Wie könnt' ich auch eines Andern Weib nun sein? Und doch möcht' ich einen Schritt, den ich vor wenig Minuten noch verdammt haben würde, jetzt gut heißen. Ja, wir müssen uns angehören auf Zeit und Ewigkeit, und so laß uns aller menschlichen Macht, die uns zu Anderm zwingen möchte, ein unübersteigliches Bollwerk entgegensetzen. Ich folge Dir zum Altare, wie zum Tode!" Sie warf sich an seine Brust und hielt ihn fest umschlungen, das noch erglühte, thränenfeuchte Antlitz lächelnd zu ihm erhebend. Da gab Slobek plötzlich das verabredete Zeichen. Ludmilla schreckte angstvoll auf, Volkmar aber griff muthbegeistert nach seinem Schwert

und rief: „Die Räuber kommen! Ich fühle mich götterstark! Jeder Blutstropfen ein Leben für Dich!"

„Die heilige Jungfrau beschütze Dein Haupt!" flehte Ludmilla. „Gieb Dich nicht allzu sehr der Gefahr preis. Lieber mögen sie Alles nehmen, was mein ist!" Er umarmte sie noch einmal flüchtig, küßte sie auf den Purpurmund und eilte zu den Seinen. Gregor und Slobek standen mit gezückten Schwertern und Dolchen an den Fensteröffnungen, durch die der Einbruch wahrscheinlich geschehen sollte; die Thüre war durch Kisten und Kasten dicht verrammelt. „Wir haben's mit einem ganzen Rudel zu thun," bemerkte Gregor. „Schaut nur, dort unten wimmelt Alles schwarz. Na, wie Gott will!"

Volkmar winkte Ruhe. Drunten im Hofe hörte man ein leises Flüstern; jetzt wurden Leitern angelegt, und die knarrenden Sprossen verkündeten, daß Einer der Diebe heraufsteige. Man ließ ihn so weit kommen, daß er mit dem Kopfe über die Brüstung des Fensters emporragte. Kaum war dies geschehen, als die nervige Hand Gregor's ihn an der Kehle packte und diese so fest zuschnürte, daß selbst jedes Röcheln erstickt werden mußte. Mit gewaltiger Anstrengung zog man ihn vollends herauf, durch das Fenster in das Gemach, wo man den Entseelten niederlegte. Das Beispiel des Unglücklichen fand Nachahmung; ein Anderer bestieg alsbald die Leiter, und Gregor wollte ihm dasselbe Schicksal eben angedeihen lassen, als es dem Gewürgten gelang,

einen unarticulirten Laut hervorzustoßen; sofort tauchte sich Slobek's Stahl bis an's Heft in seine Brust, und der Räuber stürzte rücklings von der Leiter hinab. Unsere Freunde lauschten, welche Wirkung der Fall verursachen werde. Man schien anfangs nicht anders zu glauben, als er sei ausgeglitten, und ihn seinem Schicksal überlassen zu wollen. Ein Dritter hatte schon die Leiter betreten, als sich unter den Uebrigen ein dumpfes Gemurmel erhob, das unheilverkündend an das Ohr der Belagerten drang. „Es war zu früh!" flüsterte Gregor. „Doch nun gilt's: Drauf und dran!" Ein kräftiger Schwertstreich spaltete den Kopf des dritten Räubers, der lautlos auf seine Gefährten, die hinter ihm die Leiter erklommen, zurückstürzte und sie in seinem Falle begrub.

Jetzt erst gewahrten die Feinde, daß sie es mit einem wachsamen und nicht unvorbereiteten Gegner zu thun hatten. Drohend erhoben sie die geballten Fäuste und drohten fürchterliche Rache; sie lechzten nicht mehr nach Beute, sondern nach Blut. So Viele die Leiter fassen konnte, klommen daran empor, den Mordstahl in den Zähnen. Volkmar's Schwert schlug dem Ersten eine tödtliche Wunde. Er sank zurück, aber die Hintermänner hielten die Leiter fest umklammert und schoben den blutenden Körper vor sich hinauf, gleichsam als eine Schutzwehr. Ein Wink Volkmar's belehrte seine kleine Streitmacht, was sie thun sollte. Gregor und Slobek faßten das Ende der Leiter, das bis fast an das

Fenster emporragte, und suchten sie mit ungeheurer Kraftanstrengung umzustürzen; aber ein Hieb, der nach Gregor's Haupte geführt wurde, bewog sie, von diesem Versuche abzustehen. Man wartete, bis die Räuber so weit vorgedrungen waren, daß der Todte, der ihnen als Brustwehr diente, sich mit halbem Leibe über das Fenstergesimse erhob. Nun drängte man diesen mit aller Wucht zurück, so daß die schwanken Sprossen der Leiter brechen mußten, gaben die Räuber nicht dem Drucke nach. Das Erstere geschah, und mit Wuthgeheul und polterndem Geräusch stürzten die Räuber in den Hof hinab. Sie schienen keinen weitern Versuch wagen zu wollen, die Wohnung der Fremden von dieser Seite zu erstürmen. Im Dunkel der Nacht konnte man ihr Treiben nicht gewahren; doch unterschied man wohl, daß der Haufen kleiner und kleiner wurde. Meta hatte in dem innersten Gemache, dessen Fenster auf die Straße hinausging, lange auf der Wacht gestanden, ohne daß ein verdächtiger Gegenstand ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. So ermüdete sie endlich in ihrem Eifer, und kaum vermochte sie sich gegen die Anfechtungen des Schlummers zu schützen. Das Gemach, in welchem sie sich befand, lag neben dem, wo sie Ludmilla in Volkmar's Gesellschaft verlassen hatte. Waren bisher all' ihre Gedanken auf ihren Posten gerichtet gewesen, so erwachte jetzt plötzlich ein unabweisbarer Verdacht in ihrer Seele, das Ganze möge von Volkmar angestellt sein, um so jeden Späherblick von der Herrin zu ent-

fernen, und während sie einem Luftgebilde nachjage, schwelge jener in den Armen der Liebe. Sie legte ihr Ohr an die Wand und glaubte ein leises kosendes Flüstern zu hören, und ihre Phantasie war geschäftig, das Bild in lebendigen Farben auszumalen. So lauschte sie lange, lange und folterte sich in grausamer Selbstqual, bis sie plötzlich unsanft aus ihren Träumereien gerissen wurde. Sie hörte Scheiben klirren und sah mit Entsetzen einen Kopf sich durch die gemachte Oeffnung des Fensters drängen. Laut aufschreiend und ihren Dolch schwingend stürzte sie darauf zu, und die Gestalt zog sich fluchend, vor Schmerz heulend zurück. Das Angstgeschrei der Dirne zog Volkmar und Slobek herbei; Gregor sollte das Gemach, wo der erste Angriff stattgefunden, bewachen.

Die Begrüßung durch Meta's Dolch hatte die Räuber nicht zurückgeschreckt. Es tauchte abermals eine dunkle Gestalt auf, die jedoch ebenfalls mit gespaltenem Haupte zurücksank. In diesem Augenblick rief Gregor's Stimme um Hülfe; Volkmar ließ Slobek bei der Dirne zurück und eilte, dem treuen Knechte beizustehen. Gregor war beschäftigt, die Hauptthüre, welche in die Gemächer der Fremden führte, noch fester zu verrammeln, als dies bereits geschehen war, während von Außen Axtschläge daran donnerten, und man die flehende Stimme des Wirthes aus dem wilden Fluchen der Räuber heraushörte. Volkmar sah ein, daß man hier nur das Weitere erwarten könne, und begab sich zu Ludmilla, um ihr

Trost einzusprechen. Sie trat ihm gefaßt und ruhig entgegen, vollständig angekleidet, im Gürtel einen blitzenden Dolch. „Haben wir Hoffnung zur Rettung?“ fragte sie.

„Ich habe die beste,“ versetzte Volkmar. „Wir sind gut verschanzt und der Vortheil der Stellung ist auf unsrer Seite. Ehe sie uns überwältigen können, muß der Tag anbrechen und die Räuber in die Flucht schlagen, deren schamloses Beginnen nur in einem Lande möglich ist, wo Zucht und Ordnung dem Gesetze des Kriegs erlegen sind. Ich hoffte Dich gefaßt zu finden, und siehe, Du bist es!“

„Ich bin es!“ antwortete Ludmilla. „Auch ich weiß die Waffe zu führen, und Du sollst über Deine Braut nicht erröthen dürfen.“

„Ich fürchte nicht, daß es noth sein wird!“ tröstete der Jüngling. „Der Weg zu Dir geht nur über meine Leiche.“

„Und ich folge Dir freudig in den Tod!“ Ein Kuß, und Volkmar eilte zu Gregor zurück. Die Thür war unter den Axtschlägen der Räuber gebrochen, und ein Jubelgeschrei erhob sich unter ihnen, als sie aus ihren Angeln krachte. Doch sie sahen nur zu bald, wie wenig sie gewonnen. Der Eingang blieb versperrt, und es schien eine Unmöglichkeit, die künstlich aus den verschiedensten Gegenständen zusammengefügte Verschanzung zu zerstören.

„Werft Feuer hinein und verbrennt die Vögel zusammt dem Neste!" ließ sich eine rauhe Stimme hören.

„Barmherzigkeit!" flehte der Wirth. „Bedenkt, es ist mein Hab und Gut, und Ihr macht mich zum armen Manne —"

„Stille, Schurke!" rief es dagegen. „Warst Du es nicht, der uns verrieth? Deinetwegen bluteten unsere Braven. Beim Himmel, Du selbst sollst in Deinem eignen Neste lodern. Fackeln her!"

Es war ein entsetzlicher Augenblick. Volkmar hörte das Freudengeschrei der Rotte, das Wimmern des Wirthes; er erbleichte zum ersten Male vor der gräßlich dräuenden Gefahr. Schon sah er den Schimmer der Fackeln erglänzen und erwartete mit Grausen, daß eine mordgierige Faust sie in die aus Brennstoffen bestehende Verschanzung werfe, da erhob sich noch einmal die jammernde Stimme des Wirthes. „Thut es nicht!" rief er. „Was hülf' es Euch, daß Ihr mir den rothen Hahn auf's Dach steckt? Alles würde doch ein Raub der Flammen, und Ihr hättet dessen keinen Gewinn. Schont meiner und ich zeig' Euch einen andern Weg!"

„Heraus denn damit!" herrschte die Stimme des Befehlshabers. „Schuft, was hältst Du damit so lange hinterm Berge? Voran, oder bei der Seele meines Vaters! in fünf Minuten brennt Dein Haus an allen Ecken." Die Räuber entfernten sich bis auf einen, der als Wachtposten zurückgelassen wurde, damit die Belagerten nicht entschlüpfen könnten. War auch die Gefahr

des Verbrennens für den Augenblick abgewendet, so drohte wieder eine neue, unbekannte, und daher um so schrecklichere. Volkmar sah keinen Rettungsweg mehr, als dem Feinde Mann gegen Mann zu stehen, ihm das Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Er gab Gregor und Slobek Befehl, ihm auf seinen ersten Ruf zu Hülfe zu kommen, und eilte zu Ludmilla, um die Geliebte gegen die Brutalität der Räuber zu schützen. Ludmilla las Unheil auf seinem bleichen Gesichte „Du willst mir die Gefahr verbergen," sagte sie mit sanftem Vorwurf. „Ist das recht von Dir? Hältst Du mich für so feig? Dann glaube mindestens, daß ich der Gefahr, die ich kenne, muthiger in's Auge schaue!"

„O könnt' ich ihr selbst in's Auge sehen!" antwortete Volkmar. „Die Räuber brüten über einem geheimen Plane; sie werden uns auf einem Wege heimsuchen, den ich nicht kenne."

In diesem Augenblicke regte sich's über ihren Häuptern. Ehe Volkmar noch wußte, woher das Geräusch kam, fiel ein schwerer Körper durch den Schornstein herab in den Kamin, und aus dem aufwirbelnden Staub und Rauch entwickelte sich die über und über geschwärzte und berußte Gestalt des dicken Wirthes. Während Volkmar noch die lächerliche Figur, die so urplötzlich gleichsam vom Himmel gefallen kam, anstaunte, hatte Ludmilla mit rascher Besonnenheit die Kissen von ihrem Lager gerissen und sie nebst dem dabei befindlichen Stroh auf die noch glimmenden Kohlen des Kamins

geworfen. Der dürre Stoff schlug im Nu zur Flamme auf und eine furchtbar dichte Rauchwolke qualmte den Schornstein hinauf. Ein entsetzliches Fluchen tönte von oben herab, und es dauerte nicht lange, so fiel abermals eine menschliche Gestalt, halb erstickt, in die Flamme, die hochaufprasselnd emporschlug. Volkmar entzog den Räuber dem Flammentode und band ihn an einen Pfosten, während Ludmilla unablässig die Gluth schürte.

Der Wirth war auf die Kniee gesunken und rief in herzbrechenden Jammertönen: „Ach, ich geschlagener Mann! Nun werden sie mir Haus und Hof anstecken und mich verbrennen in meinen Sünden! O daß ich Euch nie gesehen hätte, daß ich den Schurken gespielt hätte und nicht den ehrlichen Mann! Die Ehrlichkeit ist mein Verderben und bringt mich um's Leben!“

„Was hilft das Jammern? Schafft lieber Rath, daß wir dieser Mörderhöhle entkommen!“ entgegnete Volkmar. „Wißt Ihr keinen Ausweg?“

„Keinen, keinen!“ wehklagte jener. „Alle, alle sind von den Räubern versperrt. Ach, habt die Gnade und ergebt Euch! Warum wollt Ihr einen Mann unglücklich machen, der Euch so eifrig gedient hat?“

„Seid Ihr rasend?“ versetzte Volkmar und mußte selbst in einer so kritischen Lage fast lächeln über die traurig-komische Rolle, die der Besitzer des »deutschen Ochsen« spielte. Er hielt die Hände über dem Fettbauche gefaltet, seine Backen hingen schlaff hernieder, und das ganze Gesicht war von einer Todtenfarbe

überzogen; nur die Nase bewahrte noch ein eigenthümliches Roth.

„Nur ein kühner Ausfall könnte uns Rettung bringen!“ sagte Volkmar nach kurzem Besinnen. „Fallen wir, so fallen wir mit dem Schwerte in der Faust und erliegen nicht ohnmächtig dem wüthenden Elemente. Wie stark ist die Zahl der Feinde?“

„Es mögen ihrer noch zwanzig sein,“ entgegnete der Wirth, „und darunter der wilde Hechtl, der allein für zwanzig gilt. Wollt Ihr's auf Eure Faust wagen, so thut's; nur laßt mich aus dem Spiele! Ich kann kein Blut sehen, als Ochsen- und Kälberblut, und habe noch nie eine Waffe geführt, außer den Bratspieß.“

„Noth bricht Eisen!“ versetzte der Jüngling. „Und bei diesem Handel kann uns auch ein halber Mann von Nutzen sein.“

„Es ist Alles vergebens!“ klagte der Wirth. „Da haben sie schon wieder den Ausgang besetzt und werden flugs uns das Nest anstecken. Doch nein, sie hämmern an der Wand und werden sich einen Eingang brechen, ehe man die Hand umdreht. Ja, wenn wir Strickleitern hätten und auf die Straße entkommen könnten! Die Wache dort könntet Ihr vielleicht niederhauen. Zwar ist's halsbrechend, aber so oder so gestorben, kommt am Ende auf Eins heraus!“

„Laß sehen!“ rief Volkmar, von dem Gedanken ergriffen. Er eilte nach dem Gemache, wo Slobek und Meta sich befanden, und sah durch das Fenster auf die

Straße hinab. Jeder Gedanke, diesen Weg der Rettung zu betreten, mußte jedoch fern bleiben. War es auch möglich, auf den Boden zu gelangen, so hatten die Räuber doch vorsichtiger Weise eine starke Wache zurückgelassen, und unmittelbarer Tod wäre die Folge des Versuchs gewesen. Kaum hatte Volkmar daher diese Bemerkung gemacht, als er Slobek und Meta mit sich nahm, um den noch möglicher Weise einzigen Rettungsweg, einen Ausfall, zu versuchen.

Die Feinde arbeiteten rüstig an der Durchbrechung der Mauer und an der Hinwegräumung der Verschanzung; eben so rüstig arbeitete aber auch Gregor, ihre Mühe zu vereiteln. So lange die Räuber noch nicht daran dachten, die Brandfackel zu schleudern, so lange waren die Belagerten noch geborgen, und Volkmar sandte Slobek auf seinen verlassenen Posten zurück, um einem etwa wiederholten Angriffe von jener Seite zu begegnen. Meta sollte der Herrin Gesellschaft leisten und das Feuer im Kamine unterhalten. Volkmar löſ'te Gregor in seiner Arbeit ab, und Letzterer bewachte das Fenster, welches auf den Hof führte, da die Vermuthung nicht fern lag, die Feinde würden von allen Seiten einen Angriff wagen, um die Kräfte der Gegner zu theilen und dadurch zu schwächen. Der Wirth war zu Allem unfähig und rief nur Gott und alle Heiligen um Rettung an.

„Was ist das?“ riefen Alle, wie aus Einem Munde, als vom nahen Thurme die Sturmglocke zu

läuten begann. Auch die Räuber stutzten und hielten mit ihrer Arbeit inne. „Sollte die träge Gerechtigkeit endlich aus ihrem Schlaf erwacht sein?“ sagte Volkmar. In diesem Augenblick stürzte Slobek mit freudestrahlendem Antlitz herbei und rief: „Wir sind gerettet! Es kommt uns Hülfe!“

Diese Worte waren auch von den Räubern verstanden worden. „So verbrennt denn in Euren Sünden!“ rief Einer von ihnen und schleuderte eine Fackel in das Gewirre brennbarer Geräthschaften, mit denen die Thüre verrammelt war. Dann stürzten sie über Hals und Kopf davon, um den eignen Leib in Sicherheit zu bringen. Volkmar, Gregor und Slobek rissen mit Hast die Verschanzung aus einander, und es gelang ihnen, sich der Fackel zu bemächtigen, ehe die Flamme noch weiter um sich gegriffen hatte. Auch Ludmilla und Meta kamen herzu und dankten Gott durch ein stummes Gebet für die ersehnte und doch kaum erwartete Rettung. Die schlaffen Glieder des angstdurchbebten Wirthes erhielten ihre Spannkraft wieder, und in der Freudigkeit seines Herzens versprach er, der heiligen Jungfrau zum Dank ein Paar vierpfündige Wachskerzen zu weihen.

Bald war das Haus voll regen Lebens, und die Schaarwache, verstärkt durch einen Haufen bewaffneter Bürger, durchsuchte alle Räume, um auf die frechen Diebe zu fahnden. Diesen war es sämmtlich gelungen, zu entkommen. Nur die Verwundeten und Todten fand

man und den aus der Flamme Geretteten, der allmälig wieder zu sich gekommen war. Der Hauptmann der Schaarwache konnte den Belagerten, die so kräftig und erfolgreich gegen einen um das Zehnfache überlegenen Feind sich vertheidigt hatten, seine Bewunderung nicht versagen. „Und doch hättet Ihr schwerlich den Morgen gesehen,“ fügte er hinzu, „wenn nicht ein Mönch gewesen wäre, der uns von dem heillosen Anschlag Kunde brachte. Die Wächter waren bestochen, und so geschah es, daß die That uns verborgen bleiben konnte. Wo ist der Mönch hingerathen?“

„Führt uns zu ihm, damit wir ihm danken!“ forderte Ludmilla.

„Hier ist er!“ riefen mehrere Stimmen. Und Pater Sever erschien, bleich, aber hochaufgerichteter Gestalt, die Hände auf der Brust gefaltet. Ludmilla sank vor ihm auf die Kniee und küßte den Saum seines Gewandes.

„Dankt nicht mir,“ sagte der Mönch, „dem geringsten der Knechte Gottes, sondern der heiligen Jungfrau, die mich zum Werkzeug Eurer Rettung auserkoren, die mir im Traume Eure Gefahr verkündete und mir den Weg wies, dem Hause des Mordes zu entkommen.“ Er sprach mit so ruhiger Stimme und mit so fester Ueberzeugung, die fern von aller Schwärmerei schien, daß sich Alle von dem Wunder ergriffen fühlten, das hier gewaltet.

Auf Volkmar's Befehl mußte der Wirth seinen

Keller öffnen und der Mannschaft einen frischen Trunk reichen. Er that es gern, da ihm Bezahlung dafür versprochen ward. Nachdem aber der erste Freudenrausch vorüber, legte sich sein Gesicht wieder in Kummerfalten. Er fürchtete die Rache der Räuber, und seine Furcht war nicht ungegründet, wenn der Herzog sich nicht durch diese Gewaltthat bewogen fühlte, seinen gefährlichen Bundesgenossen unschädlich zu machen.

Der so lang und heiß ersehnte Tag brach endlich heran, und die Fremden rüsteten sich zur Abreise. Da Pater Sever erklärte, sein Reiseziel sei ebenfalls Böhmen, so bat ihn Volkmar um seine Gesellschaft. Sever nahm den Antrag an, war jedoch nicht zu vermögen, ein Roß zu besteigen, das ihm Volkmar ebenfalls anbot. Die Reisenden hatten eben ihre Rosse bestiegen und Pater Sever seinen Pilgerstab zur Hand genommen, als eine bewaffnete Schaar und eine Botschaft vom Herzog anlangte, welche die Bewaffneten den Fremden als Geleite bis an die Landesgrenze zur Verfügung stellte und ihnen vollkommene Genugthuung und strenge Gerechtigkeit versprach. Volkmar ließ dem Herzog danken. Hierauf verließ der Zug die Hauptstadt und wanderte der Grenze zu. Die überstandene Gefahr hatte die Gemüther aufgeregt, und Pater Sever war wohl der Einzige, dessen strenge Züge kein Sonnenblick der Heiterkeit bestrahlte.

Als man mit dem nächsten Sonnenuntergange das malerisch zwischen dunkelgrünen Bergen gelegene Dorf

erreichte, wo man rasten wollte, läutete es eben zum Abendgebet, und der weiche Klang der Glocke rief einen gewissen Zauber über die im Winterschlafe starrende Natur. Alle falteten die Hände zum Gebet und erhoben ihr Herz in stiller Andacht zum Vater des Himmels; Volkmar und Ludmilla noch mit einem besondern unnennbaren Gefühl der Weihe. Ihr Herz ward so sehnsuchtschwer und ihr Auge wandte sich in die Ferne, wie nach einem noch unbekannten nur geahnten Glück. Wenn Alles rings zu Rüste geht, die Bäume einschlafen, von einem kühlen Abendwind zur Ruhe gewiegt, die Vögel in den Zweigen verstummen, der Bach nur leise träumerisch murmelt, und selbst die Sonne sich in die Schleier der Dämmerung hüllt, da entfaltet die Phantasie ihre Schwingen und flügelt sich in ein buntes Reich der Träume, wo keine Rast ist, sondern Alles in einem ewigen Feierglanze lebt und webt. Die Stunde der Dämmerung ist die Zeit der Dichter, und Volkmar und Ludmilla waren dichterische Naturen, um so mehr, als die Liebe alle Blüthen geweckt hatte, die verborgen in der Menschenbrust ruhen, und oft verkümmern unter dem herzlosen Treiben des Alltagslebens.

Es ruhte sich gut in der ärmlich ländlichen Hütte nach der unter Todesgefahr verbrachten Nacht des vorigen Tages. Volkmar und Ludmilla saßen noch zusammen Hand in Hand, Auge in Auge. „Weißt Du,“ sagte der Jüngling, „daß mich oft der Wunsch beschleicht, in einem so friedlichen Thale neben Dir zu wohnen,

im Gewande des Bauers, im Schweiße meines Angesichtes mein Brot zu essen? Freilich schwindet dieser Wunsch wie ein Nebelbild, wenn ich wieder in das Geräusch der Welt trete; ich fühle mich zu Höherem berufen, als die Erde zu durchpflügen und Korn zu säen. Alle Erinnerungen müßt' ich ja dann begraben, meinem ganzen Sinnen und Denken eine andere Gestaltung geben, denn unter den groben Bauernkittel paßt nur ein eben so schlichter Sinn, und er würde dem höher aufstrebenden Geiste nur ein lästiges Bleigewicht sein. Wer sich aber von der Welt getäuscht, um alle seine Hoffnungen sich betrogen, wer alle seine großen Wünsche und Entwürfe zerrinnen sieht, dem müßte die Bauernhütte ein sicheres Asyl sein, wo er zu einem neuen, kräftigen Leben erwachen könnte."

„Ja, wer uns den Trank vollkommener Vergessenheit reichte!" antwortete Ludmilla. „Du mit Deinem heißen, jugendlichen Herzen passest nicht in diese stille Einsamkeit; Du würdest ihr den Frieden rauben, ohne selbst ihn zu finden."

„Und doch ist mir, als müsse mein Schicksal in einem solchen Thale sich entscheiden!" versetzte Volkmar. „Als wir einzogen zwischen diese Berge und das fromme Abendgeläute uns begrüßte, da übermannte mich eine namenlose Sehnsucht; es war nicht allein die Erinnerung an mein heimathliches Thal, das die Burg meines Vaters krönt, es war mehr, unendlich mehr. Sieh' dort das Kirchlein im Sternenschimmer glänzen; höre

den frommen Pater Sever noch seine Gebete murmeln! Ludmilla, wie unser Bund in heiliger Nachtstunde geschlossen ward, so laß ihn auch in heiliger Nachtstunde segnen!"

Ludmilla war von dem Vorschlag überrascht, bestürzt. Jetzt, da der entscheidende Schritt, den sie selbst gutgeheißen, gethan werden sollte, verließ sie der Muth. Sie hatte tausend Bedenklichkeiten, tausend bange Ahnungen und Befürchtungen, aber alle überwand das sieghafte Wort der Liebe. So warf sie sich endlich in Volkmar's Arme und flüsterte ihr Ja unter bräutlichen Thränen. Der Jüngling küßte sie auf den Mund und ging, um Alles zur nächtlichen Feier vorzubereiten. Er überredete Pater Sever, die Trauung zu vollziehen, der Küster wurde gerufen, um das Kirchlein zu öffnen, die Altarkerzen zu entzünden und seinen Dienst zu versehen. Als Volkmar zu Ludmilla zurückkam, fand er sie schon im bräutlichen Schmuck. Ein einfach weißes Gewand umhüllte ihre schlanken Glieder, in ihr seidenes Haar war ein luftiger Schleier gewunden, der über Nacken und Schulter niederfiel. Das schöne, edle Antlitz war bleich und erröthete nur flüchtig, als sie der Bräutigam wonnetrunken umschloß und sprach: „Komm', mein Lieb, Alles ist bereit!"

Es waren keine Zeugen der feierlichen Handlung weiter vorhanden, als der Mönch, der das Priesteramt versah, der Küster, ein in seinem Berufe ergrauter Mann, und Gregor, den Volkmar unter dem Siegel

unverbrüchlichen Stillschweigens in das Geheimniß eingeweiht. Umsonst hatte der greise Diener seinen jungen Herrn vor diesem Schritte gewarnt und ihn an Dobrowicza's Vertrauen erinnert, das er so schmählig täuschte. Was galten dem Liebeglühenden die Mahnungen des allzu redlichen Dieners? Der Act wurde in stillem Ernst vollzogen, die Ringe gewechselt und der Priester sprach das auf ewig bindende Wort. Da bebte Ludmilla im tiefsten Herzen zusammen; es war ihr, als habe sie ein ungeheures Verbrechen begangen, und das Kirchengewölbe stürze über sie zusammen, um ihre Schuld zu begraben. Volkmar fühlte ihre Hand in der seinigen zittern, er sah sie erblassen und legte liebkosend ihr Haupt an seine hochklopfende Brust. „Mein Weib!" flüsterte er und küßte sie auf die bleichen bebenden Lippen. Und sie erstarkte von dem süßen Tone der Liebe, ihre Bangniß löſ'te sich in den milden Thau der Thränen auf. „Dein, auf ewig Dein!" flötete es von ihren Lippen. Die Altarkerzen verloschen, aber die Sterne schimmerten noch goldklar am nächtlichen Himmel. Von der schneidenden Winterluft durchfröstelt, schmiegte sich Ludmilla an den jungen Gatten, und sie kamen in die Herberge zurück, ohne daß Jemand Verdacht geschöpft zu haben schien. Wer die Kirchenfenster erleuchtet gesehen, konnte gedacht haben, es werde für irgend einen Verstorbenen eine stille Seelenmesse gehalten. —

Die Reise ging weiter ohne Störung von Statten;

das schönste Wetter begünstigte die Reisenden; nur selten nöthigte sie ein Schneegestöber zu kurzer Rast. Man hatte die österreichische Grenze längst überschritten und das Geleite reich beschenkt entlassen. Als der Fuß zum ersten Male böhmische Erde betrat und die Laute der böhmischen Zunge an das Ohr klangen, jauchzte Ludmilla laut auf. „Siehst Du?“ sprach sie zu Volkmar, „das ist mein schönes, mein geliebtes Vaterland! Wie die Berge sich majestätisch in den Himmel heben, die Höhenketten längs der blauen Flüsse sich sanft dahinschlängeln, Städte, Dörfer und Weiler inmitten fruchtbarer Fluren sich lagern und die blauen Waldseen hellen Augen gleichen, die die Erde gegen den Himmel aufschlägt. Dies Alles solltest Du sehen, wenn der Frühling Fluren und Wälder in sein Grün, in die bunte Pracht seiner Blumen und Blüthen kleidet! Sei mir willkommen, meine schöne, meine traute Heimath!“ Sie vergaß, daß sie mit jedem Schritte einem dunklen Verhängnisse näher ging.

Pater Sever befand sich noch immer bei der kleinen Gesellschaft. Seine Natur schien unverwüstlich zu sein; die grausamsten Kasteiungen, denen er seinen Leib täglich unterwarf, schienen nur einen belebenden Eindruck auf ihn zu machen. Beharrlich verschmähte er, ein Roß zu besteigen und wanderte rüstig mit fast nackten Füßen über den harten, oft schrolligen Boden, mit den Rossen gleichen Schritt haltend. In Städten und Dörfern, wo Rast gehalten ward, predigte er dann in seiner fa-

natischen Weise Buße und Bekehrung, und das Volk lauschte dem von einer wilden Begeisterung durchglühten Mönch, der mit rücksichtsloser Strenge die Laster aller Stände angriff, und gegen Ketzer und Heuchler mit gleichem Ungestüm zu Felde zog. Gegen Volkmar, für den er überhaupt eine gewisse Neigung an den Tag legte, sprach er als den Endzweck seiner Reise aus, den Prediger Johannes Huß zu sehen, von welchem ihm der Herr im Traume wunderbare Dinge geoffenbart. „Der Herr sprach zu mir," sagte er, „gürte Deine Lenden und ziehe gen Prag und schaue diesem Geist in's Angesicht, und so Du einen Makel an ihm findest, so vernichte ihn mit dem Schwerte des rechten Glaubens; so Du ihn aber rein erfunden, so sei Du seine rechte Hand, und sei ihm zu Willen und zu Dienste als meinem getreuen Knecht. So will ich denn thun und erfüllen das Gebot des lebendigen Gottes."

Da die näheren Gebirgswege der rauhen Jahreszeit wegen nicht wohl zu passiren waren, verfolgte man die malerischen Ufer des Moldauflusses, der blau und klar, noch nicht vom Froste erstarrt, durch sein Bett dahinrollte. Jede Wendung des Flusses brachte dem Auge neue Schönheiten, Schönheiten, die um so ursprünglicher waren, als sie nicht im freundlichen Gewand des Frühlings oder Sommers erschienen, sondern in grauer Blöße, selbst hier und da im Leichentuche des Winters. Noch wenige Tagereisen war man von Prag entfernt, als ein dichtes Schneegestöber den Reisenden

in einem ärmlichen Dorfe Halt zu machen gebot. Die Moldau dehnte hier ihre Ufer weitbauchig aus und umschloß einige kleine Inseln, von denen nur die größte mehrere niedere Fischerhütten trug. Das Ganze bildete einen von Bergen eingeschlossenen einsamen Erdwinkel, in den sich wohl selten der Fuß eines Wanderers verirrte.

Pater Sever predigte hier nach seiner Gewohnheit vor der dürftig bekleideten Einwohnerschaft des Dorfes. Die braune Kutte machte anfangs einen sichtbar ungünstigen Eindruck, als der Mönch aber seine hohle und doch so gewaltige Stimme erhob, die Nachfolge Christi in Armuth und Demuth predigend, und das üppige Wohlleben der Geistlichen und Laien verdammend: da schloß sich der Kreis dichter um ihn, da drängten sich die Männer mit den bleichen hungernden Gesichtern näher an ihn heran, und sogen ihm gleichsam die Worte von den Lippen, und am Ende sanken sie gar vor ihm auf die Kniee, drückten den Saum seiner Kutte an ihre Lippen und weinten Thränen darauf. Ein alter Mann, dem schon achtzig und mehr Jahre über den Scheitel gegangen sein mochten, erhob das Auge begeistert zu ihm und sprach: „Von wannen kommst Du, frommer Vater? Wahrlich, so würde der heilige Waldus sprechen, der den Armen das Evangelium predigte, wenn er wieder auf die sündige Welt zurückkehrte!“

„Ich habe nichts gemein mit dem Erzketzer!“ erwiederte der Pater streng. Der alte Mann wandte

sich verschüchtert ab. Auch von den Uebrigen schien die fromme gläubige Andacht gewichen; und hätte der Mönch mit Engelzungen gepredigt, so hätte sein Wort kein offenes Herz mehr gefunden: denn finstere Unduldsamkeit wirkt wie strenger Winterfrost auf ein Gemüth voll Sitteneinfalt und ächter Frömmigkeit. Volkmar, der ein Zeuge der Scene war, blieb dieser wechselnde Eindruck nicht verborgen. Die Bemerkung des alten Mannes war von besonderem Interesse für ihn, da er aus Dobrowicza's Mittheilungen sich erinnerte, daß von jener mit Feuer und Schwert verfolgten Secte der Waldenser selbst in Böhmen noch einzelne Gemeinden in stiller Verborgenheit lebten. Er näherte sich dem alten Manne und suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Das offene Antlitz des Jünglings schien dem Greise Vertrauen einzuflößen. „Ach, Junker!“ sprach er, „Ihr fragt nach dem Wohlstande unseres Ortes, fragt lieber nach seinem Elende. Des Abends, wenn wir uns halbgesättigt auf das harte Lager werfen, wissen wir noch nicht, was wir morgen essen werden. Ich habe siebenundachtzig Jahre gelebt und darunter sind sechsundachtzig voll Kummer gewesen. Unsere wenigen Aecker tragen kümmerliche Frucht, und davon bleibt uns kaum die Hälfte für unsern eignen Leib. Warum hat uns der Himmel gar so arm gemacht und Andere so reich, hab' ich oft gedacht. Es war ein sündlicher Gedanke; denn ist nicht Christus auch arm gewesen, und sagt er nicht: Selig sind die Armen, denn ihnen ist das Himmelreich!

Das mildert unser Elend, und wir schauen mit freudiger Hoffnung dem Jenseits entgegen, wo uns Freude die Fülle erwartet. Darum horchten wir so begierig den Worten des frommen Vaters, der aus unsrer Seele sprach.“

„Ihr nanntet den Namen des Peter Waldus,“ forschte Volkmar.

„Den die Kirche als Ketzer verdammt hat, woran uns der fromme Vater so rauh erinnert,“ entgegnete der Greis.

„Ihr haltet ihn nicht dafür?“ fuhr der Jüngling fort.

Jener ließ einen durchdringenden Blick auf ihm ruhen. „Ich habe wenig kurze Tage noch zu leben,“ sagte er dann, „und würde mit Freudigkeit sterben, um durch sie noch den Kranz des Märtyrers zu gewinnen. Nein, Junkherr, ich halte ihn nicht für einen Ketzer, den heiligen Mann, der nach dem Worte des Heilandes alle seine Güter den Armen gab, und das Wort Gottes predigte, wie es aus Christi Munde geflossen. Sind nicht die vielmehr Ketzer, die ihn verdammten, und die in sündigem Wohlleben das Gut verprassen, das sie den Armen abgenommen?“

„Und Eure ganze Gemeinde glaubt, wie Ihr?“ versetzte Volkmar.

„Ich gab Euch meinen Leib preis, ihn zu verderben,“ sagte der Alte. „Ueber das Leben Anderer hab' ich kein Recht.“

„Ich gehöre der heiligen Inquisition nicht an!“ entgegnete der Jüngling stolz. „Ich vergeb' Euch Euren finstern Verdacht, weil Ihr vielleicht schon bittere Täuschungen erfahren haben mögt.“

„Euer Auge ist treu und in Eurem Herzen wohnt gewiß kein Verrath,“ fuhr jener milder fort. „Darum bitt' ich Euch um Verzeihung, so ich Euch gekränkt habe. Ich bin ein alter Mann und habe viel Menschen gesehen; ach, die meisten waren nicht bös und waren so viel Gute darunter, wie unter einem Haufen Spreu Weizenkörner. Ich habe Verfolgungen erduldet und Menschen, die sich Christen nannten, haben uns gehetzt, wie die Meute das todeswunde Wild. Wir wanden das Auge von unserm irdischen Elende zum Himmel und fanden dort Trost und Hoffnung und Erbarmen, das uns die Christenbrüder versagten. Sie haben uns verfolgt und unterdrückt, und konnten uns doch nicht vernichten, denn unser Glaube wird bestehen, so lange es Kinder des Mangels giebt und Kinder des Ueberflusses, so lange es Mächtige giebt und Unterdrückte. Und mögen sie Scheiterhaufen bauen, deren Flamme bis gen Himmel reicht, so werden doch Männer erstehen, die den Armen das Evangelium verkünden, wie Peter Waldus und der Gottesmann zu Prag, der kühne Huß von Hussinetz!“

Die Einwohner hatten sich während dieses Gesprächs größtentheils entfernt, die Uebrigen sich scheu zurückgezogen. Sie beobachteten die beiden Männer mit theilnehmender

Aufmerksamkeit. Volkmar bemerkte die letztere und suchte sich ihr zu entziehen, indem er den alten Mann mit in die Herberge zu gehen bat, wo er eine Schülerin und Freundin des Huß von Hussinetz finden werde. Der letztere Umstand entflammte die Augen des Greises, und er folgte dem Jüngling.

Hatte das Schneegestöber auch nachgelassen, so war der Tag doch schon so weit vorgeschritten und die nächste Ortschaft nach den Versicherungen der Landleute noch so weit entfernt, daß man hier die Nacht zuzubringen beschlossen hatte. Pater Sever hatte sein Lager in dem entferntesten Winkel des Hauses aufgeschlagen, wo er bereits seinen Andachtsübungen oblag. Für Ludmilla war ein Bretterverschlag bereitet worden, der sie von dem großen Wohngemach, das zugleich als Gaststube, Küche und Stall diente, abschloß. Dahin führte Volkmar den Waldenser. Das lieblich sanfte Antlitz Ludmilla's machte sichtbar einen wohlthuenden Eindruck auf den alten Mann; er ergriff mit der rauhen, runzeligen Hand ihre weiche, zarte und führte sie ehrerbietig an seine Lippen. „Ihr kennt und liebt den edlen Meister Huß von Prag, den auch ich hochverehre," sagte er dann, „vergönnt mir darum, daß ich die Hand küsse, die er gewiß schon in der seinigen gehalten."

Auch Ludmilla war freudig überrascht, einen so warmen Freund ihres geliebten, hochverehrten Lehrers zu finden, und es entspann sich ein Gespräch, in dem der Greis eine so weite Lebenserfahrung und eine über

seinen Stand so erhabene Bildung offenbarte, daß Volkmar mit Recht erstaunte. Der Alte wurde allmälig so vertrauensvoll, daß er am Ende nicht nur sich, sondern auch die sämmtlichen Einwohner des Dorfs als Mitglieder der Waldenser bekannte und die Beiden einlud, dem Gottesdienste, der heute stattfinden sollte, beizuwohnen. Volkmar war freudig dazu bereit und Ludmilla stimmte mit ihm überein.

Sobald die Nacht völlig hereingebrochen, erschien der Sohn des Greises, ein rüstiger Mann von etwa vierzig Jahren, die beiden Fremdlinge in die zur Andacht versammelte Gemeinde zu führen. Man fuhr auf einem Nachen über den Arm der Moldau, der das Dorf von der Insel, von der wir eben sprachen, schied. Drüben angekommen, schlug man den Weg nach dem größten der Fischerhäuser ein, und trat in einen Raum, dessen Aermlichkeit mit der Dürftigkeit der Bewohner vollkommen übereinstimmte. Die Gemeinde war schon größtentheils versammelt und lag andächtig auf den Knieen; kaum ein Blick wandte sich nach den eintretenden Fremden. Eine herabhängende Lampe ergoß ein spärliches Dämmerlicht über die Versammlung. Ein dumpfer, eintöniger Gesang eröffnete den Gottesdienst, dann bestieg aus der Mitte der Versammlung ein Redner die Tribüne, die aus einigen Brettern roh zusammengefügt war. Es war der Greis, den wir oben kennen gelernt. Sein Vortrag war schlicht und klar; er erging sich nicht in dogmatischer Mystik, sondern

schmiegte sich genau dem Denkvermögen des Volkes an; die allgemeinen Lehren des Christenthums: Gleichheit aller Menschen, Niedrigkeit vor dem Herrn, Nächstenliebe, waren der Inhalt. Ludmilla war erbaut, wie alle übrigen Zuhörer, und auch Volkmar konnte keinen ketzerischen Gedanken in der Rede finden, vielmehr war ihm, als sei er in eine der ersten ächt christlichen Gemeinden versetzt. Offen sprach er auch seine Meinung darüber aus, als die Betstunde, abermals mit einem Gesange, geendet ward, die Gemeinde still aus einander ging und der Greis zu den Fremdlingen trat. „Ihr bekennt," sagte der Alte darauf, „daß wir nicht todeswürdige Verbrecher sind, und doch sind wir gezwungen, unser christliches Werk im Mantel der Nacht, wie ein Verbrechen, zu thun und Heuchelei zu begehen; denn der Verrath ist beständig wach. Um kein Aergerniß zu geben, müssen wir zur Messe gehen nach dem nächsten Dorfe und den Leutpriester daselbst als unsern Seelenhirten anerkennen."

„Tröstet Euch, es wird vielleicht anders werden!" sagte Ludmilla.

„Das gebe der allmächtige Gott!" sprach der Alte mit einem tiefen Seufzer. —

„Erkennst Du nun die Blindheit derer, die sich Priester der alleinseligmachenden Kirche nennen?" sprach Ludmilla, als sie wieder mit Volkmar allein war. „Wahrlich, sie stürzen sich durch ihren maßloßen Dünkel selbst vom Throne der Macht. Die Tyrannei ist immer selbst ihr ärgster Feind. Das geknechtete, alles irdischen Gutes

beraubte Volk sucht sein Heil in der Ferne des Himmels, schafft sich einen neuen Glauben, an dem es zur That erstarkt, und der ihm endlich auch das irdische Joch abwerfen hilft. Das wird so sein, bis ein neuer Heiland niedergestiegen, der die Menschen gleich macht und frei. Und vielleicht ist dieser Heiland schon gekommen!"

Siebentes Kapitel.

Die Moldau rollte ihre klaren Wellen durch die beeis'ten Ufer; es war ein wunderschöner Wintertag, und ein buntes, lebendiges Treiben wogte durch die Straßen der prächtigen Königsstadt Prag. Dicht am Flusse auf der Kleinseite lag ein vielbesuchtes Weinhaus, zum „goldenen Faß" genannt; daraus besonders schallte lustiger Gesang, Becherklang und Stimmengewirr. Die Vorübergehenden blieben stehen und entfernten sich dann kopfschüttelnd oder lächelnd, je nachdem sie die Sache von ernster oder humoristischer Seite auffaßten; Andere dagegen schienen sich die Schenke als Ziel ihres Ausflugs erkoren zu haben und beflügelten ihre Schritte, als ihnen der Lärm der Zechgenossen entgegenscholl. Dies waren meist junge Leute in der malerischen Tracht damaliger Studenten; den Leib umschloß ein kurzer Waffenrock mit Schlitzen und Puffen, am häufigsten

von dunkler Farbe; spanische Stiefeln mit Goldfranzen und klirrenden Sporen bekleideten den Fuß; um die Schultern hing ein kurzer Mantel, den eine Agraffe, je nach dem Stand und Reichthum ihres Eigners von Silber, Gold oder edlen Steinen, hielt; auf den langen Locken saß keck ein Barett, von dem wogende Straußfedern lustig herabnickten, und an der Seite prangte ein langer Raufdegen, während die Meisten noch einen Dolch im Gürtel trugen.

Wer in das Innere der berüchtigten Schenke trat, dem mußte es glaublicher erscheinen, er befinde sich unter einer Schaar wilder Kriegsgesellen, als unter gesitteten Zöglingen der keuschen Musen. Hinter langen, rauhgehobelten Tischen saßen sie bunt durch einander, vor sich die schweren, vollen Becher, neben sich die blanke Mordwaffe, stets bereit, mit Blut und Tod eine wirkliche oder eingebildete Beleidigung zu rächen. Nebst dem hagern Wirth kredenzte eine üppig geformte, schwarzäugige, nicht allzu sittsam gekleidete Dirne den feurigen Rebensaft und ließ sich gern die Schäkereien der muntern Gäste gefallen, nur zuweilen bei einem allzu kühnen Angriff schalkhaft mit dem Finger drohend. Die Unterhaltung, die kaum noch mit diesem Namen zu benennen war, wurde in lateinischer Sprache geführt; im Feuer des Gesprächs mischten sich aber auch polnische und deutsche Wendungen und Redensarten in den brausenden Redestrom. Aber nicht aus Studenten allein bestand die wackere Versammlung; auch Magister der

freien Künste befanden sich darunter, ja unter manchem Barett befand sich ein geschorner Kopf eines theologischen Lehrers. Die rothen, erhitzten Gesichter bezeugten, daß sie dem Wein eben so eifrig zusprachen, als sie die Gemüther durch lange scharfsinnige Deductionen und Sermone aufregten. Zu jener Zeit bildeten Lehrer und Lernende noch eine Partei, welche die Interessen ihres kleinen Staates gegen äußere Anfechtungen gemeinsam vertraten.

„Ja, so wollen wir zusammenstehen und der ketzerischen Höllenbrut das Haupt zertreten!" schloß ein langer, schwarzgekleideter Magister seine phrasenreiche Rede und schwang zur Bekräftigung seinen Pokal in mächtiger Rechte, und die Fäuste donnerten zürnend auf den Tisch und ein fanatisches „Pereant haeretici!" erfüllte das Gemach. Während dieser Demonstration fielen die Augen Einiger auf eine hohe Jünglingsgestalt, die in der Thür stand, auf den langen Raufdegen trotzig gelehnt, und mit einem sarkastischen Lächeln das wilde Gelag überschauend. Die feinen Stoffe, die den kräftigen Körper des Jünglings bekleideten, bezeugten seinen vornehmen Stand, und die langen blonden Locken, die auf die feingestickte Hemdkrause niederfielen, seinen deutschen Ursprung. Der kurze Mantel war mit Hermelin prächtig verbrämt, und ein großer Edelstein hielt die wogenden Federn auf dem dunklen Barett. Aller Augen wendeten sich endlich fragend nach ihm, der keineswegs in dieser Gesellschaft heimisch zu sein schien;

manche Hand fuhr nach dem Schwerte, um dem Unberufenen die Rückkehr zu verleiden.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr, der Ihr Euch also ungeladen in unsere Gesellschaft drängt?“ fragte einer der Anwesenden barsch.

„Fragt mit besserer Sitte, wenn Ihr ein Recht zu fragen habt, und die Antwort soll Euch nicht entstehen!“ antwortete der Fremde trotzig, mit Ruhe seinen Gegner messend.

„Das Recht zu fragen hat Jeder in unsrer Mitte, ich aber als Haupt der polnischen Nation habe die Pflicht!“ entgegnete jener zornglühend. „Was Ihr von guter Sitte sagt, deß möcht' ich Euch mit meinem Schwerte Zeugniß geben.“

„Volkmar von der Hagen ist nie um einen Finger breit gewichen!“ rief der Fremde vortretend mit starker Stimme und seinen Handschuh mitten unter die Pokale schleudernd. „Hier liegt mein Handschuh! Reißt ihn in so viel Stücke, als Ihr wollt, und wer mir einen Fetzen davon bringt, dem will ich ehrlichen Kampf nicht versagen!“

Das ritterliche Benehmen des jungen Deutschen, so ganz dem Charakter der damaligen Zeit und namentlich der studirenden Jünglinge entsprechend, machte einen sichtbar günstigen Eindruck auf die Gemüther. Der Handschuh blieb unzerrissen, und nur der, der sich als Oberhaupt der polnischen Nation zu erkennen gegeben, bemächtigte sich desselben. Ein junger Mann mit wein-

fröhlichem Gesicht reichte dem Fremden gutmüthig die Hand und sprach: „Laßt's gut sein, Volkmar von der Hagen! Es war ein Irrthum, den Ihr nicht allzu hoch anschlagen wollt! Als Deutscher seid Ihr uns willkommen, denn Eure Nation theilt ja dieselbe Gefahr mit uns, über die wir uns in dieser Stunde zu verständigen suchen. Beliebt es Euch, so nehmt unter uns Platz. Vorerst aber thut mir Bescheid!"

Volkmar erwiederte den Händedruck des Polen, ergriff den vollen Becher und leerte ihn auf einen Zug. Viele beeiferten sich jetzt, ihm einen Platz neben sich einzuräumen und einen vollen Becher zuzubringen. Volkmar trank ohne Zögern. Kathinka, die muntere Kellnerin flog herbei und kredenzte dem Deutschen einen Pokal, indem ihre schwarzen Augen begehrlich auf dem schönen Jüngling hafteten. Volkmar schien es nicht zu bemerken, sein Nachbar aber kniff dem schönen Böhmenkinde zärtlich in die Wangen, daß sie schmollend entfloh.

„Und was sagt Eure Nation zu dem Ungewitter, das über unseren Häuptern sich zusammenzieht?" fragte der lange Magister zu Volkmar hinüber.

„Ich bin so kurze Zeit in Prag," entgegnete der Deutsche, „daß ich kaum oberflächlich von dem Streit unterrichtet bin, der die Hochschule spaltet. Nur so viel hab' ich entnommen, daß die deutsche Nation bereit zu handeln ist, wenn es gilt!"

„Wo man mit unsichtbaren Waffen hinterlistig ficht, da mag ein tapfrer Arm nur wenig nützen!" war

die Antwort. „Unsere Feinde sind verschmitzt, und wo wir hinschauen, da zückt ein Dolch auf unsre Brust. Wenn es uns gelänge, den ketzerischen Huß von seiner Siegeshöhe zu schleudern, so möchten wir froher athmen, denn unsre andern Feinde sind ohnmächtig ohne ihn! Die Thoren wissen nicht, daß es nicht die Nation ist, für die er kämpft, sondern die gottverfluchte Wiclef'sche Lehre, die, Dank unserm Widerspruch! bisher auf der Hochschule noch nicht hat Wurzel schlagen können. Diesen Widerspruch ohnmächtig zu machen, ist sein Sinnen und Trachten. Und er, der die heilige römische Kirche schützen sollte mit Feuer und Schwert, schwelgt in Trunkenheit und Wollust, und badet sich in Bürgerblut —"

„Ruhig, ruhig!" rief Einer dem Redner in polnischer Sprache zu. „Vergeßt nicht, daß die Wände Ohren haben, und daß der Gevatter lauscht, wo man ihn am wenigsten erwartet."

„Ich kenne keine Furcht!" fuhr der Magister fort. „Sein Richterstuhl hat kein Recht an mir!"

„Ihr wäret der Erste nicht, der widerrechtlich blutete! Hütet Euch, hütet Euch! Der Mörder Dolche sind scharf, und die Moldau tief!"

„Und dennoch will ich reden, wie ich's meine!" sprach jener erhitzt weiter. „O Schmach dem Lande, wo ein ketzerischer Irrlehrer offen das heilige Christenthum und die Satzungen der Kirche verhöhnen und mit besudelten Händen in den Staub ziehen darf! Mit

heuchlerischem Munde nennt er sich einen Priester Christi, und ist doch nichts, als ein schnöder Baalspfaffe, der die Stätte verunreinigt, die er betritt."

„Euer Eifer macht Euch blind!" sprach Volkmar dagegen. „Was ich von diesem Manne vernommen, spricht nicht zu seiner Ungunst. Sein Wandel ist fromm, sein Wille gut, und wenn er lehrt, was Euch mißfällt, warum wollt Ihr ihn verdammen, der nach seiner Ueberzeugung spricht? Er ist von hohem Geiste und sein Auge blickt scharf. Sieht es die Dinge anders als wir, warum sollen wir sagen: Er hat Unrecht und sein Werk ist Satan's Werk? Laßt uns vielmehr nach Erkenntniß der Wahrheit streben, und haben wir sie gefunden, sie offen und standhaft bekennen, wie er bekennt, was ihm Wahrheit heißt."

„Ihr mögt wohl selbst ein Ketzer sein!" rief der Magister mit giftigem Hohnlachen.

„Ich bin es nicht!" antwortete Volkmar ruhig. „Aber ich hasse ein blindes Verdammen dessen, der anders denkt, als wir. Ich bin ein ächter Sohn der katholischen Kirche, doch acht' ich den Mann, der furchtlos einem mächtigen Feind gegenüber seine Ueberzeugung vertritt. Wer weiß, ob die Lehre, die Ihr jetzt verachtet, nicht dereinst als glanzvoller Stern am Himmel leuchtet, denn Huß scheint mir fürwahr der Mann, der eine Welt erschüttern könnte!"

„Ihr seid ein feuriger Lobredner des Ketzers!" spottete der Magister. „Meint Eure Nation, sich Rechte

zu erschleichen, die man uns entreißt? Diese mag ich Euch fürwahr nicht mißgönnen."

„Ich veracht' Euren Hohn, sofern Ihr nicht bereit seid, ihn mit dem Schwerte zu vertreten!" antwortete Volkmar.

„Ihr seid unser Mann!" jubelte der junge Pole, der Volkmar zuerst willkommen geheißen. „Laßt Andere über Recht und Unrecht streiten, wir kämpfen um unser Dasein, um unsre Rechte. Mögt Ihr den Huß lobpreisen, wie Ihr wollt; als Glied der deutschen Nation seid Ihr sein Feind und damit gut! Der Kampf ist ehrenvoller, wo wir den Feind achten. Mißfällt's Euch nicht, so bietet Euch Stanislaus Salbinsky den Bruderkuß!"

„Ein treuer Freund ist ein Gewinn!" Die Becher klangen, ein langer Zug und ein warmer Kuß besiegelten den Bund. Der Magister sah mißfällig drein; dann erhob er seinen Becher und rief grollend: „Nieder mit Allen, die unsre Rechte kränken! Nieder mit Allen, die unsern Feinden Freund! Nieder mit allen Feinden der wahren Christusreligion!"

Eh' aber noch die Uebrigen Zeit hatten, die Pokale zu erheben und in das Anathema einzustimmen, ward plötzlich die Thür aufgestoßen, und ein zottiger, starker Hund schaute zähnefletschend herein; die Hände blieben starr an den Humpen, des Magisters Antlitz ward erdfahl, der Pokal entfiel seiner bebenden Hand, während Kathinka sich in den entferntesten Winkel flüchtete

und der Wirth mit gekreuzten Armen auf die Kniee sank. So magisch wirkte das Erscheinen des Hundes. Es war nur zu bekannt, daß, wo er erschien, auch König Wenzel und oft sein Gevatter, der Henker, nicht ferne waren. So pflegte der mißtrauische König oft unvermuthet unter seinem Volke zu erscheinen und schnelle Gerechtigkeit zu üben.

Wirklich dauerte es weniger als eine Secunde und die unschöne Gestalt Wenzel's, den die Geschichte mit dem Beinamen des Faulen bedacht hat, stand auf der Schwelle und ließ die kleinen tückischen Augen über die erstarrte Versammlung schweifen, während ein Hohnlächeln um seine von einem rothen Bart beschatteten Lippen zuckte. „So recht!" sprach er. „Ihr seid wackere Zecher, wie ich sehe, und wißt treffliche Trinksprüche auszubringen. Nicht Alle sind gesinnt, wie Ihr. Ich sehe schon, mein Gevatter wird wieder Arbeit bekommen. — Auch ich bin ein Freund von Trinksprüchen, wenn sie aus aufrichtigem Herzen kommen. Ihr müßt mir Bescheid thun! Und Du dort vor Allen!" fügte er zu dem Magister gewendet hinzu. — „Komm, Gevatter! Merk' auf, wie der hochgelahrte Herr seines Königs Wünsche willig erfüllt! — Holla, Wirth, Wein her!"

Der Wirth überreichte auf den Knieen einen vollen Pokal. Wenzel nahm ihn, ohne den Demüthigen eines Blickes zu würdigen. Eine finstere Mannesgestalt tauchte hinter dem König auf. „Nun denn, auf das Wohl der böhmischen Nation!" rief Wenzel und leerte den Becher

auf einen Zug. „Seid ihr des süßen Weines so voll," fuhr er mit furchtbarer Stimme fort, als die meisten der Anwesenden zauderten, „daß ihr König Wenzel nicht mehr Bescheid thun könnt? Ich weiß einen trefflichen Arzt, der das heiße Blut abkühlt. Sieh' doch, Gevatter, ob der gelahrte Herr dort noch nicht Zeit hat, seinem König Bescheid zu thun."

Der zitternde Magister bequemte sich endlich zu dem Trinkspruche, der seinem Munde wie Ysop dünkte. Viele brachten den Becher an die Lippen, ohne den Wein zu berühren, und ein Fluch schlüpfte über ihre Zunge. Wenzel schlug ein heißeres Gelächter auf, schleuderte den Becher in einen Winkel und dem Wirth ein Goldstück vor die Füße, und die Thür schloß sich hinter den ungebetenen Gästen. Ein dumpfes Schweigen lastete wie Ungewitter über der Versammlung. Der Magister stand noch bleich, mit starren Augen, wie ein Mensch, der vor dem Henkerblocke niederknieen soll. Da brach der Senior der polnischen Nation, Johann Dubolsky, die drückende Stille. Seine Wangen loderten, sein Blut kochte, seine Pulse flogen, und mit nervigter Rechte schlug er auf den Tisch, daß die Pokale klirrten und schwankten, und rief in der Sprache seines Volkes: „Seien wir Brüder zu Schutz und Trutz! Rache, Rache für diese Schmach!"

„Rache, Rache!" klang es dumpf durch die Versammlung, und die Hände verschlangen sich zum Bunde. Wenzel's Gespenst aber schien noch Wache zu halten,

und eine freie Unterhaltung wollte sich nicht mehr entspinnen. Dagegen wirkte der Geist des Weins mehr und mehr und machte die Zungen und die Köpfe schwer. Volkmar ward es unheimlich, und er benutzte die erste Gelegenheit aufzubrechen. Er verwünschte den Zufall, der ihn in diese Schenke geführt. Wider seinen Willen war er von einer Partei fortgerissen worden, deren Interessen ihm noch fremd waren, und daher ihn nicht erwärmen konnten. Auch war ihm von König Siegmund eine ganz andere Rolle vorgeschrieben, als er zu spielen im Begriffe stand. Wie konnte er hoffen, daß Wenzel's Falkenblick ihn übersehen, oder daß sein Bild sobald dem Gedächtnisse des Königs entschwinden würde? Mit welchem Antlitz sollte er ihm aber nun gegenübertreten, ihm, dessen Vertrauen er sich gewinnen sollte? Er zürnte mit sich selbst, daß er der Versuchung nicht hatte widerstehen können, dem Lärm des Zechgelages zu folgen. Der Zweikampf, der ihm bevorstand, kam dabei gar nicht in seinen Sinn; diesen betrachtete er nämlich als nichts, denn ein ritterliches Abenteuer, mehr zu suchen, als zu fliehen.

Unter solchen, keineswegs erfreulichen Gedanken, ging Volkmar fürbaß, um in sein Quartier zurückzukehren, das in der Neustadt lag. Er hatte kaum die Moldaubrücke überschritten, als Gregor ihm begegnete. „Dank sei dem Himmel, daß ich Euch finde!“ rief der alte treue Diener erfreut. „Ich bin nur ruhig, wenn Euch diese Augen bewachen und diese Arme beschützen

können, denn in dieser christlichen Stadt soll es zugehen, wie unter Heiden und Türken. Wo der König ein Narr ist, wie soll da das Regiment das eines Weisen sein? Und ein Narr ist dieser Wenzel, einer von der gefährlichsten Art. Hat er nicht den Beichtvater der verstorbenen Königin ersäufen lassen, weil der fromme Mann sich weigerte, das Beichtgeheimniß dem Tyrannen zu verrathen? Ihr seid über die Stelle gegangen, wo die Unthat geschehen."

„Willst Du Dich um den Kopf sprechen?" warnte Volkmar.

„Ei was! Die da deutsch reden und verstehen, verrathen mich nicht," antwortete Gregor, „denn sie verspeis'ten diese Böhmen sammt ihrem König Wenzel am liebsten mit Haut und Haar. Mir wird bang' um Euch, wenn ich bedenke, daß wir nun Jahre lang hier verweilen sollen, denn es soll kein Tag vorbeigehen ohne blutige Händel. Mein einziger Trost ist, daß Ihr die Waffen nach deutschem Schrot und Korne zu führen versteht!"

So plauderte der Graukopf noch lange fort, ohne daß Volkmar zu einer Erwiederung sich geneigt fühlte. Sie hatten die Altstädter Pforte durchschritten und kamen nun auf den sogenannten Graben. Der Pforte gegenüber, da, wo man es Wprolomenem oder im Durchbruch nannte, befand sich ein Haus, das als Wahrzeichen drei schwarze Sensen trug nnd durch einen an einer Stange hängenden Tannenbusch sich als Wein-

schenke ankündigte. Volkmar war im Begriff vorüberzugehen, als er seinen Namen rufen hörte, und als er sich umsah, den jungen Georg Dobrowicza, Ludmilla's Bruder, erkannte, dessen Bekanntschaft er bereits gemacht.

„Drängt Euch kein besonderes Geschäft," sagte Georg nach den ersten Begrüßungen, „so gönnt mir Eure Gesellschaft bei einem Becher Wein. Lucas Welensky führt einen Keller, der fast mit dem unsres durstigen Königs wetteifern könnte. Seid Ihr mißgelaunt, wie ich fast glauben möchte, so werdet Ihr bald aufgeheitert sein; wir finden Freunde hier, die sich um den Ernst des Lebens keinen Deut kümmern. Kommt, trinkt und schwatzt, damit unsre junge Freundschaft blühe und wachse!" Er faßte den Deutschen unterm Arm und führte ihn in das Weinhaus. Gregor folgte mißvergnügt. Sie traten in eine geräumige Stube, die von Gästen verschiedensten Standes, jedoch lauter Böhmen, gefüllt war. Georg führte seinen Freund nach einem Verschlage in dem entferntesten Winkel des Zimmers, während Gregor sich an das unbesetzte Ende einer langen Tafel niederließ, finster vor sich niederschaute und die rings um ihn schwatzenden, ihn argwönisch musternden Böhmen gar keines Blickes würdigte.

In dem Verschlage, der ein kleines Kloset für sich bildete, saßen mehrere junge Männer, die den eintretenden Georg jubelnd willkommen hießen, aber auch zugleich Blicke der Neugier auf seinen Begleiter warfen. Georg schüttelte Jedem die Hand und stellte Volkmar

dann mit den Worten vor: „Ich hab' einen Freund mitgebracht, von meinem Vater mir auf's wärmste empfohlen, Volkmar von der Hagen! Ich hoffe, Ihr werdet ihn gleich mir willkommen heißen!“

Wohl streckten sich Volkmar einige Hände entgegen, das Willkommen klang aber so frostig, daß die Stirne des Jünglings sich noch mehr verdüsterte, und als er die halblaut gesprochenen, mißbilligenden Worte: „Ein Deutscher!“ vernahm, da flammte Zornesgluth über sein Antlitz. Georg suchte den Sturm vor seinem Ausbruche zu beschwören. „Wohl ist er ein Deutscher,“ sprach er, „aber keiner unsrer Feinde, vielmehr wird er unser Freund sein, wie ich wünsche und hoffe. Ich bürge für ihn; wer hegt noch Zweifel?“

„Keiner!“ rief es im Kreise. „Deine Bürgschaft genügt! Willkommen, willkommen!“ Das freundliche Verhältniß war nun vollkommen hergestellt; die Becher kreis'ten fröhlich, und Georg hatte Recht gehabt, als er sprach, daß der Ernst des Lebens bei diesen Jünglingen wenig heimisch sei.

Lucas Welenski, der Wirth zu den schwarzen Sensen, schien seinen jungen fröhlichen Gästen eine besondere Neigung zugewendet zu haben, denn er ließ sich selbst zu ihrer Bedienung herab und erfüllte das Schenkenamt mit solchem Eifer, daß niemals ein leerer Pokal vor einem der Zechgenossen zu finden war. Dabei wußte er manchen muntern Schnack zu erzählen, der Stoff zum Lachen und zur Unterhaltung gab. Vor-

züglich aber machte er sich mit Volkmar zu schaffen, dem er, wie er sagte, das böhmische Leben von seiner schmackhaftesten Seite zu kosten zu geben trachtete. „Ihr werdet sehen," sagte er, „daß es Euch in Prag behagen wird. Wer hätte je in Libussa's Stadt gelebt, und wäre heiteren Angesichts daraus geschieden? Prag ist die gebenedeite unter den Städten, denn sie ist eine Sonne, die ihre Strahlen über die halbe Welt sendet. In ihr fließt der Born der Weisheit, und alle Völker senden ihre Jünglinge, daraus zu schöpfen! Sie wird der Welt eine Fackel anzünden, daß die Wahrheit an das Licht treten wird, und die Lügenpropheten sich schämen müssen. Wer sagt, daß die Zeiten des großen Podiebrad und Ottokar's wiederkehren werden? Nein, die neue Zeit wird siebenzigmal siebenmal größer sein! Eure Landsleute, edler Herr, leugnen das freilich, weil die Sonne sie blendet, die aufgeht über der sündigen Welt, aber der Tag wird kommen, wo selbst die Blinden sehen werden."

Volkmar hörte dem Manne lächelnd zu, und war geneigt, die hochtönenden Tiraden für Wirkungen genossenen Weines zu halten. „Meister Lucas ist einer von den neuen Propheten!" belehrte ihn Georg lachend. „Er wird mit der Wurfschaufel einherziehen und den Weizen von der Spreu sichten und die Tenne des Herrn reinigen. Ihr wißt noch nicht, Junker, daß wir auf classischem Boden stehen, und ich bewundere unsern Ganymed, daß er bisher Enthaltsamkeit genug hatte, Euch

mit den Geheimnissen dieses Hauses nicht vertraut zu machen. Es ist ihm in der That schwer geworden, denn ich sehe ihn von Begierde brennen, Euch einzuweihen!"

„Spottet nicht!" antwortete Welenski. „Die Sache ist ernsthaft genug. Denn wißt, edler Herr, dies schlichte Haus ist vielleicht erkoren, das neue Licht zu gebären, das über die Menschheit ausströmen soll. Erlaubt, daß ich Euren Becher zuvor fülle, denn keine Pflicht darf der andern nachstehen. — Auf Euer Wohl! Es ist ein köstliches Naß. — Nun denn, es war im Jahre unsres Herrn und Heilandes Eintausendvierhundertundvier, als zwei Männer aus England in unsrer lieben Stadt Prag ankamen, um daselbst der Studien zu pflegen. Der Eine von ihnen hieß Jacobus und gab sich für einen Baccalaureum der heiligen Schrift aus, der Andere nannte sich Conradus aus Kandelburg gebürtig, welches eine vornehme Stadt in England sein soll. Sie nahmen ihr Losament in meinem Hause und lebten einträchtig und sittsam, wie es Männern vom Worte Gottes ziemen will. Sie schienen auch eifrig in ihren Studiis und gingen fleißig in's Auditorium, wo man die heilige Schrift zu lesen pflegte, und ich hörte zu meiner Freude, wie sie so gar erfahren in den heiligen Schriften wären, und an die gelahrtesten Männer Fragen thäten von absonderlichem Scharfsinn. Bald aber wurden sie noch berühmter, und die jungen Studiosen, die ihre Kanne bei mir tranken, sprachen fast

von nichts Anderem, als von den beiden Gottesgelehrten aus England. Unter den Fragen, die sie in dem Auditorio gestellt, hab' ich leider nur folgende behalten: »Ob der Papst mehr Macht habe, denn ein anderer schlechter Priester? Item, ob das gesegnete Brot oder der empfangene Leib des Herrn bei des Papstes Messe mehr Kraft habe, als bei eines andern schlechten Priesters Messen? Wann man sie deretwegen zur Rede setzte, gaben sie zur Antwort, daß sie es von wegen ihrer Befestigung im Glauben thäten. Auf eine Zeit aber trat M. Leonhardus Duba herfür und sprach: »Ihr Söhne, von wannen seid ihr?« Und sie antworteten: »Wir sind von wegen des Studii aus England hierher gekommen.« Da roch nun gleich der hochwürdige Herr Ketzerei und sprach: »Dieweil Ihr daselbst ausgegangen, so giebt es allda viel Sectisten; vielleicht seid Ihr auch irrig, wie wir es denn aus Euren Fragen vernehmen können. Derowegen will ich Euch, von wegen meines Amts, geboten haben, daß Ihr forthin unser Lectorium mit diesen Euren Irrthümern meiden sollt. Dafern Ihr Euch aber hierin ferner einlassen würdet, so müßtet Ihr, vermöge Kaiser Karl's, hochlöblichster Gedächtniß, Statuten und Privilegien mit Feuer verbrannt werden.« — Also verhießen sie, es zu unterlassen. Nichts desto weniger streuten sie einen Samen aus, der in den Herzen der jungen Gottesgelehrten gar lustig aufging, und absonderlich war es der junge Magister Johannes Huß, dessen Herz voll ward von den neuen Dingen. Ich

hab' Euch schon gesagt, daß die zwei Engländer in meinem Hause Herberge genommen; dieselben baten mich nun einesmals, daß ich ihnen erlauben wolle, den Saal, den sie inne hatten, ausmalen zu lassen. Ich erlaubte es gern, theils meines Hauses Zierde wegen, theils weil sie so ehrbare Männer waren, daß ich sie liebgewonnen und ihnen nichts abschlagen konnte. Als nun das Werk fertig war und sie mich einführten in den Saal, da war es, als ob sich mein Herz umdrehte in meiner Brust und als ob eine Binde von meinen Augen falle, die mich bisher blind gemacht. Was aber die Malerei zu bedeuten hatte, das müsset Ihr selbst sehen, und ich kann's Euch nicht beschreiben. Darum, wenn's Euch beliebt, edler Herr, so folgt mir nur wenig Schritte weit!"

„Es bleibt Euch fürwahr nichts Anderes übrig," sagte Georg ermunternd, „denn Meister Lucas läßt nicht ab von Euch, bis Ihr seinen Wunsch erfüllt. Auch ist die Sache wohl der Mühe werth, und läßt sich ganz Prag ihrer nicht verdrießen."

Volkmar erhob sich und folgte dem Wirth, der ihn eine schmale Treppe hinauf in einen ziemlich geräumigen Saal führte, dessen Wände mit grellen Farben über und über bemalt waren. „Seht Ihr," erklärte Welenski mit einer Miene des Stolzes, „auf dieser einen Seite hält unser Heiland Jesus Christus seinen Einzug in Jerusalem, reitend auf einer Eselin in schmucklosem Gewande, barfuß und barhäuptig. Weiterhin

findet Ihr die Passion abgebildet; der Herr von Judas verrathen und gefangen, vor den Richter geführt, mit Ruthen gegeißelt, mit Dornen gekrönt und von den rohen Kriegsknechten in's Angesicht geschlagen; alle seine Jünger haben ihn verlassen, er ist allein unter seinen Peinigern; nun wird er zum Kreuzestod verurtheilt und dem Volke vorgestellt. Seht, wie die elenden Juden rufen: »Kreuzige, kreuzige ihn!« Dort schleppt er das Marterholz zum Richtplatz und sein heiliger Leib erliegt unter der Last; schüchtern folgen die Seinen und haben nur Thränen für sein Elend. Dort hängt er am Kreuze, der Gottmensch; sein blutendes Haupt ist auf die Brust gesunken, in welche der Kriegsknecht seine Lanze gestochen hat. Nur Maria, die Schmerzensmutter, und Johannes stehen noch unter dem Kreuze und beweinen den geschiedenen Erlöser. — Und kehret Euch um und schauet den Wandel der Nachfolger und Stellvertreter Christi auf Erden! Sehet, wie der Papst in goldenen Gewändern und die Cardinäle auf Rossen mit kostbaren Decken zu Rom prächtig einziehen. Dort sitzt er auf goldenem Sessel, die dreifache goldene Krone auf dem Haupte statt der Dornenkrone Christi; auf seidenen Polstern ruht er und schwelgt an brechenden Tafeln. Ach, sehet, wie gar arm unser Herr und Heiland war!"

Welenski hatte dies Alles mit einer natürlichen Beredtsamkeit vorgetragen, die das Ergriffensein seines Innern verkündete. Auch Volkmar betrachtete die Ma-

lerei mit ernstem Interesse. Die Künstler hatten in der That die treffendsten Contraste gewählt, um die Ueppigkeit der Stellvertreter Gottes auf Erden der apostolischen Armuth Jesu gegenüber recht zu veranschaulichen und dem Volke in's Herz zu graben. „Ganz Prag wallfahrtet zu meinem Hause," fuhr der Wirth fort, „besonders seitdem der ehrwürdige Johannes Huß von diesem Malerwerk in seinen Predigten Meldung gethan, sagend, daß dies eine rechte Figur wäre. Gesegnet seien jene Männer aus England, die den Böhmen ein Licht aufgesteckt und Wohlstand in mein Haus gebracht!"

„Was ist aus ihnen geworden?" fragte Volkmar mit Theilnahme.

„Sie weilten noch geraume Zeit allhier," entgegnete Welenski, „und fuhren fort, nach ihrer Weise zu lehren, und standen mit Huß und dem hochwürdigen Magister Hieronymus fast wie für einen Mann gegen alle Anfechtung und Verfolgung. Nachher haben sie aber den Wanderstab ergriffen und den Staub von den Schuhen geschüttelt, und ich habe nichts mehr von ihnen vernommen."

Als Volkmar zu seinen neuen Freunden zurückkehrte, fand er den kleinen Kreis in freudiger Aufregung. Alle drängten sich um einen jungen Mann, den Volkmar noch nicht gesehen, und der sogleich einen fragenden Blick auf ihm ruhen ließ. Georg Dobrowicza machte auch jetzt den Vermittler. Den jungen Deutschen überlief

es eiskalt, als er die Worte hörte: „Georg von Pretislaw, Ludmilla's Bräutigam!" Er warf einen gluthvollen Blick auf den Böhmen, dessen höhnisches Mienenspiel über das ihm gewordene Glück zu triumphiren schien. Hatte er ihn vorher schon mit einem gewissen Widerwillen betrachtet, so haßte er ihn jetzt im tiefsten Grunde seines Herzens. „Nein, diesen Menschen kann ein Engel, wie Ludmilla, nimmer lieben!" sprach er zu sich selbst. „Diese Basiliskenaugen können nimmer in dem Spiegel ihrer reinen Seele lesen, diese in schnödester Selbstsucht verkohlte Brust kann nimmer erwärmen vom keuschen Feuer der Liebe, dieses Antlitz, von den Spuren eines durchschwelgten Lebens gezeichnet, kann nimmer wieder aufblühen unter dem Sonnenstrahle ihrer Liebe. Lächle nur, triumphire nur! Das Glück, das Du mit beiden Händen zu halten wähnest, weil es Dir unverdient in den Schooß gefallen, das Du nimmer zu würdigen wissen würdest, weil Du es nicht verstehest, ist für Dich auf ewig verloren!"

Als ahne Pretislaw, was in dem Gemüthe des Deutschen vorging, war sein Benehmen gegen diesen kalt, gemessen und förmlich. Nachdem der erste Tumult der Aufregung vorüber, bemächtigte er sich der Unterhaltung. Er begann von seinen Reisen zu erzählen, von denen er eben zurückgekehrt, und beschrieb mit geschwätziger Ausführlichkeit die Länder, Städte und Menschen, die er gesehen; nun sei er zurückgekehrt, um sich den häuslichen Herd zu gründen, und vernehme mit großer Freude,

daß Ludmilla schon sehnsuchtsvoll des Bräutigams harre. Ein Blutstrahl schoß bei diesen Worten in Volkmar's Stirne; seine Hand ballte sich, um den Prahler zu züchtigen, aber die Klugheit bewältigte seinen Zorn. Pretislaw bemerkte davon nichts; er fuhr in seiner anmaßenden Weise zu sprechen fort: „Wie ich bereits vernommen, hab' ich einen vulcanischen Boden betreten, und ich will nicht leugnen, daß der Wunsch, an dem Kampf zwischen unsrer böhmischen Nationalsache und den fremden Eindringlingen Theil zu nehmen, zum Theil mich bestimmte, in's Vaterland zurückzukehren. Wir müssen und werden siegen gegen die Anmaßung dieser fremden Nationen, die wir zu unsrer Schande schon so lange geduldet. Auf unsrer Seite ist das Recht, das wollen wir festhalten bis zum letzten Blutstropfen, und Tod sei Jedem, der daran zu tasten wagt!"

„Unser Recht wird uns bleiben!" entgegnete Georg, bemüht, das Gespräch wieder in andere Gleise zu lenken. „Wir haben einen tüchtigen Kämpfer an unsrer Spitze. Auf ihn wollen wir bauen. Heute aber wollen wir an nichts denken, als an die Freude des Wiedersehens und dieser Freude einen vollen Becher widmen! — Volkmar von der Hagen, wen mein Vater seinen Freund nennt, den nenn' ich meinen Bruder! Wohlan, auf Du und Du!"

Die Becher klangen; die neuen Brüder reichten sich die Hände. Auch Volkmar war warm geworden von dem feurigen Rebenblut; er nahm lebhafter an der

Unterhaltung Theil, die wiederum auf die alle Herzen der Hochschüler bewegende Tagesfrage umzuschlagen drohte. Da mochte dem alten Gregor, dem keine Wendung des Gespräches entgangen war, bange werden um seinen jungen Herrn, er trat höflich grüßend in den Verschlag und flüsterte Volkmar einige Worte in's Ohr. Dieser stand rasch auf, beurlaubte sich von der Gesellschaft und folgte, nachdem er seinen Wein reichlich bezahlt, dem alten Diener, der ihm erst, als sie schon weit von den schwarzen Sensen entfernt waren, gestand, daß er sich eine Nothlüge erlaubt, um ihn neuen Verwickelungen zu entreißen. Volkmar dankte dem Treuen in seinem Herzen.

Der junge Deutsche war aber noch einige Zeit nach seiner Entfernung in Welenski's Weinschenke der Gegenstand des Gespräches. „Wer ist denn nun eigentlich das blonde Bürschchen, das Du gewürdigt hast, Deinen Bruder zu nennen?" fragte Pretislaw.

„Mein Vater empfahl ihn mir als einen zukünftigen Schüler und Jünger unsres allverehrten Huß!" antwortete Georg. „Als solcher gehört er nicht zu unsern Feinden, und ist vielmehr einer der Unsrigen. Mein Vater muß ihn geprüft und ächt erfunden haben, denn er vertraute ihm das Geleite meiner Schwester gen Prag!"

Pretislaw antwortete darauf nicht, aber seine kleinen Augen schoßen einen eigenthümlich glänzenden Strahl und seine schmalen Lippen schloßen sich enger zusammen.

Welenski floß über von dem Lobe des Jünglings und pries den Ernst, mit dem er die Wirkung seiner Malerwerke aufgenommen. „Und wäre der junge Mann,“ schloß er, „auch noch ein Papist gewesen, als er über diese Schwelle trat, so setz' ich mein Haupt zum Pfande, daß er als einer der Unsrigen gegangen ist. Meine Bilder haben schon Manchen der reinen Lehre gewonnen!“ —

Die Bewegung, welche die Gemüther der studirenden Jugend Prags in Gährung versetzte, sproßte aus einer tiefern Wurzel, als es äußerlich den Anschein hatte. Kaiser Karl IV. hatte im Jahre 1348 die Universität zu Prag gestiftet, nach dem Muster der Pariser einrichten lassen und sie mit vielen Rechten und Freiheiten begabt. Alle die hochberühmten Klosterschulen, an denen Deutschland reich geworden, traten nun in Schatten gegen die neue Carolina alma, welche durch die Mannichfaltigkeit der Lehrgegenstände und den Zusammenfluß der namhaftesten Gelehrten von ihnen unerreicht bleiben mußte. Die großen Privilegien, die Anmuth des Ortes und seine geschichtlichen Erinnerungen zogen aus allen Theilen Deutschlands eine ungeheure Zahl von Lernenden herbei, und es sollen oft mehr als vierzigtausend Lehrer und Lernende ihre Wohnung dort aufgeschlagen haben. Ein alter Chronist sagt: „Aber bei diesem Aufnehmen, Flor und Wohlstand ist sie nicht viel über vierzig Jahre verblieben, und hat hernach geschwinde zu fallen und in Abnehmen zu

kommen angefangen, und zwar sonderlich aus dreien Ursachen.

Es waren etliche hundert Jahre von den römischen Päpsten die Christen in große Finsterniß und grausame Irrthümer und Aberglauben vertieft, und so von der evangelischen Wahrheit abgeführt worden, daß von dem christlichen Glauben in den Predigten fast nichts mehr gehört, sondern Alles den erdichteten guten Werken, Meßhören, Klostergelübden und dem päpstlichen Ablaß und Losbindung zugeeignet wurde. Weil aber der barmherzige Gott seine arme, verlassene Christenheit in solchen kräftigen Irrthümern nicht länger wollte stecken lassen, hat er im Jahr 1369 Johannem Wiclefum, deutsch Weißlöw genannt, erweckt, der in England wider das verfinsterte Papstthum öffentlich zu lehren und zu schreiben angefangen und in vierzig Artikeln des Papstes angemaßter Hoheit, der Stümmelung des heiligen Abendmahls, dem Meßopfer, der eigenen Genugthuung für die Sünde, dem Fegfeuer und andern päpstischen Greueln gewaltig widersprochen, und weil er Alles aus der heiligen Schrift dargethan und erwiesen, großen Anhang und Beifall gefunden. Ob nun zwar die Päpste diesen Mann heftig verfolgt, seine Bücher im Jahr 1375 verdammt, und endlich im Jahr 1387 seinen begrabenen Körper aufgraben und öffentlich verbrennen lassen: so haben sie doch seine mit dem Worte Gottes übereinstimmende Lehre nicht tilgen können, sondern zulassen müssen, daß im Jahr 1393 D. Johannes

Huß und Hieronymus von Praga dieselbige in Böhmen und sonderlich auf der Universität zu Praga ungescheut gelehrt, und deswegen einen großen Zulauf und Beifall erlangt.

Daher zwischen Päpstischen und Hussitischen nicht allein auf den Kathedern und in öffentlichen Zusammenkünften der Universitätsverwandten täglich viel Streits und Gezänks sich erhoben, sondern es haben auch die Studenten in zwei Parteien sich getrennt, einander auf's Aeußerste gehaßt, oftmals einander feindlich angegriffen, sich gerauft und geschlagen, und ist manches ehrliches Mutterkind darüber des Nachts erwürgt und hernach in die Moldau geworfen worden, daß Niemand hernach, wohin es gekommen, hat erfahren können."

So weit unser ehrlicher Chronist. In der That war Prag damals der Herd der reformatorischen Bewegungen in Deutschland, und der helle Geistesfunke, der von Wiclef ausgeströmt, wurde von Johannes Huß und Hieronymus treu gepflegt und genährt. Aber der Feind lauerte und scheute kein Mittel, die aufkeimende Lehrfreiheit und Huß' Streben, die Universität von der Kirche zu emancipiren, zu unterdrücken. Die Hierarchie sah sich durch das freie Wort des Reformators in ihrem innersten Wesen gefährdet und mußte deshalb alle Kräfte aufbieten, den kühn fortstrebenden Geist der Lichtmänner in Schranken zu halten. Es fiel ihr nicht schwer, unter den Lehrern der Hochschule selbst eine reagirende Partei zu bilden, denn seine Lehre nicht nur, sondern auch der

ungeheure Zulauf, dessen sich Huß und seine Mitkämpfer erfreuten, erweckten ihm eine große Menge von Feinden und Neidern.

Leider fügten die Umstände es so, daß Huß selbst seinen Gegnern das Mittel in die Hand geben mußte, seinen Wirkungskreis einzuschränken und die Blüthe der Hochschule zu zerstören. Die ganze Gemeinschaft der Universität zerfiel nach der Weise ihres Musters Paris in vier Nationen, die böhmische, polnische, bairische und sächsische, die bei allen Universitätsangelegenheiten und akademischen Beschlüssen mit gleicher Stimmberechtigung entschieden. In diesem letztern Punkte war man von dem Muster abgegangen, das die einheimische Nation den fremden als ein Ganzes gegenüberstellte und also der französischen Nation drei Stimmen gab, während jeder der drei ausländischen Nationen nur eine Stimme zuerkannt wurde. Das Bestreben der Böhmen, als die ächten Söhne des Vaterlandes sich eines überwiegenden Vorranges auf ihrer Hochschule erfreuen zu wollen, verursachte andererseits das engste Zusammenhalten aller Ausländer, die man bald unter dem allgemeinen Namen der Deutschen begriff. Es konnte nicht fehlen, daß bei jeder entscheidenden Frage die drei Nationen zusammenhielten, so daß die Böhmen jedesmal überstimmt wurden und sehen mußten, wie die Gegner das Uebergewicht in den Angelegenheiten der Universität sich aneigneten. Diese Parteilichkeit ward Anlaß zu tausendfachen Zänkereien und ernsthaften Fehden; ein gründ-

licher Haß entbrannte zwischen Böhmen und Deutschen. Die auswärtigen Lehrer, in ihrem Ehrgeiz gekränkt und von der Kirche unterstützt, stellten sich als reagirende Partei dar, suchten die Macht der freisinnigen böhmischen Lehrer zu brechen und sie durch Ueberstimmung von den Aemtern zu entfernen, wo sie sich und ihren Lehren Einfluß verschaffen konnten. Vor Allem schmerzlich fühlte Huß dieses Unterliegen seiner Nation; er erkannte nur zu bald, daß es vorzüglich auf Unterdrückung seiner Bestrebungen abgesehen sei, namentlich als er durch Ueberstimmung der Deutschen an der Erwerbung eines geistlichen Amtes behindert worden war. An ihn lehnte sich die böhmische Partei, als an einen mächtigen Vorkämpfer. Er versprach, den Streit zu schlichten, so daß die Fremdlinge in gutem Frieden aus Prag ziehen sollten.

Als die vier Nationen sich am 11. Mai 1408 zur Wahl eines neuen Dechanten im Collegio Carolino versammelten, begannen die Feindseligkeiten einen bestimmten Charakter anzunehmen. Huß nahm in einer donnernden Rede drei Stimmen für die böhmische Nation in Anspruch und stützte diese Forderung nicht allein auf die Erfahrung, die bisher bewiesen, in welch' offenbarem Nachtheile die Böhmen sich befänden, sondern auch namentlich auf die Stiftungsurkunde der Universität, die ausdrücklich besagte, daß die Akademie zu Prag nach dem Muster der Pariser Hochschule eingerichtet werden sollte. Wegen Abstellung dieser Ungerechtigkeit

versicherte er beim König Wenzel einkommen zu wollen, und gab dadurch das Signal zum Kampf um Sein oder Nichtsein. Nicht nur die Wahrheit, die auch seine Gegner anerkennen mußten, war auf seiner Seite, sondern er fand auch eine gewaltige Stütze an seinen Mitstrebenden, Hieronymus von Prag und Peter von Dresden. Alle einflußreichen Böhmen unterstützten durch Geld und ihr Ansehen die Sache, die eine Nationalsache zu werden begann. Da Huß zudem Beichtvater der Königin Sophia war, so fürchtete man nicht ohne Grund seinen Einfluß beim König. Diesem zu begegnen, kamen die Deutschen ebenfalls mit einer Petition beim Könige ein und nöthigten Wenzel dadurch, der eine Auswanderung der ausländischen Studirenden und in deren Folge eine Entvölkerung der Universität fürchten mochte, so sehr er auch für die böhmische Nation gestimmt war, eine offene Parteinahme zu vermeiden. Die Böhmen selbst aber kannten in ihrer Leidenschaft diese Rücksicht nicht, und bewaffnete Bürgerhaufen erschienen nicht selten vor dem Collegio Carolino, um durch das Schwert den Deutschen ihre Vota abzuzwingen. So war fast ein Jahr unter nutzlosen Unterhandlungen vergangen und die Zeit der neuen Rectorwahl nahte heran. Mittlerweile waren die deutschen Magister, Baccalaureen und Studenten zusammengekommen und hatten sich sämmtlich durch einen Eid bei Verlust des rechten Daumens verbunden, sofern es nicht nach ihrem Willen geschehen und der König ihnen ihre

drei Stimmen absprechen würde, sammt und sonders und unverzüglich aus Prag ziehen zu wollen. „Ihr lieben Söhne," sprach der Magister Reiner bei dieser Gelegenheit, „Ihr wisset sämmtlich wohl, daß die Prager Städte unser nicht entrathen können; wenn wir hinweg sind, so werden uns der König, die Prager und ihre böhmischen Magister nachsenden und bitten, wiederzukommen. Wird es uns dann gefallen, so können wir's thun; doch wollen wir sie dann allererst recht vorfassen, daß sie nach unserm Willen leben müssen." —

Der Nachthimmel wölbte sich klar und blau mit seinen tausend und abertausend Sternen über die winterliche Flur; der königliche Hradschin und der Wisscherad reckten ihre stolzen Häupter in die Luft und ein Kranz von Schnee umgürtete sie, wie ein Reis voll blühender weißer Rosen; die ehrwürdigen Trümmer des Libin, der uralten Burg Libussa's, der Gründerin Prags, umwob der Sternenschein wie ein magisches Netz und die Geister der böhmischen Amazonen schienen ihren Reigen darüber zu tanzen; die ganze prächtige Hauptstadt lag in tiefer Ruhe, die Thürme und Kuppeln der zahllosen Kirchen ragten wie Klippen aus dem weiten Häusermeer empor; ein weißer Schneemantel deckte weithin die Fluren, welche die Moldau wie ein blaues Band durchschlang, und die fernen Berge verschwammen mit dem Blau des Horizonts.

Von der Warte aus, auf die wir unsere Leser führen, genoß man einen reizenden Fernblick über die

Stadt und das herrliche Thal der Moldau; aber die Bewohner dieser Warte kümmerten sich nicht um das nächtliche Panorama, ihr Blick schien allein an den gestirnten Himmel gefesselt, dessen goldne Bilder ein großes Fernrohr dem sterblichen Auge näher rückte. Daneben auf einem Pfeilertischchen lagen schwere Folianten aufgeschlagen und Tabellen und Pergamente, mit wunderlichen Zeichen beschrieben, entrollt. Ein hoher stattlicher Mann, in einen schwarzen, pelzverbrämten Talar gehüllt, stand davor. Um die hohe Stirn quoll braunes, glänzendes Haar; die Augen strahlten lebendige, geistige Gluth; die gebogene Nase, der fein geschnittene Mund zeugten von Geist, die bleichen Züge von vielen Nachtwachen und tiefen, ernsten Studien. Die Rechte hielt einen Stift, mit dem sie auf ein Pergament die Resultate der astrologischen Beobachtungen niederschrieb. Jetzt schien er in verwickelte Berechnungen verloren, und das Haupt stützte sich müde auf die weiße, magere Hand, durch deren feine Haut das blaue Geäder schimmerte. Dieser Mann war Johannes Huß von Hussinecz, Baccalaureus der Theologie, Magister der freien Künste, Professor an der Universität, Volksprediger an der Capelle zu Bethlehem, der Stolz und der Ruhm der Prager Hochschule, ein Gelehrter im vollsten Sinne des Worts, von tiefem Wissen und einem Geiste, der sich frei und furchtlos über seine Zeit erhob. Neben ihm stand ein anderer Mann von ritterlicher Haltung, aber ebenfalls mit dem Talar des Gelehrten bekleidet.

Sein schönes Auge ruhte theilnehmend auf dem Freunde, und seine Lippen schienen eine Besorgniß ausdrücken zu wollen, die doch zurückgehalten wurde von der Furcht, den forschenden Astrologen zu stören. Als aber Huß das Auge wie träumerisch gen Himmel hob, legte jener die Hand auf seine Schulter und sprach sanft: „Du solltest mehr an Deine Gesundheit denken, Johannes!"

„Ich fühle keine Ermattung," antwortete Huß, „noch fürcht' ich, daß mein Leben um eines Fingers Länge dadurch verkürzt werde. Das Buch des Himmels ist jetzt so selten in seiner ganzen Herrlichkeit aufgeschlagen, daß wir mit den Stunden geizen müssen, wo wir gewürdigt werden, darin lesen zu dürfen."

„Sind Deine Berechnungen geschlossen?" fragte der Andere.

„Sie sind es," versetzte Huß. „Du weißt es, ich vermied bisher, mein eignes Horoskop zu stellen, weil ich es für Vorwitz hielt, mein Schicksal zu entziffern; vielleicht auch war es menschliche Schwäche, die mich ein dunkles Loos fürchten machte. Heute that ich's endlich."

„Und was lasest Du?"

„Die Sterne verkünden mir einen frühen gewaltsamen Tod," entgegnete Huß gefaßt. „Das stimmt auch mit meinem Traume zusammen, in dem ich ein großes Feuer sah, das nach mir leckte mit glühenden Zungen, bis es mich ganz ergriff und verzehrte. Aber, wunderbar! ich sah, wie die glimmenden Brände nach

allen Winden flogen, und wo sie niederfielen, da stand das Land in Flammen. — Seit meiner frühen Jugend war mir das Feuer ein heiliges Element. Ich sah oft träumerisch in die Gluthen, wie wir an weichen Sommerabenden wohl in den klaren Wasserspiegel schauen, als lächle uns ein trautes Antlitz daraus entgegen. Die alten Weisen lehren, daß die Welt aus Feuer entstanden: kann es denn einen schöneren Tod geben, als in dem Urelement aufgelös't und durch dasselbe mit dem ewigen Lichtstrom vereinigt werden?"

„Du schwelgst mit rechter Wollust in Bildern des Todes!" sagte der Andere darauf. „Ist das aber recht, Johannes? Freudigen Muthes sollen wir dem Tode entgegensehen; so lange uns aber das Leben blüht, sollen wir an das Leben nur, an sein Wirken und Schaffen denken."

„Du weißt es selbst, mein Hieronymus, daß ich im Strome des Lebens mit vollen Kräften schwimme," versetzte Huß. „In einsamen Stunden aber, wo das Leben wie ein schönes Abendroth hinter mir verglüht, da beschäftige ich mich gerne mit dem Tode, der mir ein lieber Freund geworden. Mag es kommen, wie Gott will! Seiner Fügung hab' ich mich übergeben vom Anfang meines Lebens an, und er wird es leiten bis zum Ende. Ich habe der Feinde viel, denn ich bin ein Lehrer der Wahrheit, und die Wahrheit muß viel Feindschaft dulden. Ihre Dolche zielen nach meinem Herzen, und sie werfen ihre Schlingen aus, mich zu

sahen; aber der Herr ist unser Schutz, und die gerechte Sache mein Trost. Hätte mein Herz ein Atom von Furcht gekannt, so hätte ich die Ruthe des Zorns nicht erheben dürfen gegen die Gottlosen, denn ihre Zahl ist Legion und ihre Macht größer als die der Gerechten."

„Ihre leibliche Macht mag größer sein," entgegnete Hieronymus von Prag; „wir aber streiten nicht mit irdischen Waffen, und im geistigen Kampfe müssen sie unterliegen, wie das Licht ewig siegen wird über die Finsterniß. Haben wir nicht schon herrliche Frucht geerntet? Dein Name fliegt durch das Vaterland wie ein Engel der Verheißung, das arme, leiblich und geistig geknechtete Volk schaart sich zu Deinen Füßen und schöpft aus dem Borne der Wahrheit, wie aus einem lebendigen Strom."

„O mein Volk!" seufzte Huß, das klare Auge gottbegeistert gen Himmel gewendet. „O daß ich dir deine leiblichen Ketten nehmen könnte, wie ich dich aus geistiger Haft befreien will mit der Hülfe Gottes! Du bist in den höheren Kreisen des Lebens geboren, mein Hieronymus; Du hast nie das Elend der Armen in seiner ganzen Nacktheit gesehen; meine Wiege aber stand mitten unter diesem Volke. Die Dürftigkeit war meine Amme und die Armuth zog mich groß; ich hörte den Schmerzensruf der Unglücklichen und sah sich ihr Auge hülfesuchend gen Himmel kehren und die Priester und Herren dieser Erde anklagen vor dem ewigen Richter. Ich sah die Hirten in Ueberfluß schwelgen, und die Heerde

darben, und fragte in kindischem Zorne: Ist das die Weltordnung Gottes? Nein, die Menschen haben es so gemacht, antwortete mein Inneres, und Gott duldet es nur in seiner Barmherzigkeit, bis das Maß seines Zornes voll ist; dann wird er sich Herzen erwecken aus den Steinen und seine Kämpfer ausrüsten mit dem Schwerte der Wahrheit. Das ist der lang ersehnte Messias, der immer wiederkehren muß in neuer Gestalt, so lange noch ein Unfreier sich nach der Freiheit sehnt. Ich war zum Priester bestimmt, denn in dem Schooße der Kirche glaubten die Meinen den Sohn, dem sie keine irdischen Güter zu geben vermochten, wohl gebettet. Ich lebte der Wissenschaft mit ganzer Seele, ich versenkte mich in die Weisheit unsrer heiligen Christusreligion und vergaß darüber die Schlacken, mit denen ihre Priester sie umhüllt; auch fühlte ich mich menschlich schwach, denn mein Gemüth liebt den Frieden. Ich hätte fürwahr auch den Streit nicht begonnen, wäre nicht eine höhere Weihe über meine Seele gekommen. Du weißt es, wie ich zagte, als Du Wiclef's Lehrsätze mir vertrautest, und wie ich mich entsetzte vor der Wahrheit, die in Flammenzungen daraus redete. Und ich gab Dir den Rath, sie zu verbrennen oder in einen See zu werfen, damit sie keinem Menschen, besonders aber nicht den Böhmen, so der neuen Dinge begierig, zu Gesicht kommen möchten. Da sprachst Du: »Du redest recht; ich will dies Buch dermaßen verwahren, daß es weder ein Böhme noch ein Anderer zu sehen bekommen

soll. Aber ich besorge, es werde es Jemand anders aus England herein bringen.« Und ich antwortete: Dann sind wir, ich und Du, entschuldigt. — Ich vermaß mich, die Wahrheit verbergen zu wollen, aber sie wurde bald mächtig in mir, und ich mußte die Lehre verkünden, die der Herr auf einem andern Wege gen Böhmen gebracht."

„Du warst zum Werkzeug ausersehen, Deinem Volke das Heil zu bringen!" entgegnete Hieronymus. „Auch Petrus verleugnete seinen Meister, und doch war er der Fels, auf dem der Herr seine Kirche gründete."

„Alle Schwachheit fiel plötzlich von meinem Leibe wie ein moderndes Gewand, und ich fühlte eine begeisterte Todesfreudigkeit in meiner Brust. Es war mir, als sei ich zu Großem geboren!"

„Der Retter Deines Volkes zu werden, dazu bist Du geboren!" rief Hieronymus, den Freund umarmend. „Du bist der Held, der die römische Schlange besiegen wird, und ich will nichts sein, als Dein Knappe und Schildträger!"

„Erhebe mich nicht allzu hoch, und am wenigsten über Dich, mein Hieronymus!" entgegnete Huß bescheiden. „Ich weiß es wohl, daß der Herr Dir größere Weisheit verliehen, denn mir, wofür er mich dagegen mit warmer Begeisterung für Wahrheit und Recht ausgerüstet. Ich bin nichts als ein Werkzeug in seiner Hand, die Lüge von ihrem gleißenden Throne zu stürzen und dem Antichrist zu Rom die Larve vom falschen

Angesicht zu reißen. Ich unterfange mich nicht, ein neues Gebäude aufzurichten, nur das alte, ewig junge, von Gott erbaute, will ich wiederherstellen in seiner Majestät!"

Es ließen sich Schritte auf der Wendelstiege, die auf die Warte führte, vernehmen und bald darauf klopfte ein bescheidener Finger an die Thür. Huß öffnete, und mit den Worten: „Willkommen, mein Georg!" begrüßte er den Eintretenden, der eine Blendlaterne trug, deren Schatten auf eine zweite Gestalt fiel, die mit ihm gekommen. Georg von Dobrowicza begrüßte den Lehrer ehrerbietig und doch liebevoll. „Ich konnt' es nicht unterlassen," sprach er, „Euch aufzusuchen in der Werkstätte großer Gedanken; auch habt Ihr mir dies ja selbst erlaubt. Ihr müßt mir schon verzeihen, wenn ich Euch in wichtigen Forschungen unterbrach, und um so mehr bedarf ich Eurer Verzeihung, als ich noch einen Gast mitgebracht, den es verlangt, Euer Angesicht zu sehen."

Georg's Begleiter war vorgetreten, und Huß' Auge verweilte mit Wohlgefallen auf der edlen Jünglingsgestalt. „Seid auch Ihr mir willkommen!" sprach er, ihm freundlich die Hand reichend.

„Ich dank' Euch herzlich," antwortete Volkmar. „Mein väterlicher Freund, Hinek von Dobrowicza hat mir so Vieles und Treffliches von Euch gesagt, daß ich dem Verlangen, Euch zu sehen, nicht hätte widerstehen

können, auch wenn er mich nicht mit einem Geleitsbrief ausgerüstet."

„Wie? Ihr kommt von ihm?" rief Huß mit unverstellter Freude. „O dann seid mir doppelt gegrüßt! So lang ist's her, daß ich kein Lebenszeichen von ihm empfangen! O erzählt mir, wie geht es ihm? und denkt er noch treu an sein böhmisches Vaterland?"

„Er ist wohl und gesund," erwiederte Volkmar, „und so hoch er auch in der Gunst des ungarischen Königs steht, so ist sein Herz doch mit unveränderter Liebe an Böhmen gefesselt, für dessen Heil er die Blüthe seines Lebens opfert. Das Nähere wird Euch dieser Brief künden, den er mir für Euch übergab."

Huß' Stirne umwölkte sich. „O daß er keinem Schattenbilde nachjagen möchte!" sagte er, den Brief aus Volkmar's Hand empfangend. Er lös'te das Wachssiegel und durchlief den Inhalt mit flüchtigen Blicken. „Redlich und wahr, wie ich ihn stets erkannt!" sprach er dann. „Er empfiehlt Euch meiner Freundessorge warm, und ich bin bereit, sie in vollem Maße an Euch zu erfüllen. Ihr seid mir stets ein willkommener Gast, wie Euer Freund Georg. Ihr seid zu einer aufgeregten Zeit gekommen, in der die Musen leider, von der Parteisucht gescheucht, entfliehen; doch werden Euch die Kämpfe nicht berühren, seid Ihr mit ganzer Seele der Wissenschaft zugethan."

„Ich mußte schon die Stimme der Leidenschaft von beiden Parteien vernehmen," entgegnete der Deutsche.

„Wir haben den Kampf nicht leichtsinnig begonnen," versetzte Huß, „und wollte Gott, es wäre dessen nicht Noth gewesen. Die ungeheuerste Anmaßung hat uns gezwungen, unser Recht geltend zu machen, das klar wie die Sonne. Bald, hoffen wir, wird der Kampf geschlichtet sein durch Königs Wort und Siegel, nach Recht und Gerechtigkeit!"

Hieronymus von Prag hatte sich bisher noch nicht in die Unterhaltung gemischt, aber er hatte den Deutschen mit Wohlgefallen betrachtet. „Ihr kommt vom Hofe des ungarischen Königs, aber Ihr seid kein Ungar?" sprach er jetzt. „Eure Gesichtsbildung ist deutsch."

„Ich bin aus dem Lande Thüringen und entstamme dem adligen Geschlechte von der Hagen," antwortete Volkmar, leise erröthend, weil er des Geheimnisses gedachte, das über seiner Geburt waltete, und er sich doch genöthigt sah, mit erborgten Rechten und Namen aufzutreten.

„Ich muß Euch bekannt machen mit meinem lieben Freunde und Genossen," sagte Huß zu Volkmar. „Ihr seht hier den hochgelahrten Magister und Baccalaureus Hieronymus, genannt von Prag, aus dem edlen Geschlechte derer von Faulfisch."

„Auch Euren Namen verkündete mir bereits der Ruf," entgegnete Volkmar, vor Hieronymus sich verbeugend, „und ich freue mich, den Mann zu sehen, dessen tiefe Gelehrsamkeit die Welt bewundert."

„Ihr spendet mir ein Lob, das mein Freund Jo-

hannes weit mehr verdient, denn ich," versetzte Hieronymus. „Indeß wollen wir nicht mit Redensarten fechten. — Welche Wissenschaft habt Ihr Euch zum Gegenstand Eurer Studien erkoren?"

„Die der Rechte," antwortete Volkmar. „Es war der Wille der Meinigen, nicht meine Wahl."

„Auch auf diesem Felde könnt Ihr für die Wahrheit streiten, die der tüchtigen Kämpfer nur allzu sehr bedarf," sagte Hieronymus.

„Er wird es werden!" rief Huß. „Deß giebt mir das Zeugniß meines Hinek Bürgschaft!"

„Ich werde mindestens streben, die Wahrheit zu erfassen," entgegnete Volkmar. „Denn was ist Wahrheit?"

„Ihr fragt, wie jener römische Landpfleger den Heiland frug," versetzte Huß. „Wahrheit ist die ewige Liebe, die allerbarmend die Menschheit umfaßt, und mild wie die Sonne den Sündennebel lös't, der sie gefangen hält. Wahrheit ist Gott, der alle Kreaturen beseelt und sich im Wurme offenbart, wie in dem edelsten Geschöpf, das da athmet, dem Menschen, im Sonnenstäubchen, wie in den Gestirnen des Himmels! Sieh' dort hinauf, wo der Herr die Sonnen und Planeten durch den Weltraum rollt, und leugne die Wahrheit: es ist ein Gott! Das Auge, das dort zu forschen versteht, blickt in einen unergründlichen Born göttlichster Weisheit."

„Mein theurer Lehrer," fiel Georg ein, „oft schon

schwebte mir die Frage auf den Lippen: Ist es wahr, daß die Sterne eine geheime Schrift der Zukunft enthalten?"

„Deine Frage kommt mir nicht unerwartet," erwiederte Huß, „denn ich selbst habe sie mir einst vorgelegt. Gott spricht zu uns durch alle Erscheinungen der sinnlichen Schöpfung; die Blumen des Feldes verkünden sein Dasein, die Vögel lobpreisen seinen Namen; jene himmlischen Welten aber, als die edelsten seiner Schöpfungen, bergen noch einen geheimen Sinn, dem gewöhnlichen Menschenauge verborgen. Nur der lebendige Geist, der unmittelbare Ausfluß der Gottheit, vermag den Schlüssel zu jener göttlichen Sprache zu finden. Ein Anderes ist's, ob es dem Menschen erlaubt ist, den Schleier von der Zukunft des eignen Schicksals zu ziehen."

„Steht des Menschen Schicksal nach unabänderlichen Gesetzen fest," warf Volkmar ein, „dann wäre ja der menschliche Wille, der doch ein freier sein soll, gebunden, und der Mensch, der in thörichtem Stolze sich vermißt, an die Sterne zu reichen, nichts als ein Rad, ja kaum das, in der großen Maschine des Weltgebäudes."

„Das Leben, das Gott seinem Lieblingsgeschöpfe, dem Menschen, gab," versetzte Huß, „gleicht einer unbeschriebenen Tafel, deren Anfang und Ende von Gott bestimmt, die aber der Mensch füllen soll nach seinem besten Wissen und Willen. In diesem Raume liegt der Schauplatz des menschlichen Willens, der frei ist unter den ewigen Gesetzen."

„Und welcher Raum bleibt dem Kinde, dessen Dasein vergeht wie eine Frühlingsblume?“

„Es scheidet dahin als ein lichter Engel, denn an seinem reinen Leben haftet kein Makel!“ antwortete Huß. „Seine Minuten werden nach Monden gezählt und seine Stunden nach Jahren.“

„Ihr sagt, das Ende jener Tafel sei von Gott vorherbestimmt,“ wandte Volkmar wieder ein; „dann ist auch unserm Leben, unseren Thaten ein unverrücktes Ziel gesetzt, Himmel oder Hölle, Seligkeit oder Verdammniß, und die gute That läge dann nicht schwerer in der Wage des Richters, als die böse!“

„Alle Menschen sind entweder zur Seligkeit vorherbestimmt, oder zur Verdammniß,“ entgegnete Huß. „Ein zur Seligkeit Vorherbestimmter kann aber nimmer eine That der Verdammniß begehen, denn er handelt allein in der göttlichen Liebe. So war Paulus nie ein Werkzeug des Teufels, wiewohl er Einiges that, was ganz den Handlungen der Verdammten ähnlich ist; eben so wenig Petrus, der unter Zulassung des Herrn einen schweren Meineid beging, damit er um desto kräftiger sich wieder erheben möchte. Nur aus der Gnade Gottes kann sich der zur Seligkeit Bestimmte entfernen, aber er kehret wieder zur Gnade zurück, die wie eine liebende Mutter die Arme nach ihm ausbreitet. Die Versammlung dieser Auserwählten, gleich viel ob sie ihrem gegenwärtigen Zustande nach in der Gnade stehen, oder nicht, bildet die heilige katholische Kirche; und diese

ist's, die keinen Flecken, keine Runzel hat, sondern heilig und unbefleckt ist; diese ist's, die Christus die seinige nennt. Wie kein Glied der Kirche jemals ihre Gemeinschaft verläßt, weil die vorerwählende Liebe, die es an sie bindet, nimmermehr weichet, so macht auch keine Ehrenstelle, keine menschliche Erwählung oder irgend ein anderes sinnliches Zeichen den Menschen zu einem Gliede der heiligen katholischen Kirche, zu deren Gliedern nie ein zur Verdammniß Vorherbestimmter gehören kann. So war auch Judas nie ein wahrer Jünger Christi."

Volkmar stand in Gedanken versunken. Die Prädestinationslehre, deren Grundzüge Huß in diesen Worten entwickelte, eine Frucht seiner realistischen Philosophie, war ihm völlig neu, und sein Urtheil überhaupt war noch zu jung, um mit voller Schärfe das Wahre von dem Falschen zu scheiden.

„Alle Bannflüche Roms," fuhr Huß fort, „können kein Glied der Gemeinschaft der Auserwählten entreißen. Und mögen sie mich verdammen und tödten als Ketzer, so werd' ich doch ein Priester jener einzigen heiligen katholischen Kirche bleiben, an der Rom keinen Theil hat."

„O laßt ab von den düstern Bildern des Todes!" bat Georg.

„Sie sind nicht düster für mich!" entgegnete der Weise. „Was liegt an mir, ob ich sterbe oder lebe? Das Werk, das ich mit Gottes Beistand begonnen,

spottet des Todes, und mein Tod wird nur ein Zeugniß sein, daß es lebt. Wär' es klein und nichtig, so wäre mein Leben den Feinden ja gleichgültig; ist es aber groß und gewaltig, so werden sie mir den Tod geben, denn die Unklugen meinen das Licht zu löschen, wenn sie seinen Träger tödten. — O mit welchem tiefen Schmerz schau' ich auf mein Vaterland, wie es blutet unter der Hand eines gutwilligen, aber durch die Bosheit der Feinde verlorenen Herrschers! Böhmen wäre vor Allem erkoren, groß und mächtig zu sein unter den Ländern, besäße sein König Kraft genug, seine Kraft zu brauchen. Seht hinaus!" rief er begeistert, durch das Fenster über die sternbeglänzte Landschaft deutend, „so weit Euer Auge reicht, wohnen tapfere Herzen, die den Ruhm des Böhmenlandes durch die Welt tragen könnten! Vielleicht, ich hoff' es zu Gott! raffen sie sich einst auf aus dieser Schmach, wenn ihre Augen sehend sind und ihre Seelen frei von den Ketten des Wahnes und des Aberglaubens. Dann ersteht ihnen wohl ein Held, der sie auf die Wahlstatt der Freiheit und zum Siege führt!"

Georg lauschte begeistert den Worten des Lehrers. „Wenn es sich frei macht von den Fesseln unwürdiger Sclaverei!" fügte er hinzu. „Der Fremdling herrscht im Böhmerlande, und der sich unsern König nennt, ist das Spielzeug fremder Gewalt. Der Czeche sei wieder Herr im eignen Lande, und seine Kraft wird blühen, wie in den goldenen Tagen seines Ruhms!"

„Ich bin ein Czeche von Geburt und Gesinnung!“ antwortete Huß. „Mein ganzes Streben soll sein, mein Volk in seine ursprünglichen Rechte wieder einzusetzen, so weit meine schwache Kraft reicht. Ich habe für diese Ernte schon gesät, und sei die Frucht, welche sie wolle, sie wird ein Fortschritt sein!“

Volkmar hatte mit einer gewissen Bewunderung dem Magister zugehört, so lange die Unterhaltung sich auf dem allgemeinen, religiösen Felde bewegte. Er war durch Dobrowicza's und noch mehr durch Ludmilla's Einfluß im Voraus für den Reformator eingenommen worden und hatte sich darauf gefaßt gemacht, einen außerordentlichen Menschen, umrauscht von dem purpurnen Prophetenmantel in ihm zu finden. Was ihm von der schlichten Einfachheit des Weisen gesagt worden war, verhallte in den Jubeltönen warmer Begeisterung, mit der die Böhmen seinen Namen nannte; er hatte ein Auge erwartet, daß in Flammen aufloderte, und fand statt dessen zwei sanft leuchtende Sterne, deren milder Glanz wohlthuend in die tiefsten Tiefen der Seele drang; er hatte eine Donnerstimme erwartet, fähig, Welten zu erschüttern, und statt des Donners flossen die Worte wohlklingend und herzgewinnend von den Lippen des Weisen. Der Fanatiker verschwand vor der milden Hoheit des Philosophen, des Sittenlehrers, der zwar auf seine Ueberzeugung, wie auf Felsen baut, aber nicht mit dem Schwert in der Faust sich Bekenner wirbt. Zerrann nun auch das gigantische Bild, das er

sich von Ludmilla's Lehrer entworfen, vor seinen Augen, so fühlte der Jüngling doch nicht das Mißbehagen empfundener Täuschung, sondern sich vielmehr dem kühnen, im gerechten Selbstbewußtsein stolzen und doch bescheidenen Mann menschlich näher gerückt. Dies Gefühl hatte ihm auch den Muth gegeben, seine Einwürfe auszusprechen, einen Muth, den Georg, dessen Gedankenrichtung ganz in der des Lehrers aufging, nie gehabt haben würde. Mit aller Sorglosigkeit einer in glücklichem Frieden erblühten Jugend begabt, war Volkmar in die Welt getreten, anspruchsvoll sie herausfordernd, seinen Weg mit Blumen zu schmücken; erst der Umgang mit für ihre Zeit hochgebildeten Menschen hatte den geistigen Schatz in ihm gehoben und ihn allmälig zum Denken hingeleitet; auch hatte der Ernst des Lebens ihn bereits, wenn auch noch mit leisem Hauche, gestreift und ihm ahnungsvoll zugeflüstert, daß der Mensch nicht zum gedankenlosen Hinleben, zum harmlosen Genießen, sondern zum beständigen Ringen mit widerstrebenden Naturkräften geboren sei. Ludmilla's Liebe bildete diese Ahnung zum Bewußtsein aus, und während sie seine Locken mit den duftendsten Blumenkränzen schmückte, hauchte sie auf seine Stirne einen Schatten tiefsinniger Schwermuth, der ihm bisher durchaus fremd gewesen. Er fühlte sich von Dingen angeregt, deren Erörterung er sonst mit größtem Gleichmuthe Anderen überlassen, und Zweifel, deren Dasein er nie geahnt, kämpften in seinen Gedanken. Es war ihm oft, als sei er in eine

ganz neue Welt versetzt; wenigstens war die Gedankenwelt ihm neu, die sich vor ihm und in ihm entfaltete.

Volkmar hatte, wie gesagt, den Worten Huß' mit Theilnahme gelauscht, so lange sie Gegenstände der Religion und Philosophie berührten; die politische Wendung jedoch, welche das Gespräch nahm, berührte mit kaltem Finger seine warme Begeisterung. Er konnte nicht begreifen, daß derselbe Mann, der in Liebe für die Menschheit schwärmte, zugleich in so engherzigem Patriotismus befangen sein konnte. Und er sprach diese seine Meinung offen und freimüthig aus. Huß hörte ihn ruhig an und gab kein Zeichen von Mißbehagen.

„Ich bin voll Freude," sprach er, „daß Ihr in meinen Worten einen Widerspruch gefunden zu haben meint, denn es ist mir ein schönes Zeugniß, daß ich weder zu einem empfindungslosen Stein, noch zu einem Echo gesprochen habe, das meine Rede gedankenlos wiedergiebt; zugleich aber bin ich glücklich, daß ich diesen scheinbaren Widerspruch lösen zu können glaube. Drei Bande sind es, welche den Menschen an das äußere Leben knüpfen: die Liebe zur Familie, zum Vaterlande und zur Menschheit; das letzte ist das höchste, heiligste; wie der wahrhaft edle Mensch sich selbst nicht nur, sondern auch seine Familie dem Vaterlande zum Opfer bringen wird, so dieses wiederum der Menschheit, verlangt ihr Heil ein solches Opfer. Darum hat die Kirche vom Priester, um ihn ganz der Menschheit zu weihen, alle Bande der Familie und des Vaterlandes

abgestreift. Ohne Beeinträchtigung des Vaterlandes und der Menschheit, darf und soll der Familienvater alle Mittel brauchen, um die Seinen zu beglücken, und eben so darf und soll es der Sohn des Vaterlandes ohne Beeinträchtigung der Menschheit, der er die ausgedehnteste Pflicht schuldet. So wirk' ich als Lehrer und Priester mit ungetheiltem Eifer für die Menschheit, meine nächste Pflicht gebührt dem Vaterlande, dessen Sohn ich bin. Vielleicht kommt einst der Tag, wo die niedern Bande sich mit dem höchsten verschmelzen werden, wo wir keine Familie, kein Vaterland kennen, als die Menschheit. Aber dieser Tag ist noch fern, denn das Irdische, der grobe Stoff, fesselt noch allzu sehr die Schwingen des Geistes."

Volkmar blickte sinnend zur Erde, Georg lauschte den Worten des Lehrers, wie einem Evangelium. „Geh' zur Ruhe, Johannes," bat Hieronymus. „Du bedarfst ihrer."

Huß reichte den Freunden die Hand. „Gute Nacht, meine Lieben!" sprach er. „Der Leib ist müde, wenn auch der Geist noch rüstig ist. Meine Augen sind schwächer geworden von den Nachtwachen, und doch lieb' ich die Nacht, weil geheimnißvolle Zauber uns in ihr umrauschen, weil der Geist Gottes vernehmlicher spricht, wo das Getümmel der Welt schweigt. Gute Nacht, und erfreut bald wieder meine Einsamkeit mit Eurem Besuche."

Die Gäste verabschiedeten sich. Huß übersah noch

einmal seine astrologischen Berechnungen und sprach leise und frommergeben: „Wie Gott will!" Dann schloß er die Warte, nahm eine Lampe, die er in einer Laterne vor dem Luftzuge schützte, und verließ sein Observatorium, um durch einige Stunden Schlafes sich für das morgende Tagewerk zu stärken.

Volkmar ging eine Zeit lang schweigend an Georg's Seite. „Ist er nicht ein großer, ein herrlicher Mann?" brach dieser endlich das Schweigen.

„Noch weiß ich mir nicht Rechenschaft zu geben über Alles, was ich gesehen und gehört," antwortete Volkmar; „nur so viel ist mir klar, daß ich Anderes erwartete, und nicht beklage, daß ich's nicht gefunden. Er hat mir einen weiten Gedankenkreis eröffnet, in den ich noch erbebend, zagend schaue. —"

Achtes Kapitel.

Ludmilla verlebte einige Tage stillen Glücks. Sie waltete wieder in den Räumen, welche die Spiele ihrer glücklichen Jugend gesehen, sie betete auf dem Grabe ihrer Mutter, die nun schon so lange Jahre in der kühlen Erde ruhte, sie weinte selige Thränen des Wiedersehens an der Brust des geliebten Bruders, ach! und wie viel süße Jugenderinnerungen hatten die Geschwister auszutauschen. Sie horchte mit Andacht und

Inbrunst den Lehren ihres väterlichen Freundes Huß und durfte endlich den Gatten in ihrer Nähe weilen sehen. Denn Volkmar war als Georg's Freund dessen täglicher Gast. Worte bedurften die Liebenden nicht, um sich auszusprechen; sie verstanden sich durch Blicke, durch einen verstohlenen Händedruck. Das seligste laute Liebesgeheimniß waltete zwischen ihnen. Ludmilla vergaß fast, weshalb sie nach Prag gekommen, und erst das Erscheinen ihres Verlobten erinnerte sie schreckhaft daran.

Georg von Pretislaw war einer alten, edlen böhmischen Familie entsprossen. Als der einzige Zweig seines von der Zeit entlaubten Stammes, war er nach seines Vaters Tode, ein noch unerfahrener Jüngling, in den Besitz von bedeutenden Reichthümern getreten; aber zu jung und zu charakterschwach, um mit Mäßigung und Klugheit seinen irdischen Schatz zu genießen, fiel er bald Ausschweifungen aller Art anheim, zu denen die lockeren Gesellen, die sich bald in Schaaren um den Goldvogel sammelten, verführten. Bald ward ihm die Böhmenhauptstadt zum Schauplatz seiner Thorheiten zu eng, und er durchreis'te die Länder Europa's, um überall sein Gold mit vollen Händen auszustreuen. Ludmilla hatte ihn kaum als Knaben gekannt, und sie wußte sich im Geiste kein deutliches Bild von dem, der ihres Lebens Gefährte werden sollte, zu entwerfen. Wie erschrak sie, als er nun vor sie trat, an Geist und Körper entnervt, von einer Rohheit der Sitten, die das hochgebildete Weib erröthen machte, und selbst den Bru-

der, der den Mantel der Freundesliebe so gern über seine Fehler warf, bestürzte. Ludmilla empfing ihn mit kalter Höflichkeit und wußte alle Anspielungen Pretislaw's auf ein näheres und innigeres Verhältniß so geschickt zu umgehen, daß es bei dieser ersten Zusammenkunft zu keiner deutlichen Erklärung kam, und Pretislaw verdrießlich, aber liebentbrannt — wenn die rohe Begierde nach sinnlichem Besitz mit dem heiligen Namen der Liebe benannt werden darf — die schöne Braut verließ. Als er hinweg war, warf sich Ludmilla an des Bruders Brust und rief unter Thränen: „Ach, ich bin grenzenlos unglücklich!" — Georg hatte keine Worte zu erwiedern, aber er streichelte sanft der Schwester Wange und küßte sie auf die hohe, reine Stirn; die seinige war mit Wolken behangen.

Von dieser Zeit an war der heitere Friede aus Dobrowicza's Hause verschwunden. Ludmilla war traurig, und die Rosen ihrer Wangen bleichten immer mehr; Georg war meist abwesend und überließ dem künftigen Schwager völlig das Feld, den Ludmilla immer mehr verabscheuen lernte. Es war nicht mehr zu umgehen, daß die Rede auf das zarte Verhältniß kam, welches zwischen ihnen waltete, und Ludmilla erlitt dann die qualvollsten Martern. Sein roher sinnlicher Ungestüm erschreckte sie gar oft, und alle Hoheit edler Weiblichkeit mußte sie aufbieten, um den Sünder zurückzuscheuchen. Die einzige Entschädigung, die sie für diese geistige Folter fand, waren die Besuche Volkmar's, der so gern

sie tröstete; an seinem Lächeln klammerte sich ihre Hoffnung, das ganze künftige Glück ihres Lebens fest. Pretislaw hatte aber bald mit richtigem Instinct den Feind und Nebenbuhler in dem jungen Deutschen erkannt, und gab sich nicht die mindeste Mühe, seine Abneigung zu verbergen. Trafen Beide an dem gemeinsamen Ziel ihrer Wünsche zusammen, so gab es heftige Scenen, und nur Ludmilla's strafender und bittender Blick verhütete blutige Händel. Die Furcht aber, der gefürchtete Nebenbuhler möge im Schooße des Glückes schwelgen, dessen Pretislaw allein theilhaftig werden wollte, vermochte diesen, nicht mehr von Ludmilla's Schwelle zu weichen. Die Arme litt darunter unsäglich und bat Volkmar in einem unbelauschten Augenblicke, seine Besuche einzuschränken, um sie von der lästigen Obhut ihres Verlobten zu befreien. Volkmar versprach es und schlug einen andern Zusammenkunftsort vor. Seine Besuche wurden seltner und kürzer und hörten dann ganz auf, so daß Pretislaw jubelte, den Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen zu haben, und sein Beobachtungssystem einzustellen begann. Er wußte freilich nicht, daß Ludmilla, wenn die Königin Nacht auf ihren diamantnen Thron gestiegen, nach einem niedern Häuschen einer entlegenen Straße eilte, wo sie der Geliebte mit offenen Armen empfing und mit Küssen berauschte.

Volkmar hatte mit seinem alten Diener ein freundliches, luftiges Losament bezogen und lebte auf eine Weise, die glänzende Verhältnisse beurkundete. Zahlreiche

Freunde nahten sich ihm und suchten ihn in ihre Kreise zu ziehen; er aber widerstand allen Lockungen so standhaft, daß sich die ermüdeten Bewerber zurückzogen, und der junge Deutsche bald genug in den Ruf eines finstern Sonderlings gerieth. Sein Umgang beschränkte sich fast nur auf Georg von Dobrowicza und Huß, den er häufig besuchte und den er immer mehr achten lernte. Von dem studentischen Treiben, das so stürmisch die Universität bewegte, hielt er sich so fern als möglich, und lag um so eifriger seinen Studien ob. Hatten ihn doch ganz andere Zwecke nach der Böhmenhauptstadt geführt, Zwecke, denen er freilich mehr und mehr abgeneigt wurde, und die er doch verfolgen mußte, um das Ziel seines Herzens zu erreichen.

Gregor freute sich im Stillen der männlichen Besonnenheit und Enthaltsamkeit seines jungen Herrn und schrieb nicht einen geringen Theil davon auf Rechnung seiner väterlichen Ermahnungen, obwohl diese von dem Jüngling nur selten beachtet wurden. Anfangs hatte Volkmar seine nächtlichen Besuche bei der Geliebten vor dem alten Diener geheim gehalten, Gregor's Auge hätte jedoch weniger scharfblickend sein müssen, hätten sie ihm länger verborgen bleiben sollen, und so mußte sich's Volkmar endlich gefallen lassen, den besorgten Diener als Begleiter mit sich zu nehmen. Gregor war stolz auf dies Vertrauen, unterließ jedoch nicht, so manches verblümte Wort seiner Mißbilligung fallen zu lassen. Der Böhme Slobek brachte manche Stunde bei

dem alten Krieger zu, dessen Erzählungen er mit wahrer Engelsgeduld zuhörte, zumal wenn Meta, die ihren Posten als Zofe Ludmilla's noch nicht verlassen, dem Vater zugleich einen Besuch abstattete. Gregor bemerkte dann nicht einmal, daß Slobek's Aufmerksamkeit mehr auf Meta gerichtet war, als auf den Erzähler. Meta besuchte den Vater gern und oft und erkundigte sich dann so angelegentlich nach Volkmar, und wußte dabei so unbefangen und geschickt ihn zum Mittelpunkt der Unterhaltung zu machen, daß Gregor lange an nichts Arges denken konnte. Meta war Weib genug, um ein Verständniß zwischen Volkmar und ihrer Herrin zu ahnen, obwohl Beide dasselbe während der Reise mit der größten Vorsicht umhüllt hatten. Auch waren ihrem Späherblicke die nächtlichen Gänge Ludmilla's nicht verborgen geblieben, so wenig als die Volkmar's, die mit jenen fast auf die Minute zusammentrafen. Dennoch überredete sie sich oft, daß all' ihre Wahrnehmungen Täuschungen des Zufalls sein möchten, und sie überredete sich gern; bald wollte sie sich Gewißheit darüber verschaffen, bald zagte sie vor dieser Gewißheit, und sie gab sich keine Rechenschaft warum? Die Zweifel aber wurden immer quälender, und Meta nahm sich endlich ernstlich vor, sie zu lösen.

Mit dem freundlichsten Gesicht trat sie eines Tages in das trauliche Kloset ihres Vaters, begrüßte den Greis mit einem kindlichen Kuß, streichelte ihm die rauhen Wangen und setzte sich neben ihn. Der alte Mann

schaute verwundert drein, strich sich den Bart und fragte in seinem gewöhnlichen rauhen, doch gutmüthigen Tone: „Was führst Du im Schilde, Kätzchen? Denn das hat was zu bedeuten, daß Du mir mit so außerordentlich sanften Pfötchen heute schön thust.“

„Gar nichts, Väterchen!“ schmeichelte Meta, „als daß ich Deinem Gaumen noch schöner zu thun gedenke. — Sieh' her!“ fuhr sie fort und füllte einen Becher mit rothglühendem Rebensaft. „Aechter Ungar! Und schau' nicht bedenklich drein! Er ist wohl erworben und ein Geschenk meiner Herrin für Dich!“

Des alten Kriegers Augen funkelten, wie der Ungarwein. „Du bist ein gutes Kind,“ sagte er freundlich, „und Ludmilla ein Engel. Aber das ist nichts für mich alten Mann, höchstens ein Schlückchen vor Schlafengehen. Ja, als ich jünger war, da war ein guter Trunk mein Labsal; doch das ist vorbei! Laß aber doch sehen, ob er ächt ist!“ Er griff nach dem Becher und that einen Zug, der einem Jüngling keine Schande gemacht hätte; dann schnalzte er mit der Zunge und sagte mit der Ueberzeugung eines Kenners: „Gut, recht gut, aber ich fühle einen Beigeschmack.“

„Du täuschest Dich gewiß, Väterchen!“ antwortete Meta schalkhaft. „Er ist gewiß vom besten; koste nur noch einmal!“

„Du willst mich wohl trunken machen?“ rief Gregor heftig.

„Ei, Du hast ja kaum die Lippen benetzt!“ erwiederte sie unschuldig.

„Meinst Du?“ Und er that einen neuen Zug, der dem ersten um nichts nachstand. Meta goß von Neuem ein, während sie neugierig fragte: „Nun?“ Der Alte machte schwache Versuche, ihr zu wehren, ließ es aber bei Worten bewenden. „Es mag daher kommen, weil lange nichts Aehnliches meine Kehle berührt,“ sagte er. „Mein Junker läßt's zwar an nichts fehlen, und es bedürfte nur meines Wunsches; aber ich bin ein alter Mann —“

„Ei, so laß Dir's heute desto besser munden.“ Der Alte griff wie in Vergessenheit nach dem Becher.

„Gewiß ist der Junker ein trefflicher Herr,“ lenkte Meta ein. „Aber Du verdienst auch im vollen Maße, daß er Dich werth hält; denn in welche Raufereien würde er nicht verwickelt werden ohne Deine Fürsorge!“

„Freilich!“ nickte Gregor geschmeichelt. „Mir war entsetzlich bange, aber der Junker hört auf den Rath des Alters.“

„Er soll leben, unser Retter, unser Herr! Darauf trinkst Du einen vollen Becher!“

„Darauf trink' ich mit Freuden — aber es ist das letzte Mal!“ Aber Meta hatte schon wieder gefüllt; Gregor's Gesicht glühte; seine Zunge begann schwer zu werden, und Meta hielt es bald an der Zeit, den entscheidenden Schlag zu führen. „Verrede nichts, Väterchen!“ sagte sie. „Die Gesundheit der edlen

Geberin, Ludmilla's Gesundheit, wirst Du doch noch trinken?"

„Mädchen, bist Du vom Teufel besessen?" zürnte der Vater. „Nun, auch das noch! Aber dann gute Nacht! Der übrige Tropfen wird mir noch morgen und übermorgen gute Dienste leisten!"

„Ei, der morgende Tag wird für das Seine sorgen!" lachte Meta leichtsinnig und begann von Volkmar zu plaudern und wußte den Vater so dicht in das Gespräch zu verstricken, daß er seinen Vorsatz vergaß und endlich selbst den geleerten Becher wieder füllte. „Aber sag' mir doch, Väterchen!" unterbrach sich Meta und beobachtete die Wirkung ihrer Frage scharf, „ist es denn wahr, daß der Junker ein Nachtschwärmer ist, wie die Leute sagen, und sich, Gott verzeihe mir's! zu liederlichen Dirnen schleicht?"

„Nichts ist wahr, Du Gelbschnabel!" polterte der Greis. „Was wollen die Leute wissen, was ich nicht weiß? Und was hast Du mit den Leuten zu trätschen über Dinge, die Dich nichts angehen? Am Ende willst Du gar noch wissen, daß sich der Junker nicht zu liederlichen Dirnen schleicht, sondern zu Ludmilla von Dobrowicza, seiner durch Priesterhand angetrauten Gattin?"

Ein jäher Schmerzensruf entrang sich Meta's Lippen; es ward ihr dunkel vor den Augen und ihre Kniee zitterten. Es ward ihr auf einmal klar, daß sie Volkmar heiß, unsäglich liebte, und dieselbe Minute, die ihr dies

süße Bewußtsein gab, warf zugleich einen unendlichen Abgrund zwischen sie und ihre Liebe!

Trotz des Zustandes, in den ihn der starke Ungarwein versetzt hatte, bemerkte Gregor doch die mit seinem Kinde vorgegangene plötzliche Veränderung. Er sah sie einer Ohnmacht nahe da sitzen und sammelte die letzten spärlichen Tropfen des Weines, um ihre Lippen zu befeuchten. „Um aller Heiligen willen, Meta, was ist Dir?“ rief er angstvoll, wollte sich über sie beugen, um ihren Athem zu belauschen, verlor aber das Gleichgewicht und wäre zu Boden gestürzt, hätte sich seine Rechte nicht noch krampfhaft an den Tisch geklammert. Meta hatte sich bald gefaßt; sie preßte die Hand auf das Herz und sprach tonlos: „Es ist nichts, Vater; es ist ja vorüber!“ Der Alte war beruhigt, ließ sich von Meta auf sein Lager geleiten und entschlief, während das Mädchen heiße, bittere Thränen in die Hände weinte, daß die Tropfen durch die Finger rieselten. Sie war sich endlich keines Gedankens mehr bewußt, als des der Rache. In der Rache hoffte sie das heißwallende Herz zu kühlen, denn in ihrem Schmerze glaubte sie sich zur vollständigsten Rache berechtigt. Hatte er nicht den Keim der Liebe in ihre Brust gesä't, und war dieser nicht unter dem warmen Sonnenstrahl seines Blicks zur prächtigsten Blume aufgeschossen? Und nun wollte er die Wunderblume mit grausamer Hand brechen, ja nicht einmal brechen, sondern erbarmungslos verwittern lassen im Sturme der Leidenschaften. Der Plan der Rache

war ihr noch fremd, nur der Gedanke war in ihr Herz gelegt, ein unheilschwangeres Ei, ausgebrütet durch den Gram hoffnungsloser Liebe. Der Gedanke verlieh ihr sogar einen gewissen Trotz; sie trocknete ihre Thränen, küßte in einer Anwandlung von Rührung den Vater auf die benarbte Stirn und ging.

Als Gregor erwachte, war er sich kaum bewußt, was mit ihm vorgegangen. Seine Sinne waren noch halb umnebelt, und er begann schon an eine Verzauberung zu glauben, als an dem geleerten Becher und dem mit einer rothen Flüssigkeit benetzten Eichentisch das kaum noch glimmende Flämmchen seiner Erinnerung allmälig aufflackerte. „Hm, hm!" murmelte er vor sich hin, „wenn der Becher da nicht auch ein Blendwerk ist, so möcht' ich fast meinen, ich hätte Wein getrunken. Ja, ja, ich muß Wein getrunken haben; das Gefühl, das ich jetzt habe, ist mir noch wohl von sonst erinnerlich. Und der Wein muß roth gewesen sein — 's riecht wie ächter Ungar. Aber woher ist er gekommen? Ja, das möcht' ich wissen. Ist mir doch, als sei Meta bei mir gewesen! Richtig, Meta war da! Hier hat sie gesessen, und ich hier. Hat sie vielleicht den Wein mitgebracht? Es wird schon sein; denn das Wettermädel war ja Schuld, daß ich des Guten zu viel that. Was sprach sie denn? Schwatzte sie nicht von einem dummen Stadtgeklatsch, der Junker gehe mit liederlichen Weibsbildern um? Ja, ja, so war's, und ich las ihr tüchtig den Text und sagte ihr, daß er zu seiner ehr-

lichen Frau geht und nicht — Hab' ich das gesagt? Teufel noch, welch' ein Esel wär' ich da gewesen? Nein, nein, ein solcher Esel bin ich nicht gewesen!" — Hiermit beruhigte er sich, schüttelte sich den Schlaf vollends aus den Gliedern und machte sich auf, um nach seinem jungen Herrn zu sehen. Dabei gab er sich die Versicherung: „Das soll mir denn doch nicht mehr passiren!"

Volkmar war im Begriff sich anzukleiden, denn er glaubte die Abgabe der aus Ungarn mitgebrachten Briefe nicht länger verschieben zu dürfen. Auf des Dieners seltsam aufgeregtes Wesen, der dienstfertig seinem jungen Herrn ankleiden half, aber im übertriebenen Eifer Alles verkehrt machte, hatte er keine Acht. Zuvörderst wollte er den Ritter Nepomuk von Brodomisl aufsuchen, an den er durch Dobrowicza brieflich empfohlen war, und dann das Creditschreiben König Siegmund's an den Erzbischof von Prag, Zbyniek von Hasenberg, abgeben, durch dessen Vermittelung er in die Nähe König Wenzel's gebracht werden sollte. Letzteres hatte er absichtlich so lange hinausgeschoben, denn ihm graute vor der Rolle, die ihm aufgetragen war, und die das Grab seiner schönen Selbstständigkeit sein mußte. Und doch mußte sie gespielt werden, denn alle Hoffnungen seiner Zukunft hingen an ihrer meisterhaften Ausführung. Pater Dominik's Brief an den Prior des Dominicanerklosters, Pater Arnolfus, erschien ihm minder wichtig, um so mehr, als ihm zuweilen der Gedanke überraschte,

es sei ein Uriasbrief. Und doch war er zu gewissenhaft, das Siegel zu lösen und sich Ueberzeugung zu verschaffen.

Ritter Brodomisl empfing ihn mit warmer Herzlichkeit und machte ihn mit einigen gegenwärtigen edlen Herren bekannt, denen er dabei einige Worte in böhmischer Sprache zuflüsterte, die Volkmar nicht verstand, obwohl er schon ziemliche Fortschritte in der Landesmundart gemacht hatte. Alle erkundigten sich mit großer Theilnahme nach Dobrowicza's Befinden, nach den ungarischen Zuständen überhaupt und nach Siegmund insbesondere. Im letztern Punkte ging Volkmar mit großer Vorsicht zu Werke, denn er vermochte aus den ihm gestellten Fragen leicht die Absicht zu erkennen, die die Fragenden leitete, und wußte doch nicht, ob er ihnen vertrauen durfte.

„König Siegmund hat in seinem Boten die beste Wahl getroffen," sagte Brodomisl fein lächelnd. „Kluges Schweigen ist eine so seltene Tugend Eures Alters, daß sie um so mehr zu schätzen ist, wo sie sich findet. Doch steht Ihr hier unter warmen Freunden und Anhängern Siegmund's und dürft Euer Vertrauen uns schenken, dessen uns Euer König selbst für würdig hält. Dobrowicza erwähnt Eurer Sendung und bittet uns, Euch jede hülfreiche Handleistung zu thun. Dazu sind wir von ganzem Herzen bereit, denn unsre Wünsche stimmen mit denen König Siegmund's zusammen."

Volkmar erröthete; sein Stolz und sein Rechtsge-

fühl empörte sich gegen das Bewußtsein, zum Spion auserkoren zu sein, und es war eine bittere Demüthigung für ihn, als solcher erkannt zu sein. Es lag etwas Entehrendes in dem Gedanken, was der kalte Verstand hinwegzuklügeln suchte. Sein Gradsinn benannte das mit dem rechten Namen, was man heut zu Tage eine diplomatische Sendung nennen würde.

Brodomisl mochte lesen, was in des Jünglings Seele vorging; wenigstens sprach er: „Der König beehrt Euch mit einem seltnen Vertrauen, indem er Euch eine so wichtige Sendung übertrug, ein Vertrauen, nach dem Tausende geizen würden. Glücklicher junger Freund! Ein reiches Feld der Ehre liegt vor Euch ausgebreitet, und die glänzendste Zukunft lächelt Euch entgegen!“

Auf Volkmar machten diese Worte nicht den gewünschten Eindruck; er verschlang eine bittere Bemerkung, die ihm auf den Lippen schwebte. Trotz seiner Freundlichkeit mißfiel ihm der Ritter, und nimmermehr hätte er ihm ein Geheimniß seines Herzens entdecken mögen. „Seid versichert,“ sprach er, „daß ich die Stellung, die mir des Königs Gnade angewiesen, zu schätzen weiß, wie ich Eure und dieser edlen Herren Güte mit vollem Danke anerkenne. Vielleicht ist mir bald Gelegenheit gegeben, Eure freundliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen.“

„Euer Auftrag führt Euch in die Nähe König Wenzel's,“ fuhr Brodomisl fort. „Habt Ihr nicht be-

sondere Wege, dem König vorgestellt und seinem Vertrauen empfohlen zu werden, so wird dies mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein; denn so tyrannisch Wenzel den Scepter schwingt, so voll Argwohn ist sein finsteres Gemüth. In jedem Menschen ahnt er einen Mörder, aus jedem Busche zielt ein Dolch ihm nach dem Leben, in jedem Wassertropfen wittert er Gift, wie es jedem Despoten ergeht."

„Und doch sah ich ihn schon fast ohne alle Begleitung furchtlos unter Menschen treten, die ihn hassen," erwiederte Volkmar.

„In Gesellschaft seines Gevatters, des Henkers!" versetzte Brodomisl. „Wenzel ist nicht feig; seine Furcht ist nur die Furcht des Tyrannen. Er würde unter Dieben und Mördern ruhig schlafen, und mit dem niedrigsten Knecht aus einem Becher trinken; dagegen er in jedem Manne, der sich ihm nähert, einen erkauften Verräther zu sehen meint. Sein Vertrauen zu gewinnen, wird daher das Schwierigste Eurer Sendung sein."

„Der schwierigste Theil dieser Sendung wird sein, das Vertrauen zu betrügen," entgegnete Volkmar.

„Ihr braucht ein scharfes Wort für eine Sache der Nothwendigkeit," lächelte Brodomisl. „Doch ich weiß, in Euren Jahren sieht man die Dinge mit andern Augen an, als in den unsrigen, wo die tauben Blüthen schöner Täuschungen vom Lebensbaume abgefallen. Bedenkt, daß Ihr nicht nur Eurem Könige, sondern einem ganzen Volke dient, das der Geißel eines wahnwitzigen

Fürsten fast erliegt. Bedenkt Ihr dieses, so wird die Sache Euch in andrer Gestalt erscheinen."

„Ich werde handeln, wie meine Pflicht gebeut!" antwortete Volkmar kurz. Bald darauf beurlaubte er sich, denn er befand sich nicht wohl unter diesen Männern. Wenig erbaut von ihren Schmeicheleien und seine Sendung, trotz ihrer Wichtigkeit, immer mehr verwünschend, begab er sich nach der erzbischöflichen Residenz, deren Glanz leicht mit einer königlichen wetteifern konnte. Eine bewaffnete Leibwache hütete den Eingang; in Sammt und Gold gekleidete Diener lungerten auf den Treppen und Corridoren, ein Heer wohlgenährter Pfaffen weidete sich unter den Augen ihres Oberhirten. Wie seltsam stach all' diese Pracht gegen die apostolische Armuth ab, die Pater Sever predigte! Volkmar wurde von einem Diener zum andern gewiesen, bis endlich ein feister Prälat den Ungeduldigen in die Gemächer des Kirchenfürsten einführte.

Zbyniek von Hasenberg erschien in einem prächtigen Leibrock von goldgesticktem Sammt, mit feinem Rauchwerk verbrämt; die Finger der segenspendenden Hand waren mit einer Menge der kostbarsten Ringe geschmückt; auf die Brust hing eine schwere goldne Kette mit dem Bildniß des gekreuzigten Erlösers nieder. Ein Kranz grauer Locken zierte den Scheitel des Kirchenfürsten, dessen glänzendes Auge von einem noch jugendlichen Geiste zeugte. Das Gemach, in dem der Jüngling empfangen wurde, bot Alles dar, was der Luxus des Jahrhunderts

kannte. Seidene Polster zogen sich an den mit goldgewirkten Tapeten bekleideten Wänden hin; der Boden war mit weichen Teppichen belegt; venetianische Spiegel gaben das Bild des Beschauers in Lebensgröße zurück; der ganze Raum war mit Wohlgerüchen durchduftet, und das goldene Crucifix in einer marmornen Nische sah wie zum Spott hernieder auf all' die weltliche Herrlichkeit, in welcher die Priester dessen, der oft nicht Raum hatte, wohin er sein müdes Haupt lege, schwelgten.

Volkmar beugte sein Knie und Haupt vor dem Gewaltigen und empfing seinen Segen. Dann überreichte er König Siegmund's Brief und schien die Wirkung desselben auf der Stirne des Erzbischofs lesen zu wollen. Zbyniek von Hasenberg war aber der Mann nicht, in dessen Zügen sich das Gemüth spiegelt; sein Antlitz blieb unverändert und der Ton seiner Stimme unbewegt, als er Volkmar die Hand zum Kusse reichte und sprach: „Sei mir willkommen, mein Sohn! Deine Schultern haben eine schwere Last auf sich genommen; verleihe der Herr Dir seine Kraft, sie zu tragen. König Siegmund bittet uns durch Dieses, Dir mit unserm väterlichen Rathe beizustehen. Wir sind gern gewillt, diese Bitte zu erfüllen, zur größeren Ehre der heiligen Mutter Kirche und zum Besten des armen, gebeugten Böhmenlandes. Es gälte vorerst, Dich der Person Wenzel's zu nähern und Dir sein Vertrauen zu gewinnen. Das Letztere wird schwerer sein, als das Erstere; denn der Herr hat sein verstocktes Gemüth umnachtet, daß er aus

jedem Menschenantlitz Verrath zu lesen wähnt. Doch werden wir darauf sinnen, und der allweise Gott wird uns den rechten Rathschluß offenbaren."

„Ach, hochwürdigster Herr!" entgegnete Volkmar, „obwohl ich die Ehre nicht verkenne, die mir zu Theil geworden, so fühlt meine Seele sich doch von argem Zwiespalt zerrissen. Begeh' ich nicht ein verachtungswürdiges Verbrechen, indem ich mich in des Königs Vertrauen schmeichele, um es schmählich zu verrathen? Ach, ich erröthe vor mir selbst, da ich dieses denke!"

„Mein Sohn," versetzte der Erzbischof ruhig, „Du bist nur das Werkzeug eines Höheren, wie dieser Höhere selbst einem Höchsten dient; die Verantwortung fällt deshalb auf die Schultern dessen, der Dich ausgesandt, und Dein Gewissen hat keine Stimme, wenn Du in seinem Dienste handelst. Damit Du aber ganz beruhigt seiest und mit freudigem Eifer Deiner Pflicht obliegest, so absolviren wir Dich kraft unseres uns von Gott verliehenen Amtes von jeder wirklichen und vermeinten Sünde, zu welcher die Nothwendigkeit Deines Berufes Dich zwingt."

Volkmar fühlte die Last nicht von seinem Herzen genommen. Die verbrecherische Absolution blieb ohne Wirkung auf das reine, unverdorbene Gemüth des Jünglings, der noch dazu vom Borne der Hussischen Sittenlehre getrunken hatte. Der Erzbischof mochte vielleicht dies ahnen, obwohl Volkmar keinen weiteren Zweifel auszusprechen wagte. Er ließ die Rolle des Kirchen-

fürsten fallen und griff zu der eines väterlichen Freundes und Berathers. „Heute noch bist Du mein Gast,“ sprach er, „von morgen an müssen wir uns fremd sein; denn der König darf nicht ahnen, daß eine Gemeinschaft zwischen uns besteht. Ich werde verhüten, daß einer meiner Diener das Geheimniß verrathe.“ Er führte ihn darauf in ein anderes Gemach, wo eine schöne Frauengestalt am Stickrahmen saß und mit feurig dunklen Augen verwundert aufblickte, als die Beiden eintraten. Der Erzbischof stellte sie dem Jüngling als seine Nichte, Ilka von Hasenberg, vor und lächelte unmerklich fast, als er dessen blaues Auge betroffen auf der prächtigen Erscheinung haften sah. Ilka war eine so majestätische Schönheit, daß sie wirklich ein seltner, glanzvoller Stern genannt werden konnte, dessen Dasein in dem erzbischöflichen Palaste Volkmar nimmermehr vermuthet hätte; und sein Glanz blendete ihn so sehr, daß er fast gewaltsam die Erinnerung an Ludmilla wachrufen mußte, um einen Zauber durch den andern unschädlich zu machen.

Auch Ilka schien Gefallen an dem Jüngling zu finden, dessen männliche Schönheit das knappe Sammtgewand vortheilhaft hervorhob. Seine Befangenheit deutete sie nicht mit Unrecht als eine Wirkung ihrer Reize, und so ließ sie alle Waffen feiner Koketterie spielen, um ihren Triumph zu vervollständigen. Ein Gespräch war bald angeknüpft und spann sich auf eine Weise fort, die die lebhafteste Theilnahme des Jünglings erweckte, der von dem Geiste der schönen Böhmin

eine immer höhere Meinung gewann. Mit diesem Geiste schien sie auch den Erzbischof zu beherrschen; denn wie große Ehrfurcht sie auch gegen den Oheim offenbarte, so machte sich ihre Ueberlegenheit doch überall geltend und lenkte wie an einem Faden die Gedankenkreise des Kirchenfürsten.

„Wie Schade," sprach sie mit bezaubernder Liebenswürdigkeit zu Volkmar, „daß Eure grausame Pflicht Euch nicht gestattet, diese Schwelle öfter mit Eurem Besuche zu erfreuen; denn wie große Sorgfalt mein gütiger Oheim auch trägt, mir den Aufenthalt angenehm zu machen, so reicht sein erzbischöflicher Stab doch nicht hin, den bösen Geist, die Langeweile, immer zu verscheuchen. Ich bin ein Weltkind und passe darum gar nicht in diese geweihten Hallen, die mein unheiliger Schritt befleckt. Ach, ich kann's wohl gestehen, daß mir die ehrwürdigen und hochgelahrten Herren oft recht widerwärtig sind."

„Auch ich, mein gottloses Kind?" fragte der Erzbischof.

„Ihr seid der liebenswürdigste und beste Ohm, der nur athmet!" schmeichelte Ilka. „Doch ist es meine Schuld, daß ich noch an Anderem Vergnügen finde, als am Scapulier und Rosenkranz? Ich weiß es wohl, daß ich eine arge Sünderin bin, und will auch recht aufrichtige Buße thun, wenn die Rosen des Lebens mir nicht mehr blühen. Bis dahin müßt Ihr Geduld mit mir haben, wie ich ja auch Geduld habe mit Euren

Patres und Domherren. Aber im Ernst, Oheim, ist es denn Noth, daß der Junker unsere Schwelle meidet?"

„Es ist Noth," antwortete der Kirchenfürst. „Erführe König Wenzel, daß ein Einverständniß zwischen uns waltet, so ginge der kunstvoll angelegte Plan alsbald in Trümmern."

„Als ob der faule Wenzel der Inbegriff aller Weisheit und alles Scharfsinns wäre!" lachte die Schöne. „Es bedarf wahrhaftig des Witzes wenig, um diesen Weinschlauch, der sich König nennt, zu überlisten. Wer wird den Junker entdecken und wer ihn verrathen, wenn er in dunklen Abendstunden zu uns kommt, zumal wenn er nicht verschmäht, seine schönen Locken unter einer Mönchscapuze zu verhüllen? Dies kann ja nicht gefährlich sein, und wird Euren Plan, von dem ich übrigens nichts verstehe, nicht beeinträchtigen."

Der Erzbischof wollte noch Einwendungen machen, seine liebenswürdige Nichte wußte ihn aber so zu umschmeicheln, daß er alle Bedenken fahren ließ und dem Jüngling erlaubte, sich auf die angegebene Weise einzuführen. So sehr Volkmar sein Herz auch gegen die Lockungen der Sirene gewahrt zu haben meinte, so war die Freude über die empfangene Erlaubniß doch deutlich auf seinen gerötheten Wangen, in seinen blitzenden Augen zu lesen. Ilka beobachtete ihn scharf und lächelte über ihren errungenen Sieg. „Aber kommt Ihr auch gerne?" fragte sie schalkhaft. „Am Ende haben wir

die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wenn Ihr ein Liebchen hättet —"

„Ich werde die Stunde segnen," antwortete Volkmar rasch, um seine Verwirrung zu verbergen, „die mir vergönnt, zu Euren Füßen zu sitzen und Euren Worten zu lauschen."

„Halt, Junker!" rief Ilka heiter. „Mit dem zu Füßen sitzen mag es sein Bewenden haben; aber Ihr sollt nicht nur meinen Worten lauschen, sondern auch liebenswürdig sein, wie heute. Hilf Himmel! Die ehrwürdigen Väter lauschten meinen Worten auch, aber das eben gefällt mir nicht, daß ich zu unempfänglichen Seelen spreche. So sehr bin ich nicht Weib, um nur immer mich selbst reden hören zu wollen."

„Euer Wort wird die Wünschelruthe sein, die die schlummernden Schätze in mir erweckt," entgegnete der Deutsche.

„So gefallt Ihr mir, und ich sehe schon Talente in Euch erwachen, die ich bisher vergeblich in diesen Mauern gesucht habe," versetzte jene. „Das wird eine lustige Zeit werden, und mein ernster Ohm wird selbst den Hirtenstab zur Seite legen, um mit uns fröhlich zu sein."

„So weit es unser heilig-ernstes Amt erlaubt, sind wir auch weltlicher Freude nicht abhold!" beschied der Erzbischof.

Volkmar war unzufrieden mit sich selbst, als er den erzbischöflichen Palast verlassen hatte. Nun da er

nicht mehr unter dem Bann der Zauberin stand, ward er sich's mit Beschämung bewußt, daß sein Herz einen Eindruck empfangen hatte, den er als ein Verbrechen an der reinen, hingebenden Liebe Ludmilla's betrachten mußte. Er zog einen Vergleich zwischen den beiden so ganz verschiedenen Frauen, und die Wage senkte sich zu Gunsten Ludmilla's, deren sanfte Engelsschönheit in stillem Triumphe über die üppige, sinnenbestechende und berauschende Erscheinung Ilka's ragte. Dies Ergebniß gab ihm eine gewisse Beruhigung; er ahnte nicht, daß schon der Vergleich eine Sünde gegen seine Liebe war, und auf welcher feinen Spitze diese Liebe stand. Entschlossen, so selten als möglich von der ihm gewordenen Erlaubniß Gebrauch zu machen, wähnte er den Zauber beschworen, den Dämon gebannt.

Mit größerer Sehnsucht, denn jemals, erwartete er die Stunde, die ihn in die Arme seines Weibes rief; durch verdoppelte Zärtlichkeit wollte er sein Vergehen gut machen und die Vorsätze, die er faßte, das Weib, das Alles für ihn opferte, zu beglücken, gründeten sich auf den festen Willen, sie zu erfüllen. Es ist ein allgemein menschliches Gefühl, daß wir den geliebten Gegenstand, gegen den wir uns einer Sünde schuldig gemacht, nach der Sünde nur noch heftiger lieben; wenn nur Leidenschaft und Schwachheit nicht zu neuen Vergehen verlockten! —

Volkmar eilte mit hastigem Schritt durch die stürmische Winternacht. Der Schnee wirbelte wie ein dichter

Schleier nieder und verhüllte selbst die dem Auge nächsten Gegenstände. Auch Volkmar schien sich in seinem Weg getäuscht zu haben, denn als er plötzlich am Ende eines Gäßchens stand und in eine breitere Straße hinab sah, wandte er sich unwillig um, indem er nun vorsichtiger seine Umgebungen musterte. Endlich hatte er sein Ziel erreicht; vor einem niedern matterleuchteten Hause blieb er stehen und klopfte mit starken Schlägen an die Pforte. Bald ließen sich schlürfende Tritte hören, und eine Frauenstimme fragte, wer da sei. „Oeffne, Christine!“ befahl Volkmar ungeduldig, und alsbald drehte sich die Thür in den Angeln und ein altes Weib, das mit der Hand das schwach schimmernde Lämpchen gegen den Luftzug zu schützen suchte, begrüßte den Jüngling mit tiefen, demüthigen Verbeugungen. Volkmar beantwortete diese warmen Anhänglichkeitsbezeugungen mit einem nachlässigen Nicken, und war bemüht, den Schnee von sich abzuschütteln, wobei ihm die alte Frau hülfreich an die Hand ging. „Ist sie da?“ fragte er darauf.

„Noch nicht!“ antwortete die Alte. „Gott schütze die gnädige Herrin in diesem fürchterlichen Unwetter. Man möchte keinen Hund hinausjagen. O sie muß Euch recht von Herzen lieb haben, wenn sie's nicht scheut, in dieser Nacht zu kommen.“

„Sie wird kommen!“ murmelte Volkmar. „Unterdeß führe mich in Dein warmes Kloset. Ich werde sie erwarten.“ Und er schritt der Thüre zu, welche in das Gemach des Erdgeschosses führte.

„Tretet ein, gnädiger Herr!" plauderte die Alte dazwischen, „und thut, als ob Ihr in Eurem eignen Hause wäret! Ist es ja auch zur Hälfte wahr, denn Eure Freigebigkeit und Großmuth hat's zu dem gemacht, was es ist, und mich noch außerdem über das Elend der Armuth erhoben. Ich bin nicht undankbar und meine dies am besten zu beweisen, wenn auch ich nach meinen Kräften Gutes thue. Die Armuth fühlt ja am besten, wie Armuth drückt. So hab' ich heute gewiß ein wahres Werk der Barmherzigkeit gethan. Ich gehe, eine halbe Stunde mag es sein, hinaus, um nach Euch mich umzusehen; da seh' ich auf meiner Schwelle eine menschliche Gestalt sitzen, an der ich nicht unterscheiden konnte, ob sie Mann war oder Weib. Ich war zum Tod erschrocken, denn mein erster Gedanke fiel auf die gnädige Herrin. Zitternd und zagend beug' ich mich nieder und schaue nun allerdings in ein Frauengesicht; doch gelobt sei Gott! es war mir fremd. Ich rüttle an der Gestalt, rede sie an, und mir wird schon bange, daß sie dem Frost unterlegen; da schlägt sie ein Paar Augen zu mir auf, daß mir das Mark in den Knochen vor Entsetzen gerinnt. Solche Augen hatt' ich noch nie gesehen. Nur die Christenpflicht hielt mich zurück, denn es kostete Ueberwindung, nicht zu fliehen. Ich fragte sie auf böhmisch, wer sie sei, woher sie komme, was ihr fehle? Aber sie antwortete nicht und sah mich nur immer entsetzlich mit ihren weißen Augen an. Hunger und Frost haben ihr vielleicht die Besinnung

geraubt, dacht' ich, faßte sie trotz meines Schauders am Arm und gab ihr ein Zeichen, mit mir in's Haus zu gehen; sie folgte willig, wie ein Kind. Ich brachte sie in mein Kämmerlein, setzte ihr Speise und Trank vor, und sie aß und trank, sprach aber kein Wort. Als sie sich gesättigt, sah sie still vor sich nieder, als ob ich gar nicht anwesend wäre, und sprach; doch was sie sprach, konnt' ich nicht verstehen. Es waren nur einzelne Worte, und sie murmelte mehr, als sie redete. Da sehnt' ich mich recht nach Euch; denn es ward mir immer unheimlicher, bei der fremden Frau allein zu sein. Ach, ich fürchte, sie ist nicht recht bei Sinnen. Wolltet Ihr nicht die Gnade haben und mit ihr sprechen? Vielleicht gelingt es Euch, sie auszuforschen, und gewiß werdet Ihr erkennen, wo's ihr mangelt."

So wenig auch Volkmar in der geeigneten Stimmung war, so gab er Christinens Bitte doch Gehör und folgte ihr in das Kämmerlein, wo die Fremde sich befand. Sie saß auf einem alten Lehnsessel, den von wirrem Haar umhangenen Kopf in die Hand gestützt. Ihre Kleidung bestand fast nur aus dürftigen Lumpen, die keinen Schutz gegen Schnee und Frost zu bieten vermochten. Volkmar fühlte sein Herz seltsam befangen, als er diesem stummen Bilde des Elendes gegenüberstand; ein wahrhaftes Grausen bemächtigte sich aber seiner, als er dumpfgemurmelte deutsche Worte hörte, die offenbar der Ausfluß eines zerrütteten Geistes waren. „Wann find' ich Dich, mein schöner, geliebter Jägers-

mann?“ sprach sie in abgerissener Weise. „Ich suche Dich überall und kann Dich nicht finden! Warum hast Du mich verlassen seit jener entsetzlichen Stunde? Doch hab' ich Dir Alles vergeben — komm' nur wieder, komm' nur wieder! Sieh' Dein Knäblein, Dein schönes Knäblein! Eia, popeia! Hüte Dich vor dem dort! Der lechzt nach Blut! Hu, tödt' ihn nicht, tödt' ihn nicht!“

Sie fuhr schreckhaft auf und streckte den Arm aus, als ob sie einen Dolchstoß zurückhalten wollte. Ihr stieres Auge fiel auf Volkmar, blieb auf ihm haften, und es entzündete sich ein Funken in ihm, der endlich als heller Strahl entloderte. Ein Lächeln des Entzückens verklärte auf einen Augenblick das unter allen Stürmen des Lebens verwitterte Antlitz. Sie streckte die magern Arme nach dem Jüngling aus, als wollte sie ihn umfangen und an das überströmende Herz drücken; aber traurig ließ sie sie wieder sinken und sprach klagend: „Ach, Du bist es ja nicht!“

Volkmar war keines Wortes mächtig. Es war mehr als das innigste Mitleid, das ihn zu der armen Wahnsinnigen zog, es war etwas, das er sich nicht erklären konnte. „Wer bist Du? Von wannen kommst Du und wen suchst Du?“ fragte er endlich.

„Ich war jung und schön, ich war reich und geliebt!“ antwortete die Fremde. „Jetzt bin ich arm und häßlich! Glaubst Du, daß er mich wiedererkennen wird, den ich suche?“

„Wer ist der, den Du suchst?“

»Den Jägersmann, der die Ehr' mir stahl,
Such' ich als trauten Ehegemahl!«

sang die Wahnsinnige eintönig vor sich hin. Volkmar schauderte. Christine, die ein zweites Klopfen vernommen, hatte sich leise entfernt, und trat nun wieder in die Kammer, um Volkmar die Ankunft Ludmilla's zu verkünden. „Pflege das Weib,“ sprach der Jüngling zu ihr; „es soll Dir nicht unvergolten bleiben. Ihr Wahnsinn ist gutmüthiger Art, Du darfst Dich nicht fürchten.“ Er verließ die Kammer und trat in das geräumigere, wohnlich eingerichtete Gemach zurück, wo Ludmilla mit einem Freudenschrei an seine Brust flog. „Ludmilla, mein geliebtes Weib!“ flüsterte Volkmar und erwiederte ihre warmen Liebkosungen. „Und Du hast nicht Wind und Wetter gescheut und bist zu mir gekommen, Du zarte Blume?“

„Wußt' ich Dich nicht hier, der mein ganzes Glück auf dieser Welt?“ antwortete sie mit süßer, klangvoller Stimme. „Alle Stürme der Welt hätten mich nicht zurückgehalten! O und mehr als mit dem Zürnen des Himmels hatt' ich mit des Bruders Argwohn zu kämpfen. Ich sah, wie er mit Argusaugen mich beobachtete, bis ich mich auf mein Gemach zurückzog, wo ich das Licht löschte und Meta auf ihr Kloset schickte. Dann führte mich eine geheime Pforte hinaus in die stürmische Nacht, an Deine Brust, wo ich Frieden und Vergeltung finde.“

„Du Liebe, Du Herrliche!“ rief der Jüngling. „Womit soll ich so viel Aufopferung würdig belohnen?“

„Durch Deine Liebe!“ entgegnete Ludmilla mild.

„Ja, durch meine Liebe!“ fuhr Volkmar traurig fort. „Und diese weih' ich Dir ganz und ungetheilt! O gewiß, einen Bund, wie den unsrigen, kann das Schicksal nimmer trennen! Die widrigsten Verhältnisse, die sich noch zwischen unsre Liebe stellen, werden sich harmonisch lösen, und unser Glück wird nur um so fester gegründet sein, je mehr wir streben und ringen müssen, seiner theilhaftig zu werden. Dann führ' ich Dich in mein schönes Deutschland heim, wo die Menschen ehrlicher und treuer, als in Deinem Böhmen, das mit Dir seine schönste Perle verliert.“

„O mein Geliebter, wenn wird diese Zeit kommen!“ seufzte Ludmilla. „Ach, die Zukunft umwölkt sich mehr und mehr vor meiner ahnenden Seele, und nur bei Dir zerrinnen die Wolken, und es wird sonnenhell. Wie selig und doch wie bang eilte ich heute zu Dir? Ahnst Du denn das süße Geheimniß nicht, daß ich Dir zu verkünden habe? Komm', neige Dein Ohr an meinen Mund, damit ich Dir's in's Herz flüstere. — Ich werd'e Mutter werden!“

Sie barg das schöne Antlitz, das gleich einer Purpurrose glühte, an seiner Brust und er hielt das holde Weib selig umschlossen, und das wonnigste Entzücken breitete sich wie Sonnenschein über sein Gesicht. In diesem Augenblick dachte er nicht an die neue Verwir-

rung, die das glückliche und doch unter den waltenden Umständen unglückselige Ereigniß herbeiführen mußte, sondern das stolze Gefühl, einem jungen Weltbürger das Dasein gegeben zu haben, beherrschte ihn ganz. „O welch' ein Glück verheißest Du mir?" flüsterte er.

„O daß nur nicht ein bitterer Wermuthstropfen in unsern Freudenbecher fiele!" versetzte sie seufzend. „Bis zum Himmel könnte mich die Freude, Dir ein Kind zu gebären, heben; aber ach! der Fluch des betrogenen Vaters, die Rache des verrathenen Bräutigams steht wie ein Rachegespenst auf der Schwelle der Seligkeit."

„Den Vater werd' ich versöhnen und den Unwürdigen, der sich Deinen Verlobten nennt, fürcht' ich nicht!" antwortete Volkmar. „Um Deinetwillen will ich die verhaßte Rolle spielen, die mir König Siegmund aufgetragen und dafür keinen Lohn fordern, als Dich, Geliebte! Pretislaw mag versuchen, das Band zu zerreißen, das Gott geknüpft. So lange diese Hand noch Kraft hat, ein Schwert zu schwingen, schwör' ich, daß er Dich nimmer bräutlich berühren soll!"

„Wilder, ungestümer Mensch!" sprach Ludmilla. „O denke nicht an Mord und Blutvergießen! Meinst Du, die Rosen des Brautkranzes blühten aus Blut empor? Achte mich als Dein Weib, das nimmer dulden wird, daß eine freche Hand den Leib berühre, der Dein ist mit jedem Athemzug. Ja, mein Volkmar, ich werde stark sein, wenn die Stunde kommt, die unsern

Bund enthüllt. Die Liebe wird mir Engelzungen leihen, den Bruder zu rühren, der ja Dein Freund ist!"

„Ach, dann wird er's nicht mehr sein!" seufzte der Jüngling. „Schon sind wir uns entfremdet, und nur Dein Lehrer, der edle Huß, ist noch das Band, das uns verknüpft; die Zeit aber will, daß kein Böhme der Freund eines Deutschen sein kann!"

„Was kümmert die Liebe der Haß Eurer Nationen?" antwortete Ludmilla. „Soll sie die Streiche mit erdulden, mit denen Ihr Euch in blindem Haß zerfleischt?"

„Ich fluche diesem Kampf um einen Schemen!" entgegnete Volkmar. „Ich halte mich ihm fern, so gut ich kann; denn nimmermehr will ich für das Unrecht streiten. Aber wär' es auch anders, so wär' ich doch bei Dir nicht der, der ich im Rath unsrer Nationen sein würde! Deine milde Nähe würde mich zum Lamme machen, das die Speise aus Deinen Händen sucht. Bei Dir vergäß' ich, daß ich ein Deutscher bin, und Du eine Tochter des uns feindlichen Stammes. Ich sähe nur das göttlich schöne Weib in Dir, und was mehr ist, mein Weib! Laß alle Bangigkeit fahren, mein Lieb! und sieh' der Hoffnung freudig in's glänzende Auge. Sieh', ich war so seltsam ernst gestimmt, ehe Du kamst; das arme, wahnsinnige Weib, das Christine aus Barmherzigkeit aufgenommen, hatte mich mit einem Zauber umstrickt, den ich nicht zu deuten weiß. Mir ist, als sei die Unglückliche mir nicht unbekannt, und doch hab'

ich sie niemals gesehen. Ihr Schicksal, obgleich ich's nur ahne, rührt so wunderbar mein Herz, daß ich die Nacht ihres Wahnsinnes durchdringen möchte, um in die Tiefen ihrer Seele zu schauen. Dein holdes Bild bannte den Zauber und verscheuchte die trüben Bilder, wie den Nebel die Sonne."

„So laß uns der Unglücklichen beistehen in ihrem Elend!" rief Ludmilla mitleidig.

„Dazu hab' ich mich entschlossen," entgegnete Volkmar.

„Ich will sie sehen, ich will zu ihr sprechen," fuhr sie fort, „und vielleicht gelingt der zarten Stimme des Mitgefühls, was der Kunst des Arztes nicht gelingt. Ihr Männer versteht so selten, in der leidenden Frauenseele zu lesen."

„Du sollst sie nicht sehen," versetzte der Jüngling. „Ihr Anblick ist schrecklich, und Du würdest Dich entsetzen; Du sollst sie nicht sehen, um des Kindes willen, das unter Deinem Herzen schlummert!"

Die Alte hatte bescheiden das Gemach den Liebenden überlassen; endlich trat sie wieder ein und weckte sie durch die demüthige Mahnung, daß die Nacht schon weit vorgeschritten, aus ihren Träumen. „Vergeßt die Fremde nicht!" erinnerte Volkmar und verließ mit seinem Weibe den Schauplatz verschwiegenen Liebesglückes. Der Himmel hatte sich seiner Schneelast entladen und einzelne Sterne hatten den sie verhüllenden Nebelschleier durchbrochen. Die Straßen lagen dicht beschneit und

zeigten verrätherisch die Fußtapfen der Wandelnden. Darum wählte Volkmar Umwege, um die Geliebte nach ihrer Wohnung zu geleiten. Zitternd hing sie an seinem Arm, und er hüllte sorgfältig den Mantel um ihre zarten Glieder. Volkmar glaubte in einiger Entfernung Schritte hinter sich zu vernehmen; er sah sich um, und seinem scharfen Auge entging eine dunkle Gestalt nicht, die ihn wie sein Schatten verfolgte. „Leb' nun wohl, Ludmilla!" sprach er endlich hastig. „Dort ist Dein Haus, und ich — habe noch einen Verräther zu züchtigen. Siehst Du, wie die Schlange dort sich zum Sprunge ringelt? Geh', mein Lieb, und träume süß!"

Ludmilla klammerte sich ängstlich an seinen Arm. „Du täuschest Dich gewiß!" sagte sie, „und wenn nicht, kein Blut, um der Liebe Gottes willen!" — „Geh', mein Lieb!" versetzte er, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn und machte sich sanft los. Raschen Schrittes ging er nun auf die Gestalt zu, die sich eben so rasch entfernte und in ein dunkles Gäßchen verlor. „Schütz' ihn, du gnadenreiche Jungfrau!" flüsterte Ludmilla.

Volkmar's Bemühungen, den Spion einzuholen, blieben fruchtlos; er war wie von der Erde verschlungen, und dem jungen Deutschen blieb nichts übrig, als mißmuthig den Heimweg zu suchen. Die kalte Schneeluft wirkte ernüchternd auf seine Sinne und die Gefahr, in welche der hoffnungsvolle Zustand Ludmilla's die Liebenden versetzte, stellte sich ihm in grellem Lichte dar. Die Entdeckung dieses Zustandes mußte eine gewaltsame

Krisis herbeiführen, und doch fand er im Reiche der Möglichkeiten kein Mittel, ihr vorzubeugen. Doch verließ sein Jünglingsmuth ihn nicht. „Ist sie mein Weib geworden gegen den Willen ihres Vaters,“ sprach er zu sich selbst, „so wird sie auch die Heimath und das Vaterhaus verlassen und mir folgen, wohin ich sie führe! Ist dann mein Heiligthum in Sicherheit, dann trotz' ich euch Allen, die ihr's zu schänden wagen wollt!“

Ein Abenteuer seltsamer Art erwartete den jungen Deutschen noch in seiner Wohnung. Um zu seinen Gemächern zu gelangen, führte sein Weg über einen Corridor, an welchen die Thüren zu den Zimmern eines Hausgenossen, eines nicht unbekannten Arztes, Prischek, stießen. Volkmar hatte mit dem Arzt, der in der Stadt für einen Sonderling galt, noch keinen Umgang gepflogen; um so mehr war er überrascht, als eine jener Thüren sich öffnete und Prischek, in der Hand eine Lampe, mit freudestrahlendem Gesicht heraus und auf den Jüngling zutrat, indem er rief: „Ich hab's, Herr, ich hab's! Gebt mir die Ehre und tretet herein in die Werkstatt der Gedanken, in meinen Musentempel!“

Volkmar folgte mechanisch dem Gelehrten, der ihn in ein kleines Gemach führte, in welchem gelehrter Apparat aller Art fast bis zur Decke aufgehäuft lag. „Hier,“ sagte Prischek triumphirend, auf ein Manuscript weisend, „hier hab' ich sonnenklar bewiesen, daß alle Wundenmale Christi mit Ausnahme des Lanzenstiches, der ja erst nach seinem Tod erfolgte, nicht absolut tödtlich

waren, und daß der Erlösungstod daher lediglich der durch allzu starken Blutverlust herbeigeführten Erschöpfung des Gottmenschen zuzuschreiben ist. Wie wird mich der Prior um diese Entdeckung beneiden, der auf seinen Beweis, daß die Eselin, auf welcher Jesus in Jerusalem eingeritten, in gerader Nachkommenschaft von Bileam's Esel abstamme, so stolz ist! O diese Entdeckung hat mir lange, schlaflose Nächte gekostet; nun aber, da sie gelungen, ist mir die Unsterblichkeit gesichert. Ich bat in meiner Freude Gott, mir einen Menschen zu senden, dem ich meinen Sieg verkünden könne, und er sandte mir Euch. Ich bin ein glücklicher Vater, Herr! Ich habe einen Sohn, der der Trost meines Alters zu werden verspricht; ich habe eine Tochter, sie ist tugendhaft und schön; aber größeren Stolz fühl' ich nicht auf sie, als auf meinen Beweis."

„Aber wie soll Eure Entdeckung der Wissenschaft frommen, wie der Religion?" fragte Volkmar, halb mitleidig, halb spöttisch lächelnd.

„Das fragt Ihr, das könnt Ihr fragen?" ereiferte sich der Gelehrte. „O dann begreift Ihr auch all' die tiefen Fragen nicht, welche die alten Kirchenväter mit so vielem Scharfsinn erörterten. Fragt dann auch, ob es der Wissenschaft gefrommt, als man darüber stritt: ob Adam einen Nabel gehabt habe? Ob Pilatus sich mit Seife gewaschen, als er Jesum das Urtheil sprach? Was das für ein Baum gewesen, auf welchen der kleine Zachäus stieg, als er Christum sehen wollte? Mit

welcher Salbe Maria Magdalena den Herrn gesalbt? Was wohl Jesus geschrieben, als er mit dem Finger in den Sand schrieb? Ob Gott der Vater sitze oder stehe? Alles nützt der Wissenschaft, sag' ich Euch, denn sie ist ein tiefer Bronnen, der nimmer zu erschöpfen ist. Ich hör' es aus Euren Worten, Herr, Ihr seid Einer von den Neuerern, den Ungläubigen, die der Herr zum Fluch in unser Böhmenland gesandt. O geht, für Euch und Eures Gleichen ist die Pforte der Wissenschaft verschlossen, so sehr Ihr auch anklopfen mögt mit dem Hammer, den Ihr Vernunft nennt, den ich aber sträflichen Unglauben und ein Werk des Satans nenne!"

Prischek war so heftig geworden, daß Volkmar für gut fand, ihn zu verlassen, aufrichtig den Irrweg beklagend, auf den ein sonst tiefer und denkender Geist, gewiß durch pfäffische Umstrickung, gerathen konnte.

Kaum hatte Volkmar sich den Armen des Schlafes entwunden, als ein Abgesandter des Erzbischofs bei ihm eintrat, ein feistes Mönchlein, mit glänzendem weinrothen Gesichte und einem Paar Aeuglein, aus denen die unbegrenzteste Lebenslust blitzte. „Seid Ihr der deutsche Junker Volkmar von der Hagen?" fragte der Pater nach frommer Begrüßung, mit halbzugekniffenen Augen den Jüngling betrachtend, und auf Volkmar's bejahende Antwort fuhr er fort: „Seine hochwürdige Gnaden, der Erzbischof, hat mich unwürdiges Gefäß gewählt, seinen Auftrag Euch kund zu thun, der also lautet:

Die Bahn ist gebrochen, Ihr dürft sie beschreiten. Des Königs Leibkoch ist der wichtigste Mann auf dem Hradschin und bedarf eines Mundschenken für des Königs Dienst. Seine Treue ist durch Gold erkauft; er wird durch seinen Rath Euch zur That verhelfen. — Also spricht der hochwürdigste Herr durch den geringsten seiner Knechte."

„Wollet meinen demüthigsten Gruß dem Erzbischof vermelden," antwortete Volkmar lächelnd, „und ihm die Verheißung meines unverbrüchlichen Gehorsams verkünden. — Dem treuen Boten aber gebührt Botenbrot. — Verbieten es Eure Gelübde nicht, einen Becher Wein sammt mir zu leeren, so seid Ihr dazu auf's Herzlichste geladen."

„Wein ist eine Gottesgabe," versetzte der Mönch, „und der begeht eine Sünde, der ihn verachtet, wie die ungläubigen Anbeter des Halbmondes. Mein Wahlspruch ist: Mäßigkeit in allen Dingen! Wer im Weinberge des Herrn arbeitet, soll auch von dem Segen genießen aus dem Weinberge der Menschen, dieweil jener nur geistliche Trauben bietet, und doch durch Trank und Speise der sündige Menschenleib erhalten werden muß."

Volkmar rief seinen Diener und ließ zwei Becher Wein herbeibringen. Der wein- und lebenslustige Mönch erheiterte ihn, und er stieß mit ihm an und brachte den Trinkspruch aus: „Was wir lieben!"

Der Mönch that einen kräftigen Zug und sagte

dann schmunzelnd: „Ach, wie groß ist doch die Güte des Allmächtigen, der uns Trauben wachsen und keltern ließ! Es war ein schöner Spruch, auf den wir tranken: Was wir lieben! Eure Liebe ist vielleicht eine weltliche, die Liebe zu einem schönen Weibe. Solcher Liebe darf der Diener der Kirche nicht theilhaftig werden; aber sie wird ihm ersetzt durch eine höhere, geistige, die nicht mit der Jugend verblüht und mit dem Alter hinfällig wird. Wir lieben den Schöpfer in seinen Werken!"

„Und daher auch in seinem Wein!" lachte der Jüngling. „Nun, Gott schenke Euch noch lange Jahre, aus dem Urborn dieser Liebe zu trinken und ein immer für sie empfängliches Herz!"

„Vielen Dank, Junker!" antwortete der Mönch. „Ich murre nicht wider den Herrn, denn ich bin mit meinem Loose zufrieden, und meinem genügsamen Herzen ist der Ehrgeiz fremd. In frommer Beschaulichkeit, Gebet und Fasten und mäßigem Genuß fließen mir die Tage hin, und mit Ruhe kann ich auf das Treiben der gottlosen Welt herniedersehen, die mich nicht in ihren Pfuhl hinabzureißen vermag. Ich lasse ihre Räder treiben, wie sie mögen, denn meine schwachen Arme halten sie doch nicht auf; und selbst die Ketzer ließen mich unbekümmert, wenn ich sie nicht als Diener der Kirche verfluchen müßte. Der Herr wird sie finden, der Herr wird sie richten. So genieß' ich schon hienieden den Vorschmack der Seligkeit, der den Gerechten beschieden."

Er erfrischte dabei die trocken gewordene Kehle durch einen tiefen Zug aus dem frischgefüllten Becher. Volkmar fand immer mehr Behagen an dem stillbeschaulichen, genügsamen Kuttenmann, der ein wahrer Phönix seines Standes zu heißen verdiente. Endlich erhob sich dieser, strich sich mit der runden, fleischigen Hand das Kinn und sprach: „Bis hierher und nicht weiter! Ich muß Euch nun verlassen, sintemal seine hochwürdigste Gnaden meine Rückkunft erwartet. Der Herr segne Euch für den trefflichen Gedanken, mit dem Ihr diesen Tag begonnen, und kann Euch einmal ein armes Mönchlein nützen, so zählt, ich bitt' Euch, auf den Bruder Martinus! Sanctus Benedictus benedicat!" —

Volkmar dankte und begleitete ihn bis über die Schwelle. Als er zurückkam, begegnete sein Auge einem so höchst komischen Gesichtsausdrucke Gregor's, daß er selbst wider Willen hell auflachen mußte. „Hilf Gott und alle Heiligen!" sprach der alte Diener. „Wo sollen Trauben genug reifen, wenn Alle, die Kutten tragen, diesem Bruder Martinus ähnlich sind!"

„Wollte Gott, sie wären Alle wie er," entgegnete Volkmar, „dann würde vielleicht mehr Trauben-, aber gewiß weniger Menschenblut vergossen!"

Er erinnerte sich an die wahnsinnige Frau, welcher er seine Unterstützung zugedacht, und sandte Gregor mit einer Geldsumme nach Christinens Hause, um der alten Vertrauten die Verpflegung der Fremden an das Herz zu legen und ihr zu diesem Zweck die Mittel zu

bieten. Erst als er allein war, dachte er an die Botschaft des Erzbischofs und fand gar bald Ursache, mit ihr unzufrieden zu sein. Der Plan, wie der Kirchenfürst ihn vorgeschlagen, setzte den Jüngling in eine Abhängigkeit, die nothwendig ihm seine Rolle noch verhaßter machen mußte, indem sie ihn zum Diener eines Dieners herabwürdigte. Dennoch sah er wohl ein, daß er sich der Nothwendigkeit fügen mußte, wollte er anders seinen Zweck verfolgen und seine Sendung erfüllen. —

Gregor nahm seinen Weg unterdeß nach dem ihm wohlbekannten Häuschen Christinens, während sein Geist Betrachtungen anstellte über Leben und Menschen. „Wie kommt es," sprach er zu sich selbst, „daß der Eine für recht und gut hält, was dem Andern sich als Sünde darstellt? Recht ist doch recht und bös kann niemals gut sein. Wem aber soll der schlichte Menschenverstand glauben, wenn die ehrwürdigen und hochgelahrten Männer unter sich und mit sich selbst uneins sind, und der Eine thut, was der Andere zu lassen verbietet, oder wenn gar des Einen Werke seinen Worten widersprechen? Warum soll der unwissende Laie für ein Laster halten, woran die ehrwürdigen Väter so großes Wohlbehagen finden? Ich müßte mit Blindheit geschlagen sein, hätt' ich nicht sehen wollen, daß dieses Paters Martinus Glatze von einem andern Geist glühte, als vom heiligen? Und doch ist er ein frommer Mann und hat die Schlüssel zum Paradiese!"

Unter solchen Betrachtungen war er eine Strecke weit gekommen, als ihm die Tracht und Gestalt eines Mannes auffiel, der ihm in einiger Entfernung zur Seite ging und ihm mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu schenken schien. Die Tracht des Unbekannten glich der eines bosnischen Landmannes und seine schroffen, unschönen Züge erschienen Gregor so vertraut, daß er sie irgendwo schon gesehen haben mußte. Er ließ den Fremden eine Zeit lang gewähren; da dieser aber nicht von seiner Seite wich, so ward ihm die sonderbare Aufmerksamkeit endlich lästig und er trat plötzlich vor den Fremden und fragte barsch: „Woher kennen wir uns, Landsmann?"

Der Fremde schüttelte den Kopf, ließ aber die kleinen schielenden Augen noch forschender auf Gregor ruhen. „Zum Donner!" rief dieser ärgerlich. „Warum antwortest Du nicht? Ich will verdammt sein, wenn ich Dein Affengesicht nicht schon einmal im Leben gesehen, aber wo, das weiß ich freilich nicht!"

„Du hast Deinen Herrn verrathen auf Doboy," versetzte der Fremde in bosnischer Sprache. „Ich kenne Dich wohl, Du bist Gregor der Deutsche!"

„Und Du bist Juritsch, der ehrlose Spion und Verräther!" entgegnete Gregor wüthend. „Wie konnt' ich zweifeln, wer Du bist? Eine Galgenphysiognomie, wie die Deine, hat der Herrgott nur einmal erschaffen, allen redlichen Leuten zum Abscheu und Exempel! Pfui über Dich Schuft, einen ehrlichen Mann mit Deinem

eigenen Laster zu beschmutzen! Wer hindert mich, den Lohn Dir auf Deinen Schurkenschädel zu reichen, der ihn schon tausendmal verdient hat? Kein Hahn kräht nach dem Schandbuben, der doch nur nach Böhmen gekommen ist, um ein neues Verbrechen zu begehen!"

„Ich bin nach Böhmen gekommen, um meinen Todfeind zu suchen!" antwortete Juritsch mit dumpfem Trotz. „Wenn ich ihn gefunden, dann will ich gern sterben. Dann magst Du mich tödten, wenn Du mich hassest. Ich weiß, daß der Haß nach Blut lechzt, daß die Rache süß ist. Was ist aber Dein Haß gegen den meinen? Ein Wort hat Dich beleidigt, das ich widerrufen kann! Was kümmert mich König Twartko? Was kümmert es mich, ob Du ihn verrathen? Laß Dich aber in den Tod hetzen, wie der Jäger die Hindin in den Tod hetzt über Berg und Thal, und dann knirsche nicht und schreie nicht gen Himmel um Rache! Als ich in den Abgrund sprang, in den offenen Rachen des Todes, da lebt' ich ein Jahrhundert der fürchterlichsten Qual, und als ich mit gebrochenen Gliedern im Bauch der Erde kroch, von den Schauern des Todes umgeben, die Hände mir blutig kratzte in der entsetzlichsten Verzweiflung, da litt ich mehr, als ein Jahrtausende langes Leben voll Sünde und Verbrechen verdient. Ich war ein feiger Hund damals! Warum rang ich nicht mit ihm um das Leben? Warum klammerte ich meine Arme nicht um ihn und riß ihn nicht hinab in die Nacht des Todes? Ein gütiger Gott führte mich zu Menschen.

Mit blutendem Kopfe, mit zerschellten Gliedern nahmen mich die Bogumilen auf. Sie pflegten mich, sie heilten meine Wunden, ja sie thaten mehr, sie machten mich zum Manne. Als ich genesen, durchzog ich das Ungarland, um ihn zu suchen. Ich scheute keine Mühe, keine Last. Mein Dolch war geschliffen, mit dem ich ihm vor's Auge treten wollte, der sein Blut trinken sollte. Ich fand ihn nicht; sein Engel oder sein Teufel beschützte ihn. Endlich empfing ich Kunde. Aber er war nicht mehr in Ungarn, er war auf dem Wege nach Böhmen. Ich machte mich auf und folgte ihm, gönnte mir nicht Rast noch Ruhe. Ich fand seine Spur, ich jauchzte. Nun bin ich hier, und mein Dolch ist gezückt, die Rache zu vollbringen."

Gregor schauderte; er wußte, wem des Bosniaken Mordgedanken galten, denn Volkmar hatte selbst ihm jenes blutige Abenteuer erzählt. Er fühlte sich versucht, den Wüthenden niederzustoßen, um seinen jungen Herrn von dem gefährlichsten Feinde zu befreien. Aber er beherrschte die schon nach der Waffe zückende Faust und sagte ruhig: „Weißt Du, daß Dein Feind in Prag sich befindet, und Du keinem Schemen nachjagst?"

„Ich weiß es!" antwortete der Bosniake. „Ich weiß es, daß der Tag der Rache naht; ich weiß es, daß ich ihm nahe gewesen bin, denn das Herz zuckte mir zusammen, und vor meinen Augen flirrte Blut. Tag und Nacht durchstreif' ich die Straßen, um ihn

zu finden. Ich will ein Netz um ihn legen, das kein Gott, kein Teufel zerreißen soll."

„Fort, Scheusal!" rief Gregor mit Verachtung. „Du kannst nur den Wehrlosen verrathen und morden! Fort, sag' ich Dir, damit ich nicht in Versuchung komme, dem Henker in's Handwerk zu pfuschen!"

„Du kennst die Rache nicht, die süße Rache! Du bist kein Mensch, Du bist nur ein Deutscher!" grins'te Juritsch und verschwand in einer Seitengasse. Gregor sah zu spät ein, daß er einen Fehler begangen. „Du hast einen dummen Streich gemacht, Gregor!" sprach er zu sich selbst und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirne. „Lässest die Schlange entwischen, daß sie ihren Giftzahn wetzt auf Deinen Herrn. Getödtet hätt' ich die Memme nicht; nein, es dürstet mich nicht nach Schurkenblut! Aber ich hätt' ihn unschädlich machen, den giftgeschwollenen Zahn ihm ausreißen können. Ei, Gregor, was hast Du gethan, daß Du den Wolf nicht köterteſt! An Dir ist's nun, den Junker zu schützen! Ja, ich will sein Schutzgeist sein, ich will ihm nicht von der Seite weichen, meine Brust soll sein Schild sein, mein Auge soll für ihn wachen!"

Durch diesen Entschluß einigermaßen beruhigt, setzte er seinen Weg rascher fort und befand sich bald in der Wohnung der alten Christine. Diese empfing das Geschenk und den Auftrag Volkmar's mit tiefen Bücklingen und Danksagungen. „Der gnädige Junker ist gewiß ein Engel in Menschengestalt!" sprach sie. „Was küm-

mert ihn die arme, wahnsinnige Frau, daß er ihr seine Wohlthat zuwendet? Ein Anderer hätte sie gesehen und vergessen; er aber ist ein Engel. Gewiß hätt' ich an ihr gethan, so weit meine Kräfte reichen aus Christenliebe und Menschenpflicht; aber der gnädige Junker sieht weiter, er weiß, daß der Geist zwar willig, aber das Fleisch schwach ist."

„Laßt mich doch die Frau sehen," versetzte Gregor. „Das erfahrene Alter hat manchmal einen schärfern Blick, als die gutmüthige Jugend."

„Von Herzen gern!" versetzte Christine. „Ihr dürft keine Rasende erwarten; sie ist sanft und still und ich fürchte mich gar nicht mehr vor ihr, außer wenn sie mich mit den Augen so seltsam anblitzt. Ach, sie muß viel Herzeleid erlitten haben!" Sie hatte mit diesen Worten den alten Gregor nach der Kammer geführt, wo die Fremde unbeweglich mit gefalteten Händen in dem Lehnsessel saß. „Denkt Euch, Frau," sagte Christine, „der gütige Herr, der gestern bei Euch war, läßt sich nach Eurem Befinden erkundigen und sendet Geld für Euch, damit Ihr bei mir bleiben könnt, so lang es Euch gefällt. Wo die Noth am höchsten, da sind Gottes Engel am nächsten."

Die Fremde sah auf, und ihr unheimlicher Blick haftete lang und forschend auf Gregor, dem die Kniee zu schlottern und die Hände zu zittern begannen. Christine, die seine Bewegung bemerkte, flüsterte ihm zu: „Fürchtet Euch nicht! Sie thut keinem Kinde was zu

Leide. Freilich, ihre Augen thun weh, aber sie hat den Junker auch so angeblickt, und er hat sich nicht gefürchtet." Die Wahnsinnige schüttelte mit einem schmerzlichen Zucken um den Mund den von grauem Haar umwallten Kopf und versank wieder in ihr voriges Hinbrüten. Gregor durchrieselte es eiskalt, seine Zähne schlugen an einander, und durch die blutlosen Lippen murmelte er: „Sie ist's nicht! Sie kann's ja nicht sein!" — Er eilte, um aus der Nähe der Unglücklichen und aus dem Hause in die kalte ernüchternde Luft zu kommen. Christine sah ihm kopfschüttelnd nach. „Ich habe nicht gewußt, daß der Wahnsinn ansteckt!" sprach sie vor sich hin. „Jetzt weiß ich's!" — Aehnliche Gedanken hatte Gregor, der so gern an eine Täuschung der aufgeregten Sinne geglaubt hätte und sich einen Thoren schalt, aber doch immer wieder mit dem traurigen Bilde der Unglücklichen beschäftigt war. Neue Unruhe machte es ihm, daß er Volkmar nicht in seiner Wohnung fand, um dessen Leben er zittern mußte, seit ihm das Schwert bekannt war, das an einem dünnen Faden über seinem Haupte schwebte. Die Sorge und eine innere Seelenbangigkeit ließen ihm keine Rast; er ging, um seinen Herrn zu suchen und als ein schützender Engel ihm zur Seite zu schweben. Das Bild aber, das in seiner Seele aufgetaucht war, wie ein mahnender, vorwurfsvoller Zuruf aus längst vergangenen Tagen, wollte nicht von ihm weichen.

Volkmar hatte sein Roß selbst gesattelt und gezäumt

und war ausgeritten, um noch einmal seine schöne Unabhängigkeit zu genießen, ehe sie, vielleicht für immer, zu Grunde ging. Wer den hohen, stattlichen Jüngling in dem reichen Kleide, mit dem wallenden Federbarett auf dem blondlockigen Haupte sah, wie er spielend sein edles Roß über die Schneefläche der Straßen dahinlenkte, der mußte seine vollkommene Mannesschönheit bewundern, und nicht Mädchen allein waren es, die ihm ihre Blicke nachsandten, so weit sie konnten. Das edle Roß selbst schien stolz zu sein auf seinen Reiter, von dessen Hand es willig seine wilde Kraft abhängig machte; es hob den schöngeformten Kopf und den langen glänzenden Schweif und schnaubte behaglich durch die Nüstern. Er sprengte einer entfernten Vorstadt zu, die am Fuße des königlichen Wissherad lag.

Das Leben würfelt oft die Gegensätze wunderbar zusammen. So lehnt der arme Hirte und Landmann seine Lehmhütte an die Ueberreste marmorner Prachtpaläste, und das tiefste Elend weilt nicht selten neben königlichem Glanze, Mangel und Hunger neben den brechenden Tafeln des Ueberflusses. Die Vorstadt, die Volkmar eben durchritt, und über die der Hradschin in prunkender Majestät emporragte, bestand fast nur aus dürftigen Hütten, Wohnungen der Armuth, des drückendsten Mangels. Wo ein Antlitz aus den engen, mit geöltem Papier verklebten Fensteröffnungen heraussah, da war es von Sorgen durchfurcht, von Hunger entstellt, von bitteren Thränen der Noth abgehärmt. Volkmar fühlte

plötzlich sein Roß zurückscheuen, und eine bittende Kindesstimme rief ihm ein Paar böhmische Worte zu, die schon durch ihren rührenden Ausdruck dem Deutschen wie eine Bitte klingen mußten, hätten auch die gefalteten Hände, die Zähren und die zerlumpte Kleidung des etwa zwölfjährigen Mädchens, das, von der Verzweiflung der Noth getrieben, sich kühn dem Reiter in den Weg geworfen, nicht deutlicher zu seinem Herzen gesprochen, als es Worte vermochten. „Was willst Du, mein Kind?" fragte er mitleidig.

„Ach, guter Herr!" antwortete das Mädchen und deutete auf eine niedere Hütte, vor welcher sie eben standen. „Mutter ist krank, die Geschwister hungern und den Vater haben sie in den Thurm geworfen. Erbarmt Euch unser und gebt uns, wovon wir essen können!"

Volkmar wollte dem Mädchen ein Geldstück geben, doch besann er sich anders, sprang vom Pferde, gab den Zügel desselben dem Mädchen in die Hand und trat in die Hütte. Welch' ein Anblick ward ihm da! Auf verfaultem Stroh lag eine blasse abgezehrte Frauengestalt, deren eingefallene Augen sich geisterhaft auf den Jüngling richteten, dessen Haupt fast die Decke des schwarzgeräucherten Gemachs berührte. Weder Stuhl noch Tisch, noch ein anderes Hausgeräthe war zu erblicken; drei kleine Kinder, von denen das jüngste kaum zwei Jahre zählen mochte, kauerten weinend auf dem eisigkalten Lehmboden und verkrochen sich scheu beim

Anblick des fremden vornehmen Mannes an die kranke Mutter.

„Ihr seid krank und arm," sagte Volkmar, „ist Euch mit Geld geholfen?"

„Ach!" erwiederte die Frau mit schwacher Stimme, „es mangelt uns Alles, was das Leben fristet. Seht diese armen Würmer, seit zwei Tagen haben sie keinen Bissen genossen, und es hungert sie so sehr. Ich wollte gern Hunger dulden, wenn ich nur nicht sehen müßte, wie die armen unschuldigen Kinder leiden; ich wollte gern sterben, wenn ich sie nur nicht in der harten Welt zurücklassen müßte. Nun haben sie mir noch den Mann genommen, der doch that, was er konnte, unser Elend zu lindern."

„Welches Verbrechens willen?" fragte der Jüngling bewegt.

„Ach, er hat kein Verbrechen begangen!" antwortete die Frau. „Oder nennt Ihr Verbrechen, daß er aus dem königlichen Forste ein Bündel Holz nahm, um unsre erstarrten Glieder zu wärmen, und mit dem Waldhüter rang, der ihm die armselige Beute entreißen wollte? Sie hatten kein Erbarmen mit unserm Elend und warfen unsern Ernährer in den Thurm. Ach, wie hab' ich zum Himmel um Erbarmen gefleht! Aber er blieb kalt, und stumm, und unsre Noth ward immer ärger!" Einen Blick der furchtbarsten Anklage warf die Kranke bei diesen Worten nach Oben, einen Blick, vor dem Volkmar schauderte.

„Frevelt nicht, Frau!“ sprach er verweisend. „Gott hört die Klagen der Verlassenen und die Seufzer der Nothleidenden und sendet Menschen, dem Elend zu steuern. Nehmt und kauft Euch Brot. Den Gatten kann ich Euch freilich nicht wiedergeben und um Eure Gesundheit bittet Gott!“ Er warf der Kranken eine Handvoll Geld in den Schooß.

Thränen entstürzten den Augen der Frau. „Gott!“ rief sie mit gefalteten Händen. „Ja, Du erhörst noch das Flehen der Unglücklichen und sendest Deine Heiligen. O reicht mir Eure Hand, daß ich sie küsse, und ihr Kinder, umklammert die Kniee Eures Retters und stammelt ihm unsern Dank. Nun werd' ich auch gesund werden, denn meine Krankheit entsprang aus Noth und Sorge!“

Volkmar lehnte die warmen Dankesbezeugungen ab und wandte sich zum Gehen, um sich des reinen Genusses, den eine gute That gewährt, unverkümmert zu erfreuen. Da ward die Thür aufgerissen, und die unschöne Gestalt König Wenzel's trat in das Gemach und musterte mit raschem Blick seinen Inhalt. Die kranke Frau schrie laut auf und stammelte einen demüthigen Gruß. Volkmar war betroffen, doch verbeugte er sich ehrerbietig und zwanglos.

„Dein ist vermuthlich das Roß, das ich draußen sah,“ wandte sich Wenzel zu dem Deutschen. „Was führt Dich in diese Hütte? Willst Du helfen?“

„Ich habe geholfen, so weit meine schwache Kraft

reicht!" antwortete Volkmar. „Das Beste aber vermögt Ihr selbst zu thun, hoher Herr!"

„Geld?" erwiederte Wenzel lachend. „Weißt Du nicht, junger Mensch, daß des Böhmenkönigs Säckel oft leichter wiegt, als der eines Bettlers? Die Krone ist eine theure Last, und die böhmischen Herren lassen eher Blut, als Gold."

„Auch mein' ich eine größere Wohlthat, hoher Herr!" versetzte Volkmar bescheiden. „Der Ernährer dieser unglücklichen Familie schmachtet im Kerker eines geringen Vergehens willen, wozu ihn die Noth getrieben. Gebt ihm die Freiheit und Ihr habt die Armen gerettet. Es ist so schön, eine gute That vollbracht zu haben!"

„Du sprichst kühn, junger Mann!" antwortete der König. „Aber das gefällt mir! Ich muß Dich schon irgendwo gesehen haben; Du bist mir nicht fremd. Du bist kein Czeche?"

„Ich bin ein Deutscher," versetzte Volkmar, froh, daß Wenzel nicht weiter nach der Bekanntschaft forschte.

„Und liebst meine Böhmen?" fragte der König. „Das ist brav und gut von Dir! Nicht all' Deine Landsleute thun, wie Du. Sie spinnen ärgerliche Händel an, die mir das Leben verbittern. Als ob ein Königsschulternpaar nicht schwer genug zu tragen hätte! Und doch zerren sie mir am Purpur, weil ich mein Volk mehr liebe, als adlige Diebe und Räuber. Ich möchte helfen hier und da; es thut mir wehe, daß es Men-

schen in meinem Lande giebt, die darben; aber die Hände sind mir gebunden, und wo ich einem Räuber das gestohlene Gut entreiße, da schreien sie Zeter und hetzen das eigne Blut gegen mich auf. Merke Dir's, Jüngling, so Dir Jemand eine Krone bietet, so wirf sie von Dir; sie drückt Schwielen auf die Stirne. — Dein Mann soll frei sein, Weib, und hätt' er einen Edelmann oder einen Pfaffen erschlagen. Erinn're mich daran, junger Freund! Ja so! Ich vergaß, daß Du mit mir reiten sollst; auf dem Wissherad wollen wir einen Becher Wein selbander leeren. Ich hoffe, wir sollen Freunde werden. Dein Aug' ist nicht falsch; Du wirst nicht bestochen sein von meinen Vettern und Brüdern, nicht Gift und Dolch im Gewand führen. Komm', in wenig Minuten sitzen wir bei der Kanne."

Volkmar war im Tiefsten seines Herzens beschämt, und die Gluth der Scham trat ihm auf die Stirne. Das Vertrauen, das der König so arglos ihm schenkte, sollte er täuschen, und das Auge, das Wenzel treu nannte, sollte dennoch lügen? Er schwankte in der That einen Augenblick, ob er sich nicht dem Monarchen zu Füßen werfen und ihm bekennen sollte, was seine Seele bewegte. Dann fürchtete er aber den Jähzorn des Königs, der nicht selten in das Amt des Henkers griff, und schwieg, zumal er bedachte, daß es ja immer noch von seinem Willen abhänge, ob er Wenzel's Vertrauen zu unlauterem Zweck benutzen wolle.

Der König erschien dem jungen Deutschen mit

einem Male in einem ganz andern Lichte, als er ihn bisher, von Einflüsterungen und Parteiansichten befangen, zu betrachten gewohnt gewesen war. Noch glühte ja ein Funken königlichen Geistes in diesem unschönen Haupte, und menschliches Mitgefühl bewegte noch diese Brust, die ihm aller Menschlichkeit bar geschildert worden war. An allen Fehlern, die Wenzeln zur Last gelegt wurden, trug die Zeit, die Verderbtheit des Jahrhunderts einen nicht geringen Theil der Schuld. In zartem Alter zum König berufen, besaß er zu wenig Erziehung und Erfahrung und zu viel jugendlichen Ungestüm, um segensreich über ein Volk zu herrschen, das eines weise geführten Zügels bedurfte, um auf der Bahn seines Glückes und seines Ruhmes rüstig voranzuschreiten. Der Streit der Päpste 1380 verwickelte ihn zum ersten Mal in die Händel der Hierarchie, mit welcher er von nun an sein ganzes Leben lang zu kämpfen hatte. Er haßte von nun an die Priester, wie er den Adel haßte, der seine königliche Gewalt beeinträchtigte und mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache machte. Schonungslos fiel er über die Erstern her, deren sittenloses Leben in der That zum öffentlichen Aergerniß geworden war, und strafte Vergehungen des letztern auf eine Weise, welche das ganze Land mit Entsetzen erfüllte. Den Scharfrichter, der fast immer an seiner Seite war, nannte er mit gräßlichem Scherz seinen Gevatter, und seine wüthigen Bullenbeißer hetzte er nicht selten auf Menschen. Zweimal ward der gefürchtete

und gehaßte Monarch von seinen unmuthigen Unterthanen gefangen gesetzt und auf abenteuerliche Weise befreit; aber sein Charakter ward dadurch noch bösartiger, und neue Todesurtheile verkündeten seine Freiheit. Seit seiner dritten Thronbesteigung war sein wilder Ungestüm zur Thatlosigkeit geworden; in nächtlichen Orgien verschwendete er die Kraft, die er bedurft hätte, um ein durch Parteien so vielfach zerrüttetes Reich zusammenzuhalten, und während er dem übermäßigen Weingenusse fröhnte, ward das schöne Reich des großen Ottokar schmählig zerstückelt und untergraben. Das Volk verarmte mehr und mehr, denn die Hand war erschlafft, die sonst zuweilen wie ein Wetter auf die Peiniger und Blutsauger herabgekommen war, und die gewissenlosen Pächter der Zölle und Steuern wenigstens einigermaßen durch Schrecken in Zaum gehalten hatte. Nur zuweilen blitzte noch ein Strahl königlichen Geistes, wie Wetterleuchten, durch das zerfallene Königshaus. Wie aber Alles im Welt- und Menschenleben auf die strenge Basis der Nothwendigkeit gegründet ist, so war es nicht ohne Bedeutung, daß gerade ein solcher Mann auf dem böhmischen Throne saß. Er duldete den geistigen Fortschritt, wenn er ihn auch nicht verstand; er unterstützte ihn gleichsam, wenn auch nur, um ihn als Waffe gegen seine Feinde zu benutzen. Unter seinem Scepter konnte der Keim zu dem Baume erblühen, der ein Jahrhundert später kräftig erwuchs und bald fast alle deutschen Volksstämme überschattete. Mit gottbegeistertem Zorn durfte

Huß gegen die allgemeine Verderbniß, in welche König, Adel und Volk versunken waren, sprechen und predigen, und die Blitze seiner Rede selbst gegen Rom und das Pfaffenthum, als den Feind des Lichts und einer neuen bessern Zeit, schleudern; König Wenzel war dem freidenkenden Mann zugeneigt und nahm ihn oft gegen die Anfechtungen seiner Feinde in Schutz. Es vergnügte ihn, die Laster beider Stände so schonungslos durch den strengen Sittenprediger aufgedeckt zu sehen. Dehnte dieser seine Philippiken auch auf ihn selbst aus, so verzieh er ihm doch leicht, um der Demüthigungen willen, die seinen Feinden widerfuhren. Einmal klagten die Priester beim Könige; aber dieser antwortete lächelnd: „So lang' er wider uns Laien eiferte, freutet Ihr Euch, und wir litten es mit Geduld; da jetzt die Reihe an Euch kommt, so gebt Euch zufrieden.“ —

Man hätte glauben sollen, eine zahlreiche Familie wolle sich zum Frühstück versammeln: eine solche Last von ausgesuchten Leckerbissen war auf der Tafel aufgespeichert, und doch war dies Alles für den König allein bestimmt, der selten einem Zweiten die Theilnahme an seinen lucullischen Mahlen gönnte. Zu diesen Glücklichen gehörte heute Volkmar, auf welchem der Küchenmeister einen langen forschenden Blick haften ließ, indem er die Lippen zu einem fast unmerklichen, höhnischen Lächeln verzog.

„Nun setz' Dich nieder!“ sagte der König heiter zu seinem Gast, „und laß Dir baß behagen, was Gott

und unser Küchenmeister bescheert hat." Mit sichtbarem Wohlgefallen musterte er die mannichfaltigen Leckerbissen, deren würziger Geruch angenehm in die Nase duftete; dann führte er den vollen Pokal zum Munde und leerte ihn in langem Zuge. Lustig schnalzte er dann mit der Zunge, und schon flog der Meister Leibkoch herbei und füllte den Becher von Neuem mit dem edelsten Rebensafte.

„Bist ein ganzer Kerl!" sagte Wenzel launig. „Du hast Deine Kunst zur wahren Wissenschaft erhoben und sie wäre gewiß nicht unwürdig, daß ich ihr einen Lehrstuhl an unsrer Universität einräumte. Wahrhaftig, ich möchte sie den sieben freien Künsten als achte anreihen! Du bist der nützlichste Mann meines Hofes! Denn wo mir die Andern Aerger und Verdruß bereiten, da weißt Du wunderbar das Gemüth zu besänftigen. Ich bin rauh gegen Dich gewesen, aber Du sollst sehen, daß ich auch gnädig sein kann. Ein König hat so schwere Sorgen, daß öfter Ungewitter als Sonnenschein im Kalender seines Lebens steht."

„Nehmt's nicht für ungut," entgegnete der Koch dreist; „wär' ich König, wollt' ich mir all' diese Plagegeister leicht vom Halse schütteln. Was ist es da noch, König sein, wenn er darin selbst nicht über gewöhnliche Menschen erhaben ist?"

„Du hast Recht!" seufzte Wenzel. „Es reizt mich oft, die Last der Regierung mit einem Male abzuwerfen, aber dann murrt das Volk, diese tausendköpfige Hyder.

O sie haben mir schon viel der trüben Stunden verursacht, die Elenden, die nicht wissen, wie viel Lasten ein Königshaupt zu tragen hat!"

„Habt Ihr nicht die Macht, sie mit tausendfachen Streichen für jede Minute zu züchtigen, die sie Euch getrübt?"

„Ich that's, und die Welt nannte mich einen blutdürstigen Tyrannen!" entgegnete Wenzel finster. „Und am Ende wird der Arm auch müde, der ein ganzes Feld voll Distelköpfe abschlagen soll. Lege dem Ungeheuer hundert Köpfe zu Füßen, und es wachsen tausend an ihrer Stelle. Kannst Du Dir denken," wandte er sich zu Volkmar, „daß die leiblichen Vettern, der eigne Bruder mir nach Krone und Leben trachten? Sie stellen mir Fallen, sie umgeben mich mit Verräthern; aber ich kenne sie Alle, Alle! Brennt nicht ihr Gift in meinen Eingeweiden, daß ich den Brand durch Wein kaum löschen kann? Beim Schwert! es verlohnte sich nicht mehr, König zu sein, wenn nicht die kleinen Reize wären, die das Leben sonnig machen. Gieb mir zu trinken, Kamerad!"

Volkmar füllte den Becher des Königs und Wenzel war im Begriff, ihn zu leeren, als ein schwarzer Gedanke durch seine Seele fuhr; ein finsterer Blick schien sich in des Jünglings Seele bohren zu wollen. „Trink' den Becher aus!" schnob er ihn an.

„Wollt Ihr mich trunken machen?" lachte Volkmar, obwohl mit etwas gezwungener Heiterkeit. „Ihr

werdet sehen, es gelingt Euch nicht!“ Und er leerte den Pokal bis zum Grunde.

„Brav, mein Junge!“ nickte der König zufrieden. „Sollst künftig mein Mundschenk und Zechgenosse sein! Dann magst Du vom lustigen Wenzel erzählen, wenn Du nach Deutschland hineinkommst, nach dem heiligen römischen Reich, dessen Kaiser ich bin, trotz Pfaffen und Rebellen!“

Ein Page meldete die Königin, die den Gemahl in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen begehre. Wenzel runzelte die Stirne und gab mürrisch den Befehl, sie einzuführen. Bald darauf trat die Königin Sophia herein, eine edle Gestalt mit blassen, leidenden Zügen; der Schmerz über das wüste Leben des Gemahls nagte an ihrem Herzen, und der Gram hatte sie frühzeitig gealtert. Mit Wehmuth blickte sie auf Wenzel, der sich kaum in seinen Genüssen stören ließ. Volkmar war ehrerbietig aufgestanden und der Küchenmeister hatte sich in bescheidene Entfernung zurückgezogen. „Hat mein königlicher Herr Zeit, mir auf wenige Minuten Gehör zu schenken?“ fragte sie mit bitterm Anklang.

„Da Ihr einmal diese Stunde, die wir unsrer Muße geweiht, zu wählen beliebt habt, so sprecht!“ entgegnete der König mürrisch.

„Ich bat um Euer Gehör,“ sagte Sophia mit Nachdruck.

„Sprecht immerhin!“ lachte Wenzel. „Freundesohren sind taub, so ich's befehle!“

„Gestattet, königlicher Herr,“ sagte Volkmar, daß ich mich entferne!“

„Nein, nein! Ich befehle, daß Du hier bleibest!“ rief der König gereizt. „Wer hat zu gebieten in Böhmen, denn ich?“

Sophia ließ einen wohlwollenden Blick auf den Jüngling fallen, der sich in den entferntesten Winkel des Gemaches zurückzog. „Es ist nicht meine Sache, in der ich zu Euch komme,“ sagte sie dann mit Ruhe und Hoheit. „Es ist die Sache eines Theils Eures Volkes, das Gerechtigkeit an Eurem Thron erbittet. Ihr seid von Euren Regentenpflichten zu tief durchdrungen, um zu säumen, Euren schönen, wenn auch schweren, Beruf zu erfüllen.“

„Fürwahr!“ rief Wenzel aus. „Der geringste Bauer meines Reiches genießt die Stunden seiner Ruhe, und sein König —“

„Darum steht der Fürst auf der Menschheit Höhen,“ erwiederte die Königin ernst, „daß sein Auge stets offen sein soll für jede Noth seines Volkes, daß sein Ohr immer hören soll den Klageschrei der Bedrängten, des verletzten Rechts. Ihr seid zu weise, als daß ein Weib Euch mahnen dürfte an diese große Bedeutung des königlichen Namens. Die böhmische Nation Eurer Universität legte durch ihren Vertreter, den Magister Huß, die demüthige Bitte in meine Hände, um sie mit meiner schwachen Fürsprache an Euch gelangen zu lassen: Ihr wollet doch endlich ihren gerechten Beschwerden geneigtes

Gehör schenken und sie gegen die Anmaßungen und Uebervortheilungen der Fremden in gnädigen Schutz nehmen. Sie bittet um so mehr um Beschleunigung Eures königlichen Urtheilspruches, als die Zeit nicht mehr ferne, wo ein neues Oberhaupt der Universität zu wählen und bei dem Fortbestehen der bisherigen Verhältnisse wiederum zu fürchten sei, daß die Wahl zum Verdruß und zum Schaden der böhmischen Nation ausfalle."

„O diese hochweisen Herren haben mir schon viel trübe Stunden bereitet!" versetzte Wenzel. „Ich hätte fürwahr nicht übel Lust, meine Hand völlig abzuwenden! Die Starrköpfe! Und was ist es nun mehr, ob der Puppenkönig dieser Federhelden Hans heißt oder Kunz?"

„Ihr scherzt wohl, mein königlicher Herr!" entgegnete Sophia. „Ganz Böhmen steht vor Eurem Thron und fleht um Euren Schutz gegen die Anmaßung der Fremden, die sich gebahren, als seien sie im eignen Lande. Wollt Ihr Euer Volk gedemüthigt sehen, wo ein einziger Federzug von Euch es erheben könnte?"

„Nun ja, sie mögen recht haben!" erwiederte Wenzel. „Ich selbst hasse den Hochmuth dieser Deutschen. Ich möchte meinen Böhmen gern willfahren und hab' im Herzen schon für sie entschieden; aber sie mögen selbst bedenken, welch' Unheil daraus entstehen kann. O wie schwere Sorgen macht mir diese Carolina!" Die Sorgen zu versüßen diente ein voller Becher Wein. „Huß ist an Allem schuld!" fuhr er dann fort.

„Er hat mir die Gemüther aufgeregt, hat ihnen das Wort gegeben für ihre Wünsche. Mochten sie sich doch befehden und würgen, so viel sie wollten, ich hätte sie nicht gehindert. Das aber kann ich dem Magister nie verzeihen, daß er mich darein verwickelt hat. Er treibt's zu arg. Weil ich ihm wohlwollte, darum, weil er meine eignen Gedanken aussprach, hetzt er mir nun das ganze Pfaffengezücht auf den Nacken! Wär' ich noch stark wie sonst und hätte nicht das verdammte Gift im Leibe, so schleuderte ich wohl des Papstes Blitze auf sein Haupt zurück; aber die Last einer sorgenvollen Regierung hat mir das Mark verzehrt.“

„Und welchen Bescheid darf ich dem Magister vermelden?“

„Ich werde die Sache noch einmal reiflich erwägen. Sagt ihm, er solle bedenken, daß ein König gar selten seiner Neigung nachleben dürfe. Er solle mich nicht zwingen, Entscheidung zu geben. Uebrigens verbleibe ich sein gnädiger König.“ — Er athmete hoch auf, als er sich wieder mit seinen Tafelfreuden allein sah, und stärkte sich durch einen vollen Becher auf das schwere Königsgeschäft. —

Ende des ersten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig erschienen auch:

Anthom, Ludwig. Ein Fragment aus einer Biographie. 8. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Armand und **Angela,** oder das verkannte Geheimniß. 2 Thle. 8. 2 Thlr.

Byron's, die Braut von Abydos; Maseppa und Lebensklänge, deutsch von W. Gerhard. 8. geh. 15 Ngr.

Caledon. Sammlung der besten schottischen Gedichte und Lieder älterer und neuerer Zeit. 1r. u. 2r. Bd. gr. 12. carton. 2 Thlr. 18 Ngr.

Auch unter folgenden Titeln:

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1r. Bd. Burns' Gedichte, deutsch von W. Gerhard. Mit des Dichters Leben und erläut. Anmerkungen. gr. 12. cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

2r. Bd. Motherwell's und Tannahill's Gedichte, deutsch von H. J. Heinze. Mit Notizen aus dem Leben beider Dichter und erläuternden Bemerkungen. gr. 12. cart. 1 Thlr. 3 Ngr.

Dornau, Jul., Bergmann und Wilddieb. 8. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Elias, W., Decelia. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Gerhard's, W., Gedichte. 4 Bände. gr. 8. geh.

Druck-Velinp. 6 Thlr.

gegl. Schweizer-Velinp. 9 Thlr.

1r. u. 2r. Bd. Druck-Velinp. 3 Thlr. gegl. Schweizer-Velinp. 4 Thlr. 15 Ngr.

3r. u. 4r. Bd. A. u. d. T.: Wila. Serbische Volkslieder und Heldenmährchen. Druck-Velinp. 3 Thlr. gegl. Schweizer-Velinp. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Köhler, Ludwig,

Johannes Huss und seine Zeit Historisch-romantisches Zeitgemälde

Bd.: 1

Leipzig (1846)

P.o.germ. 745 u-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112726-7